NEUE DEUTSCHE LITERATUR
MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK
3. JAHRGANG HEFT 5 MAI 1955

Unsere Meinung — *Die Redaktion* 4
Anna Seghers 11

SIEBEN AUF REISEN. Neue literarische Reportagen
Der Traum des Malers — *Armin Müller* 12
Ich schrieb es in den Sand — *Jan Petersen* 17
„Sind das unsere Deutschen, Mama?" — *Peter Nell* 24
„Victoria" in Lenauheim — *Werner Eggerath* 33
Durch das Land der Skipetaren — *Herbert Ziergiebel* 54
Meersburg am Bodensee — *Heinz Klemm* 64
Lessings Grab — *Maximilian Scheer* 72
Schillers Jugend- und Kampfjahre — *Paul Reimann* 82
Epilog zum Kriege (1871) — *Georg Herwegh* 94
Heinrich Manns Essay über Zola — *Alfred Kantorowicz* 96
Zwölf Jahre — *Else Zweisam* 110

LITERATURDISKUSSION ZUM IV. DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERKONGRESS
Schriftsteller und Theorie — *Gerhard Scholz* 112
Maxim Gorki und die Literatursprache — *I. M. S.* 121

NEUE BÜCHER

Eberhard Hilscher: Ein Künstler als Abenteurer, S. 131; *Günther Cwojdrak:* Im Westen viel Neues, S. 142; *Alfred Könner:* Temperament und Tempo in der Reportage, S. 146; *Eduard Zak:* Landschaft und Leben, S. 149.

UMSCHAU

Geburtstagskinder: Alfred Kurella – Alex Wedding, S. 152; *Paul Hilbert:* „Das Ende von etwas, das Ernest hieß", S. 156; *Pierre Garnier:* Deutsche Literaturprobleme aus französischem Blickpunkt, S. 161; *Hans Lorbeer:* Das Märchen vom Schreiber, S. 164; ferner: „O diese Sprache!", „Schwarz eingerahmt", „Rot eingerahmt" u. a.

IM AUFTRAG DES DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBANDES
GELEITET VON WILLI BREDEL UND F. C. WEISKOPF
REDAKTION:
GÜNTHER CWOJDRAK, GÜNTHER DEICKE, HENRYK KEISCH
SEKRETARIAT: ACHIM ROSCHER

Die Beiträge von Armin Müller, Peter Nell und Herbert Ziergiebel entstammen Reportagebüchern, an denen die Autoren gegenwärtig noch arbeiten. Werner Eggerath ist Botschafter der Deutschen Demokratischen Republik in der Volksrepublik Rumänien. Heinz Klemms Betrachtungen über Meersburg sind ein Kapitel aus einem kommenden Landschaftsbuch über den Bodensee (Sachsenverlag); Maximilian Scheers Reportage „Lessings Grab" wird in dem Band „Spieler – Reisebilder aus Westdeutschland" (Aufbau-Verlag) enthalten sein.

Die Erzählung „Ich schrieb es in den Sand" von Jan Petersen gehört einem Zyklus von China-Erzählungen an. Der Autor hat im Herbst 1953 Volkschina bereist.

Wir verweisen auch auf die Rezensionen neuer Reportagebücher in der Rubrik „Neue Bücher" dieses Heftes.

Paul Reimanns Studie „Schillers Jugend und Kampfjahre" wird in seinem neuen Buch „Hauptströmungen der deutschen Literatur 1748 bis 1849 – Beiträge zu ihrer Geschichte und Kritik" enthalten sein, dessen Herausgabe der Dietz-Verlag vorbereitet.

Georg Herweghs Gedicht bringen wir zum Gedächtnis an den 80. Todestag der „eisernen Lerche" (7. April).

Professor Gerhard Scholz, Weimar, arbeitet zur Zeit über Probleme der Literaturtheorie Goethes. Sein Diskussionsbeitrag, der indirekt auch wichtige Schlußfolgerungen für die künftige Arbeit des Deutschen Schriftstellerverbandes enthält, wurde aus raumtechnischen Gründen von der Redaktion gekürzt.

Der Beitrag von Egon Erwin Kisch und die beiden Kisch-Anekdoten von Anna Seghers in unserem Aprilheft entnahmen wir dem Kisch-Kalender, der zu Kischs 70. Geburtstag im Aufbau-Verlag herauskommt.

Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit, wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja, sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.

Friedrich Schiller

Vor zehn Jahren, im Mai 1945, kapitulierte nach der Eroberung Berlins durch die Sowjetarmee das Oberkommando der Hitler-Wehrmacht. Der zweite Weltkrieg, der in Berlin begonnen hatte, fand in Berlin auch sein Ende. Der deutsche Faschismus, der deutsche Militarismus waren zerschmettert. Sie hatten das deutsche Volk an den Rand der Katastrophe gebracht. Millionen seiner Söhne waren in den Vernichtungsschlachten gefallen, Millionen Männer, Frauen, Kinder in den bombardierten Städten Deutschlands zugrunde gegangen. Die Industrie lag in Trümmern. Die Städte waren nur noch Ruinenstätten. Durch das Land zogen, Heuschreckenschwärmen gleich, Flüchtlingszüge und Trecks ausländischer Zwangsarbeiter.

Noch während des Krieges hatte das Oberkommando der Sowjetarmee erklärt, es wolle den Faschismus vernichten, nicht aber das deutsche Volk. Die Sowjetarmee befreite unser Volk durch ihren Sieg über die Hitler-Wehrmacht nicht nur vom Faschismus, sie half auch vom ersten Nachkriegstag an, die Not, das Elend und den Hunger, die der Krieg gebracht hatte, zu überwinden, und zugleich unserem Volk den Aufbau eines neuen, demokratischen Lebens zu ermöglichen.

Während die imperialistischen Besatzungsmächte im Westen unseres Vaterlandes lediglich die Restauration, den Wiederaufbau des Gewesenen betrieben und sich dabei auf die alten deutschen imperialistischen und kapitalistischen Machthaber stützten, die den zweiten Weltkrieg entfesselt und verloren hatten, weckte die sowjetische Besatzungsmacht im Osten Deutschlands die demokratischen Kräfte im Volk, insbesondere in der Arbeiterklasse, für den Neuaufbau, nachdem sich die beiden Arbeiterparteien zusammengeschlossen hatten. Die Bodenreform wurde durchgeführt, die neuaufgebaute Industrie volkseigen. Das gesamte wirtschaftliche, politische und kulturelle Leben wurde demokratisch gestaltet. Getreu dem Abkommen der Siegermächte in Potsdam wurden so die Voraussetzungen für eine demokratische und friedliche Entwicklung ganz Deutschlands geschaffen.

Heute, zehn Jahre nach der Zerschlagung des Hitlerfaschismus, ist Deutschland immer noch in zwei

Teile gespalten, und in seinem westlichen Teil sind bereits wieder die alten Faschisten und Militaristen obenauf, rüsten erneut auf, kündigen unverblümt an, daß sie das Volk ein drittes Mal zu einem Eroberungskrieg gegen den Osten führen wollen.

Die Spaltung Deutschlands, die Gefahr, die ein wiedererstehender deutscher Militarismus bedeutet, stellen jeden Deutschen vor eine riesengroße Verantwortung, besonders jeden deutschen Schriftsteller, der für sein Volk und die Kultur seines Landes das Beste leisten, ein Lehrer, Wegweiser und Vorkämpfer seines Volkes sein will.

Wir sind erfreut, daß die Zahl der Stimmen aus den Kreisen der Künstler und besonders der Schriftsteller im Westen Deutschlands, die eine Verbindung mit uns anstreben, die mit uns gemeinsam vorgehen wollen, um die Einheit der deutschen Literatur zu erhalten und unser Volk vor den Gefahren eines wiedererstehenden Militarismus und Faschismus zu bewahren, in letzter Zeit stark angewachsen ist. Es ist den amerikanischen Dollar-Makers nicht gelungen – und wird ihnen niemals gelingen –, alles und jeden in Westdeutschland zu korrumpieren. Nicht nur in der Arbeiterschaft Westdeutschlands, nicht nur in breiten Schichten der Werktätigen, nein, auch unter den Intellektuellen und unter den Künstlern verbreitet sich, allen Verleumdungen und Hetztiraden bezahlter Schreiber zum Trotz, die Einsicht, daß unser Vaterland nur durch gemeinsame Anstrengungen aller ehrlichen, aufrechten und kampfentschlossenen Patrioten aus West und Ost vor den Gefahren eines neuen Krieges geschützt, daß nur durch gemeinsame Anstrengungen die Einheit der deutschen Kultur und ihre friedliche Weiterentwicklung, die uns allen gleichermaßen am Herzen liegt, erhalten werden kann.

Wir sprechen es offen aus (ohne dabei zu verkennen, daß wir Schriftsteller in der Deutschen Demokratischen Republik noch bei weitem nicht all das leisten, was die Stunde von uns fordert): Wir fühlen uns in unserem literarischen Schaffen, in allem, was wir tun, verantwortlich für *ganz* Deutschland. So und nicht anders sehen wir unsere Aufgabe. So und nicht anders gehen wir an jede künstlerische Arbeit. So und nicht anders sind wir wert, uns deutsche Schriftsteller zu nennen.

Zehn Jahre ist der Friede alt. Es ist ein junger und zudem ein recht unsicherer Friede, haben wir doch bisher nicht einmal einen Friedensvertrag bekommen. Wir reichen unsere Hand allen Schriftstellern im Westen unseres Vaterlands, die den Frieden und die Kultur erhalten wollen und bereit sind, allen jenen energisch Widerstand zu leisten, die von Remilitarisierung und von neuen

Kriegsabenteuern träumen. Erbarmen wir uns des Zustands unseres Vaterlandes! Retten wir gemeinsam unser Volk und Land vor neuem Krieg und drohendem Untergang!

wb

Daß der Repräsentant eines Staates eine Rede über einen großen Dichter hält, braucht nicht unbedingt die Kulturliebe dieses Staates zu bekunden. Die Tatsache, daß etwa Professor Heuß sich gelegentlich im Stil eines bemühten Feuilletonisten über Schiller verbreitet hat, beweist alles andere als die Kulturliebe des Bonner Bundesstaates; sie kann lediglich als Versuch gewertet werden, eine kulturmüde und kulturwidrige Wirklichkeit hinter einer prunkenden Wortfassade zu verbergen.

Anders verhält es sich, wenn die Rede eines verantwortlichen Staatsmannes die kulturelle Praxis des Staates bestätigt, den er vertritt: das trifft zu für die Rede, die Ministerpräsident Otto Grotewohl Anfang April vor der Jugend in Weimar gehalten hat. Auch in ihr sehen wir einen Beweis für das besondere Verhältnis, das unser demokratischer Staat zu den großen Schöpfungen und Gestalten der deutschen Kultur besitzt.

Die deutsche Bourgeoisie hat zwar nie darauf verzichtet, Schiller bei festlichen Gelegenheiten mit rhetorischem Lorbeer zu schmücken und sich selbst mit ausgesuchten Worten des Dichters zu drapieren. Wann immer sie aber auch versucht hat, ihn für ihre Ziele zu gebrauchen, ist es ein Mißbrauch gewesen. Bismarck zum Beispiel ließ sich unmöglich noch auf Schiller reimen – nicht einmal preußischen Hofdichtern hätte ein solches Vorhaben gelingen können. Heute ist der tiefe Widerspruch zwischen der antinationalen Politik der westdeutschen Bourgeoisie, die sich mit amerikanischer Hilfe wieder hochgerappelt hat, und dem nationalen Gehalt des Werkes von Friedrich Schiller vollends unüberbrückbar geworden. Darüber können keine feuilletonistischen Floskeln hinwegtäuschen.

Otto Grotewohl hingegen konnte sich zu Recht auf diesen nationalen Gehalt des Lebenswerkes von Friedrich Schiller berufen. Es handelt sich hier nicht um billige und oberflächliche Aktualisierungen, nicht darum, Schiller als Kronzeugen für die Richtigkeit dieser oder jener Maßnahme unserer Regierung anzurufen: es geht um das geschichtliche Vermächtnis Schillers, dessen Verwirklichung uns heute aufgegeben worden ist.

In unserem Bestreben, den demokratischen und nationalen Ideen, die Schillers beste Werke beseelen, im ganzen deutschen Lebensbereich Geltung zu verschaffen, wissen wir

uns auch mit vielen Menschen im Westen unserer Heimat einig. Welcher Deutsche wird sich auf die Dauer damit abfinden, daß Marbach und Weimar in zwei verschiedenen deutschen Staaten liegen? Schiller ist allen verbündet, die heute danach streben, die Lebensfragen unserer Nation zu lösen: möge jeder seinen Teil dazu beitragen. *gc*

Kongresse werden nicht immer nur *verschoben:* sie finden zu guter Letzt wirklich statt. Eines nicht sehr fernen Tages wird auch der Vierte Deutsche Schriftstellerkongreß aufgehört haben, ein Versprechen der Schriftsteller an sich selbst zu sein. Sind wir vorbereitet?

Sportlern, die mit der Vorbereitung auf einen schweren Wettkampf zu früh beginnen, passiert es zuweilen, daß sie sich zu sehr verausgaben, übertrainiert am Start erscheinen und infolgedessen enttäuschen. Die Gefahr, daß es uns ähnlich ergehen könnte, ist nicht ganz von der Hand zu weisen; denn es ist schwierig, sich über einen Zeitraum von nahezu eineinhalb Jahren hinweg in Erwartung eines Ereignisses, das immer in Kürze bevorzustehen scheint, „in guter Kondition" zu halten.

Der beste Weg, um dieser Gefahr zu entgehen, besteht darin, die „Vorbereitung" nicht als eine Kampagne, als ein zeitweilig aktuelles, morgen wieder in den Hintergrund tretendes Objekt propagandistischer Stoßarbeit zu begreifen. Die Literatur und ihre Probleme sind *immer* aktuell. Um im Bilde zu bleiben: was ist von einem Athleten zu erwarten, der kurz vor dem Start durch verspätetes, wenn auch vielleicht um so intensiveres Training eine Form zu gewinnen sucht, die in Wirklichkeit nur durch ständige und regelmäßige Bemühung erreichbar ist?

Noch weniger überzeugend würde natürlich ein 5000-Meter-Läufer wirken, der etwa seinen ohnehin unumgänglichen täglichen Weg zur Arbeitsstätte, den er in gemütlichem Tempo zu absolvieren pflegt, als Vorbereitung auf ein bevorstehendes Meisterschaftstreffen ausgäbe. Nicht viel anders aber ist die Praxis mancher unserer Zeitungen, die sich jahraus jahrein, im Spaziergängertempo gewissermaßen, um die Literatur besorgt zeigen, dieses Tempo auch in der Zeit der Kongreßvorbereitung keineswegs erhöhen, dafür aber Beiträge, die offenbar in jedem Falle hätten erscheinen sollen und können, mit der Überschrift „Diskussion zur Vorbereitung des Schriftstellerkongresses" versehen.

Fast umgekehrt liegt der Fall für die „Neue Deutsche Literatur". Ob Kongreß oder nicht, ob Vorbereitung oder nicht – die Literatur-

diskussion in allen ihren Formen bildet zu jeder Zeit den Inhalt und den eigentlichen Daseinsgrund unserer Zeitschrift. Formales Herangehen an diese Aufgabe, das man bei andern kritisieren, aber schließlich verzeihen würde, wäre in unsern Spalten unverzeihlich. Eine der Voraussetzungen unserer Arbeit ist unsere Gewißheit, daß wir ununterbrochen den nächsten Schriftstellerkongreß vorbereiten, und sollte er auch erst in Jahren zu erwarten sein. Nur zögernd also und nur mit dem schlechten Gewissen, einen Pleonasmus zu begehen, fügen wir dem Titel unserer seit Monaten erscheinenden Diskussionsrubrik im vorliegenden und in den kommenden Heften die Worte „zum IV. Deutschen Schriftstellerkongreß" bei: es kann vielleicht nicht schaden, die Dinge so deutlich zu machen, daß auch der Blindeste sie mit dem Taststock erfühlt. *bk*

Aufsätze in der Tagespresse, Untersuchungen in den Zeitschriften sind natürlich bei weitem nicht das einzige, auch nicht das wichtigste und geeignetste Mittel, den Schriftstellerkongreß vorzubereiten. Die direkte, lebendige Diskussion auf allen Ebenen ist unentbehrlich. Unser Verband hat, bei allen Schwächen seiner Arbeit, in dieser Hinsicht manches erreicht. In die gleiche Richtung ging die vom Ministerium für Kultur Anfang April einberufene Konferenz der Kritiker aller Kunstsparten. Es lag im Wesen der Dinge – und nicht nur daran, daß Professor Hans Mayer, der das interessante Eingangsreferat hielt, mit diesem Einzelgebiet besonders verbunden ist –, daß auf der Konferenz die Probleme der Literaturkritik besondere Beachtung fanden: die Literatur zeichnet sich ja vor den anderen Künsten dadurch aus, daß ihr Mittel, das Wort, nicht nur Träger der ästhetischen Qualität ist, sondern zugleich unmittelbarer Ausdruck des Gedankens, der Aussage. Diese Eigenschaft muß ihr einen Sonderplatz sichern. Diese Eigenschaft ist es auch, die den Fragen der Literaturkritik ihre besondere Bedeutung gibt.

Neben dem nicht geringen allgemeinen Nutzen einer klärenden Gegenüberstellung von Auffassungen und Gesichtspunkten brachte die Konferenz ein wichtiges praktisches Ergebnis: Das Ministerium für Kultur wird auf dem eingeschlagenen Weg weitergehen und in absehbarer Zeit die Kritiker zur Beratung der spezifischen Probleme ihres Fachgebiets wiederum zusammenrufen. Wir würden uns sehr wünschen, daß diese „Fachkonferenzen" so wenig wie möglich beim Allgemeinen verweilen, daß sie vielmehr, wie es auch vorgeschlagen worden ist, sich

bemühen, Beispiele für die kritische Praxis zu statuieren. Wir könnten uns etwa vorstellen, daß ein bestimmtes Werk oder – im Zusammenhang mit einer Gruppe von Werken – bestimmte, ihnen gemeinsame Fragen zum Gegenstand der Beratungen gemacht werden. Auf diese Weise ergäbe sich ganz von selbst die zwingende Notwendigkeit, Maßstäbe zu liefern und sie zu begründen. Der Kritiker, der sonst ex cathedra spricht und, von Ausnahmefällen abgesehen, keinen Widerspruch zu erwarten braucht, müßte hier seine Kriterien definieren, vielleicht gar sie rechtfertigen und ihre Festigkeit am Prüfstein der direkten Kontroverse erproben.

Kein Zweifel, daß nicht nur er, sondern auch Autoren und Lesepublikum dabei gewinnen würden.

hk

Wenn wir in dieser Rubrik künftig häufiger auf neue Bücher, besonders auf Neuausgaben und Anthologien aus unserem Literaturerbe hinweisen, so deshalb, weil wir die kulturpolitischen Gesichtspunkte stärker hervorheben möchten als dies gemeinhin in einer Rezension der üblichen Art geschieht. Der Begriff „Aneignung des klassischen Erbes" ist schon fast zu einem Schlagwort geworden; es vergeht kaum eine Tagung, Konferenz oder kulturpolitische Kundgebung, wo dieser Begriff nicht proklamatorisch gebraucht oder mißbraucht würde. Dennoch wird es immer wieder notwendig, auf die Bedeutung unseres nationalen Kulturerbes hinzuweisen, Kunstwerke und Kulturperioden beschreibend und lehrend zu erläutern, bedeutende Werke, die fast verschüttet oder nur noch kulturhistorisch interessierten Kreisen zugänglich waren, in populären Ausgaben neu herauszugeben. Das Goethewort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, *erwirb* es, um es zu besitzen", gilt heute mehr denn je; denn was im späten Bürgertum erstarrt war, wurde vom Faschismus, verbunden mit der faschistischen Geschichtsklitterung, bewußt verfälscht. Das erschreckend niedrige Bildungsniveau, mit dem der größte Teil der deutschen Jugend vor zehn Jahren den Tag der Befreiung erlebte, stellte allen Kulturinstitutionen große Aufgaben. Ein neues realistisches Geschichtsbild mußte erarbeitet werden, und in Verbindung damit galt es, unsere nationale Kultur in ihren wahren Proportionen und Tendenzen neu darzustellen.

Als einer der ersten nach der Befreiung vom Faschismus hat Johannes R. Becher stets von neuem auf die Dichtung unseres 17. Jahrhunderts, die Barockdichtung, hingewiesen, die in früheren Zeiten als „Gelehrtenpoesie" gegenüber der

Volksdichtung immer wieder verkleinert, wenn nicht überhaupt als „überfremdeter Schwulst" abgetan worden war. Die kleine Gryphius-Auswahl des Aufbau-Verlages ist auf solch eine Anregung Johannes R. Bechers hin entstanden. Wer die Dichtung Johannes R. Bechers kennt, wird wissen, daß Becher gerade aus der Dichtung des 17. Jahrhunderts starke Anregungen für seine Deutschlanddichtung empfing; vielleicht ist mancher Leser der Gedichte Bechers erst durch das Sonettenpaar „Tränen des Vaterlandes Anno 1937" auf das großartige Sonett von Gryphius „Tränen des Vaterlandes Anno 1636" aufmerksam gemacht worden.

Johannes R. Becher hat nun die Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts gesichtet und unter dem Titel „Tränen des Vaterlandes" in einer umfangreichen Auswahl vorgelegt (Verlag Rütten & Loening, Berlin 1954). Den Werken der Dichter dieses Jahrhunderts (die Auswahl beginnt mit Luther als dem Schöpfer unserer modernen Schriftsprache und endet mit Johann Christian Günther, der bereits die barocke Verssprache durchbrach) folgen Landsknechtlieder und Volkslieder, so den ganzen Geisteskampf und das schöpferische Ringen in diesem unglückseligsten Jahrhundert deutscher Geschichte offenbarend (wobei wir die Landsknechtlieder vor allem als „Flugblattgedichte" aktuell-publizistischen Charakters zu werten haben). Der kulturhistorische Wert dieses Buches, das eine lang versäumte Ehrenpflicht erfüllt, wird nur in einem wissenschaftlichen Essay voll zu würdigen sein. Sein aktuell kulturpolitischer Wert ist von Johannes R. Becher schon vor Jahren in zwei Sonetten angedeutet worden: „An die Dichter des ersten Dreißigjährigen Krieges", „Wir Dichter des zweiten Dreißigjährigen Krieges". In den „Deutschen Sonetten" wird (ohne direkte Anspielung auf die Zeit des Dreißigjährigen Krieges) diese Reminiszenz erneut klar, wenn zum Beispiel eines dieser Sonette schließt: „Hier spricht ganz Deutschland! Hier spricht die Nation!" Die Dichter des 17. Jahrhunderts sprachen im Namen der Nation; sie waren fast die einzigen, die im Namen der Nation sprechen konnten, die einzigen, die die Einheit der deutschen Nation, nämlich seine sprachliche Einheit, noch aufrechterhielten und in bessere Zeiten hinüberretteten. (Aus diesem Grunde auch hat Johannes R. Becher in einem vierten Teil des Bandes Auszüge aus Schriften über die deutsche Sprache von Moscherosch, Schottel und Leibniz mitveröffentlicht.) Auch die patriotischen deutschen Dichter unseres Jahrhunderts sprechen im Namen der ganzen Nation, führen den Kampf um die Einheit Deutschlands und den Frieden. Daß sich das

nationale Unglück des 17. Jahrhunderts nicht wiederhole, daß der Frieden endlich gesichert werde, daß die beiden Teile Deutschlands glücklich wieder zusammenfinden mögen: in diesem Bestreben vereinen sich unsere Stimmen mit denen der Dichter des Dreißigjährigen Krieges. Darüber hinaus vermittelt das Buch uns Perlen der deutschen Poesie. Man wird nicht müde, in diesem Buch zu lesen. *gd*

Wer nur glaubt, was er sieht, und vor fünf Jahren unseren Stockholmer Appell noch nicht verstand, der sieht heute Atomkanonen auf deutschem Boden. Hitlergenerale, Kriegsverbrecher sollen wieder als Herren über Leben und Tod eingesetzt werden.

Wenn es nach ihnen und ihren Auftraggebern ginge, würden sie noch einmal, und diesmal mit Massenvernichtungsmitteln, auf die Menschheit losgelassen. Sie würden lieber uns und unsere Kinder in Staub verwandeln, als ihre Macht und ihren Profit verlieren. Lieber als Deutschland vereint zu sehen, würden sie seine Städte und Wälder verbrennen, seine Flüsse vergiften, sein Korn, seine Trauben und Äpfel. Sie würden lieber Europa in eine Wüste verwandeln, als den Tag erleben, an dem seine Nationen friedvoll zusammen leben.

Aber es geht nicht nach ihnen, es geht nach uns. Unser Appell steht wie ein Wall vor unserem Leben und unseren Kindern, wenn wir ihn alle unterschreiben. Er beschützt die Völker, und das Häuflein Kriegstreiber mauert er ein. Wo aber eine Unterschrift fehlt, dringen Lüge und Dummheit durch die Lücke, Zweifel und Furcht, Gleichgültigkeit und Kleinmut, und damit der Krieg.

Viele Menschen glaubten, das Jüngste Gericht stünde bevor, als das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung herankam. Heute droht man uns auch mit Weltuntergang, vor dem Ende des zweiten Jahrtausends. Aber wir kennen die Fabrikanten dieser Apokalypse. Wenn die Atomkraft von uns abhängt, kann unsere Erde reicher, schöner und fruchtbarer werden. Unsere Unterschrift unter den Appell gegen die Vorbereitung des Atomkrieges bedeutet nicht nur: Wir wollen keine menschenleere, verwüstete Erde hinterlassen. Sie bedeutet zugleich auch: Wir hinterlassen unseren Kindern eine Erde, die fruchtbarer, reicher und schöner sein wird als unsere. *Anna Seghers*

Im Sommer vorigen Jahres veröffentlichten wir – als eine Art literarhistorischen Querschnitt – die Serie „Reportagen aus vier Jahrhunderten". Wir bezeichneten damals die Reportage als „vernachlässigtes Genre". Zu unserer großen Freude sind inzwischen eine Reihe Reportagebücher erschienen, weitere sind bei unseren Verlagen in Vorbereitung. Als Vorschau auf diese Bücher und als Ergänzung zu der in unserem Heft 8/1954 erschienenen Serie bringen wir heute eine Reihe moderner Arbeiten dieses Genres, wobei wir auch Arbeiten einbeziehen, die – ähnlich wie bei Kisch – ins Erzählerische hinüberreichen.

Korea

Armin Müller

DER TRAUM DES MALERS

Mittags, wenn die Sonne steil über den staubigen Steinen steht, flimmern die Lüfte, als sei die Erde ein Backofen. Um diese Stunde nistet eine seltsame Taubheit in den Ohren, man spürt die Zunge im Munde liegen wie einen schweren, rissigen Klumpen und verzichtet darauf, mit seinem Begleiter zu sprechen. Im stillen bewundert man ihn, unermüdlich geht er neben einem her, zeigt hierhin und dorthin, wischt wohl auch einmal mit seinem Tuch über die Stirn, doch er lächelt. Wie alle seine Landsleute erträgt er die Glut mit geduldigem Gleichmut. Unsereiner aber entdeckt sich auf der Suche nach Schatten. Man hört die Stimmen nicht mehr, die um einen sind, und die Augen schmerzen von dem, was sie sehen müssen.

Wo aber sind Schatten und Kühle zu finden in einer Stadt, die ihre Mauern, ihre Bäume verloren hat? Man muß hinaufsteigen auf den Marabongberg, dort gedeihen Kiefern und Akazien, die Gräser sind frisch und ohne Spuren. Dort spürt man den Wind, der vom Taidong heraufweht, jenem Fluß, der sich wie eine funkelnde Schlange durch Stadt und Tal windet. Dort hört man die Vögel singen, und Schmetterlinge sieht man, die über die Wiesen flattern.

Auf diesem Berge traf ich einen jungen Koreaner. Er hockte unter den Zweigen einer Akazie und malte. Die Palette in der Linken, schaute er immer wieder an seiner Staffelei vorbei hinunter in das flimmernde, dunstige Tal. Sein Blick fiel auf die Reste der Stadt, auf das Geröll und auf die schiefen,

kleinen Dächer der Hütten, auch auf die schimmernden Gerüste der neuen Häuser, die am Fuße des Berges in die Höhe wuchsen, und auf die Kräne mit den schlaffen roten Fahnen. Doch die Leinwand zeigte mir ein anderes Bild. Ich sah zwei Mädchen in Sommerkleidern, eines in einem weißen, das andere in einem roten. Das mit dem roten Kleid hielt einen gelben Sonnenschirm in der Hand. Die beiden schmiegten sich aneinander und schauten den Hang hinab auf eine leuchtende, weiße Stadt mit spiegelnden Dächern und hohen Türmen.

Ich muß gestehen, daß mich dieses Bild erschütterte. Der Maler hatte seinen Traum gemalt.

Eine sachlichere Sprache spricht der leitende Architekt der Stadt. Er hat eine große Karte vor mir ausgebreitet und zeigt mit seinem Finger bald hierhin, bald dorthin. Manchmal zeichnet er eine schnurgerade Linie, dann erzählt er mir von einer neuen Straße; manchmal beschreibt er aber auch die Seiten eines Quadrates, dann ist von einem neuen Stadtteil die Rede. Der Mann spricht unaufhörlich, seine Erklärung nimmt kein Ende. Das ist kein Wunder, die Phjongjanger haben imposante Pläne.

Wie ich erfahre, wird in der Zeit, die ein Neugeborenes braucht, um in das Alter zu kommen, da Liebende einander küssen und Briefe schreiben, in diesem Tal eine Stadt entstehen, die geräumiger und schöner ist als die zerstörte. Eine Million Einwohner wird sie in zwanzig Jahren beherbergen, das sind doppel soviel als vor dem Kriege. Und alle werden Platz haben zum Schlafen und zum Essen, Platz zum Arbeiten und zum Studieren. Das will etwas heißen in einem Land, in dem kaum ein Stein noch auf dem anderen steht, dessen Bewohner dazu verdammt waren, eine ganze Generation fremder Unterdrücker zu ertragen. Vierzig Jahre hindurch waren die Japaner die Herren des Landes, sie haben dem Volk kaum die Luft zum Atmen gegönnt. Die Statistiken sagen, daß auf einen Koreaner im Höchstfall eine Wohnfläche von zwei Metern im Quadrat kam, daß viele sich aber mit noch geringerem Raum begnügen mußten. Bitter und qualvoll ist die Erinnerung, die aus solchen Zahlen spricht.

Nun verstehe ich, warum die Stadt, die doch Hunderttausenden ein Dach gab, so erschreckend klein ist. Mühelos kann man sie mit einem Blick überschauen. Eng und unwirtlich müssen die Straßen gewesen sein. Doch die Menschen, die darinnen gewohnt haben, hängen an ihnen, wie jeder an dem Fleckchen Erde hängt, das ihm Heimat und Erinnerung bedeutet. Stahl und Dynamik haben die vertrauten Züge ausgelöscht. Das neue Phjongjang aber, der Traum des Malers und der Plan des Architekten, wird von einem Gebirgszug zum anderen reichen. Seine Häuser werden jedem Bürger einen Wohnraum bieten, der fünf- bis achtmal so groß ist wie früher. Die einzelnen

Stadtteile werden Klubhäuser, Schulen, Krankenanstalten und Kinos, Grünanlagen und Geschäftsstraßen besitzen. Das Leben wird lebenswert werden.

Der Mann im weißen Mantel schlürft von dem gelben, abgestandenen Tee, den uns ein Mädchen gebracht hat. Er blickt durch das niedrige Barackenfenster und lächelt. Ich denke an den Maler vom Marabong und weiß, daß die Träume und Pläne dieser beiden die Träume und Pläne des ganzen Volkes sind. Mir fallen die Worte Li Chung Hos ein, eines jungen Schachtarbeiters von Phjongjang.

Es war an einem heißen, sirrenden Vormittag, da stand er vor mir, ein Junge mit einem breiten, narbigen Gesicht. Ich war in die Nähe des Taidong gegangen, um den Ort zu besuchen, an dem die Politechnische Hochschule entsteht. Ich hatte gehört, daß gegenwärtig auf vierzig solchen Baustellen Gebäude für Schulen, Institute und für die verschiedenen Fakultäten der Phjongjanger Universität errichtet werden. Der breitbrüstige, rote Ziegelbau war schon bis in sein viertes Stockwerk gediehen. Ich kroch über Sandhaufen und Bretterstapel und sah, daß die Gerüstbalken mit Baststricken zusammengebunden waren. Emsiges, dumpfes Pochen drang aus den Fensterhöhlen zu ebener Erde. Während im vierten Stockwerk die Maurer Ziegel schichteten, hantierten in den unteren Räumen Tischler und Zimmerleute.

Li Chung Ho wischte sich die Erde von den Händen und trat zu mir. Ich erfuhr von ihm, daß es sich bei diesem Bau nur um einen Teil der Polytechnischen Hochschule handele, alle übrigen Komplexe des Instituts, das dreitausend Studenten beherbergen wird, sollen im Verlauf der nächsten zwei bis drei Jahre fertiggestellt werden.

Der umherwehende Staub legte sich wie eine brennende Puderschicht auf Stirn und Lippen, er verkrustete die Augen. Ich sah Koreanerinnen in langer Reihe an uns vorüberwandern –, sie trugen hölzerne Stangen auf ihren Köpfen. Schon am ersten Tage meines Aufenthaltes hatte ich bemerkt, daß hierzulande die Frauen jede Last, auch die unscheinbarste, auf diese Weise befördern. Das verleiht ihnen einen aufrechten, schönen Gang; ihre Hüften wiegen sich bei jedem Schritte, doch die Schultern, der Kopf bleiben unbewegt. Li Chung Hos schmale Augen folgten meinem Blick. „Wir haben es schwer", sagte er. „Köpfe und Hände müssen bei uns die Arbeit von Maschinen und Motoren verrichten. Doch es war nicht immer so . . ." Er schickte einen Blick in den blauen, wolkenlosen Himmel, als gelte es, dort einen unsichtbaren Feind zu töten. „Sie haben uns alles genommen. Mich haben sie verwundet. Doch sie verrechnen sich immer wieder. Wir gönnen uns keine Ruhe. Dieses Haus wird früher gedeckt sein, als die Architekten es vorausgesehen haben. Wir wollen doch, daß unsere Studenten rascher mit ihrer Arbeit beginnen können . . ."

Das sagt mir ein junger Schachtarbeiter, der sich danach sehnt, in einem steinernen Hause, in Zimmern mit gläsernen Fenstern zu wohnen, der jedoch Freude daran hat, seinen studierenden Altersgenossen Hörsäle und Seminarräume zu bauen.

In dieser Hütte hätte Li Chung Ho zu Hause sein können. Ich stand vor einer vierwändigen, mannshohen Behausung, die geschickte Hände aus Steinen, Brettern, Balken und Bastflechten zusammengefügt hatten. Doch die Weißhaarige, die mir erschrocken in den Weg trat, hörte auf einen anderen Namen. Ich habe ihn vergessen, nicht vergessen aber habe ich die mißtrauischen, lodernden Blicke, die mich trafen, als ich zwischen den Maisstengeln vor der Türschwelle erschien und darum bat, mit den Bewohnern der Hütte ein paar Worte zu wechseln. Die Alte war allein. Zwar lebte sie mit ihren Töchtern und den Enkelkindern zusammen, doch die Frauen waren nicht daheim. Die eine half beim Bau eines Wohnhauses, die andere arbeitete in der Spinnerei. Auch von den Kindern war keines zu sehen, sie spielen in der Nachbarschaft, nur ihre Rufe waren zu hören.

Noch immer stand die Weißhaarige mit ihrem Rücken vor der Tür, als wollte sie den Eingang behüten. Erst als der Dolmetscher mich vorgestellt hatte, wurde sie zugänglicher. In ihren Augen aber, so schien es mir, flackerte das Mißtrauen weiter. Sie machte einen Schritt zu der Feuerstelle, einem aus Lehm und Steinen gefügten Herd vor dem Hause, und nahm den rußschwarzen Topf von der Glut. Sie setzte ihn auf den Erdboden und stellte sich vor uns hin. Ihren mageren Körper umschloß ein langer, übereinandergeschlagener Rock aus gelblichweißem gazeartigem Gewebe. Bis in die flachen Leinenmokassins hinein reichten die Hosen aus dem gleichen Gewebe wie der Rock, und über die Schultern hing eine Art Bolero, dessen Zipfel die Alte über ihrer Brust scheu zusammenhielt.

Da ich inzwischen erfahren hatte, wie hierzulande Gespräche zwischen Gastgebern und Gästen beginnen, wünschte ich ihr Gesundheit und langes Leben. Da machte sie mit ihrem schmalen, weißen Kopf eine leichte Bewegung nach vorn. Ich verriet ihr, daß ich von weither komme und gerne wissen wolle, wie es ihr ergehe.

Sie hob die freie Hand und sagte, daß sie den Fremden begrüße. Dann begann sie zu erzählen. Immer wieder stockte sie und suchte nach Worten. Sie drückte sich umständlich aus, doch was sie sagte, glich auf eine einfache, klare Weise dem Traum des Malers. Ihre Worte glichen dem Plan des Architekten ebenso wie dem Eifer Li Chung Hos. Sie stand mit hängenden Schultern vor uns und erzählte die Geschichte ihres Leids, ihrer Hoffnung.

Ihr Mann und zwei ihrer Enkelinnen waren von amerikanischen Bomben getötet worden. Ihre älteste Tochter hatte die Quälereien der Eindringlinge

nicht überlebt, und einer ihrer Schwiegersöhne war an der Front gefallen, die beiden anderen dienten dem Vaterland als Soldaten. „Wir haben keinem etwas zuleide getan", sagte die Trauernde. „Immer sind wir anständige, brave Leute gewesen. Aber sie haben uns keine Ruhe gelassen."

Die Alte schwieg und ging einen Schritt zur Seite, dadurch gab sie den Eingang in ihre Hütte frei. „Sie sollen hineinschauen", forderte mich der Dolmetscher auf. Ich nahm die Gelegenheit wahr und warf einen Blick durch die schmale Tür. Die engen Wände waren mit Zeitungspapier bespannt. Eine Woge stickiger Wärme schlug mir entgegen. Der Raum war eng und düster. Ich hörte jemanden sagen, daß sieben Menschen in dieser Hütte wohnten, und erschrak. Der Fußboden bestand aus festgetretener Erde. Die eine Hälfte schien den sieben als Lager zu dienen, Bastmatten und Decken waren auf einigen Brettern ausgebreitet. In der anderen Hälfte des Gevierts hatten zwei rohe Bänke, ein selbstgezimmerter, schiefer Tisch und eine Kiste Platz gefunden. Auf der Kiste sah ich ein Talglicht stehen und Töpfe und Schüsseln. Die Kleidungsstücke der Bewohner hingen an den Wänden. Es roch dumpf, nach abgestandener Nahrung. Neben einem Zeitungsbild Kim Ir Sens, das über der Kiste an die Wand geheftet war, entdeckte ich eine Fotografie. Sie zeigte eine Gruppe lachender, winkender Menschen und war abgegriffen und grau. Ich betrachtete mir das Foto und hörte, wie die Alte an meine Seite trat. „Meine Jüngste", erklärte sie leise. Sie wies mit dem Finger auf eine weißgekleidete Frau, die einen Strauß Blumen in die Höhe hielt und mit ihren Gefährtinnen lachte. „Der Gefallene ist ihr Mann", hörte ich die Mutter sagen. „Nun vermauert sie Steine . . ."

Wir traten wieder ins Freie hinaus, das grelle Tageslicht stach in die Augen, aus dem offenen Herdloch stieg eine dünne Rauchsäule. Die Rufe der Kinder waren verstummt.

„Ach, ich möchte sie schon erleben, die neue Stadt . . ." Die Alte sprach mit einem Male laut und hastig. Sie verriet uns, daß auch sie an den Abenden mit den Nachbarn auf die Bauplätze ziehe und dort wie alle anderen Ziegel übereinanderschichte oder Geröll beiseite räume. „Meine Augen sind nicht zu alt, meine Hände zittern noch nicht . . ."

Die Weißhaarige lachte, ihr Mißtrauen war erloschen.

Eine Ahnung vom künftigen Phjongjang bekommt man, wenn man des Nachts vom Marabong hinabsteigt in die Stadt. Die sanfte Kühle des Windes schmeichelt einem, man schreitet hurtig aus und sieht die zahllosen Lichter im Tal, als gehörten sie einer heilen, sorglosen Stadt. Auch ich bin diesen Weg gegangen, und ich gestehe, daß ich mich gegen die Täuschung, die von diesem Anblick auf mich ausgegangen ist, nicht zur Wehr gesetzt habe. Ich fühlte mich plötzlich in der Haut des Malers und träumte mit ihm den Traum, den

alle Bewohner dieser Stadt träumen. Ich gab mich den Lichtern hin und spürte mit einem Male nicht mehr den Staub auf den Lippen, ich schmeckte den Geruch der Bäume.

Aus der Tiefe wisperte der Fluß herauf. Rechter Hand, durch das Gezweig der Kiefern, blinkte der weiße, erleuchtete Bau des neuen Theaters, und vor mir, in meinen Weg mündend, empfing mich die breite, werdende Straße mit dem Namen Stalins. Ich hörte das Gehämmer der Soldaten, die an den Flanken dieser Straße erste Häuser errichteten.

China

Jan Petersen

ICH SCHRIEB ES IN DEN SAND

Dies ist die Geschichte unseres Freundes Dshau Dshi Min, der auszog, Soldat zu werden. Er hat sie mir in Peking erzählt.

„Ich war dreizehn Jahre alt, als die Truppen Tschiang Kai-scheks in unsere Provinz eindrangen. Sie würden bald bei uns im Dorfe sein, hieß es. Da sagte mein Vater zu mir: ‚Dshau, mein Sohn, ich muß mit dir sprechen.' Er sah mich dabei nicht an, und in seiner Stimme war etwas, das ganz fremd klang. Ich hatte die Schulter von dem Querholz genommen, mit dem ich, rundherumgehend, unsere Maismühle drehte, hatte mich aufgerichtet, als ich meinen Vater auf mich zukommen sah. Das Knirschen der beiden eingekerbten Mahlsteine war verstummt. Jetzt war sengende, brütende Stille um uns, sie wurde von dem unablässigen, hell-flirrenden Surrton der Zikaden erfüllt. Sie saßen in den hohen Eukalyptusbäumen, die bei unserer Hütte standen.

Ich wartete auf das Wort meines Vaters, wie es sich für einen Sohn geziemt. Mein Vater sah mich endlich an. Er fuhr sich mit der Hand durch seinen schütteren Kinnbart – doch er schwieg. Seine Hand war sehr unruhig, sah ich. Er nickte mir zu, drehte sich um und ging auf den gelben, festgetretenen Pfad zu, der dicht vor uns an den Reisfeldern vorbeilief. Ich folgte ihm verwirrt.

Die Glut des Tages legte über die Reisfelder ein Tuch aus flimmerndem Glast, das am Horizont vom Hellblau des Himmels eingefaßt war. Nicht sehr weit von uns drehten zwei Menschen das Querholz eines Schöpfbrunnens, eine tiefgebeugte Gestalt, und eine kleinere noch, die fast wie ein Punkt aussah. Das Klappern der auf und nieder wandernden hölzernen Schöpfbecher war hier nicht zu hören. Die gebeugte Gestalt war meine Mutter, der kleine Punkt war sicher mein Bruder Gu. Er war dort an die Stelle meines Vaters getreten. Was mein Vater mir sagen wollte, mußte ungeheuer wichtig sein!

‚Du hast heute gehört, Dshau, welch ein Unheil für uns alle heranzieht', begann mein Vater. Während er sprach, behielt er den Blick geradeaus.

‚Ja, Vater.'

Die Leute im Dorf hatten gejammert: Jetzt wird uns nicht einmal der Mais bleiben! Wie mein Vater waren sie kleine Pächter und mußten die gesamte Ernte an Reis als Pachtzins an den Grundherrn abliefern.

Mein Vater seufzte tief auf. Sein Atem ging mühevoll, als trüge er eine schwere Last. Ich beobachtete ihn verstohlen. Sein Kummer zog mir das Herz zusammen, doch ich fragte nichts.

‚Deinen Bruder Gu werden sie vielleicht nicht in ihr Räuberheer pressen', sagte mein Vater jetzt. ‚Er ist ja drei Jahre jünger als du. Und deine Schwester J Se ist noch ein Kind, sonst müßten wir um sie zittern.' Mein Vater blieb stehen, legte mir eine Hand auf die Schulter. ‚Aber du!' Er sagte das alles mit verhaltener Stimme, als könnte uns selbst hier in der Weite jemand belauschen. Ich war sehr erregt.

‚Du weißt, wie sehr wir deine jungen Arme brauchen, Dshau', begann mein Vater wieder. ‚Deine Mutter wird es nun noch schwerer haben.'

Ich sagte zu alledem kein Wort. Ich sah meinen Vater nur unverwandt an.

‚Weit von hier, im hohen Norden, soll es eine andere Armee geben, Dshau. Niemand aus unserer Provinz hat je einen Soldaten dieser Armee gesehen, aber du weißt, Worte haben oft Flügel.' Die Augen meines Vaters ruhten jetzt auf mir, als wollte er tief in mich hineinsehen. Ein seltsamer Glanz war darin. Dann ging sein Blick wieder in die Ferne, als suche er dort etwas.

‚Das ist eine Armee, wie wir sie kennen, Dshau. Diese Armee dort plündert nicht. Wenn ihre Soldaten in Dörfer kommen oder in ihrer Nähe ein Lager aufschlagen, dann beginnen sie, Felder zu pflügen und zu bestellen, sagt man, Felder, die brachliegen. Und wenn diese Armee dann weitermarschiert, so sagt sie zu den armen Bauern: Die neuen Felder gehören nun euch. Und auch die Ernten, die sie tragen werden! – Hat man je von solch einer Armee gehört, mein Sohn Dshau?'

‚Noch niemals, Vater.' Es machte mir Mühe, zu antworten. Ich war benommen von dem, was mein Vater sagte. Er schien meine Gedanken zu erraten. Er zog mich an sich und flüsterte, dicht an meinem Ohr: ‚Ich möchte, daß du dort hingehst, Dshau. Es muß sein.' Und als er mich wieder losließ, setzte er, wie um mich zu trösten, hinzu: ‚Du wirst unterwegs Menschen finden, die auch von dieser Armee gehört haben, Dshau. Sie werden dir helfen.'

‚Ja, Vater', antwortete ich.

Noch am selben Tag verließ ich unser Dorf. Ich erzähle dies alles so genau, weil ich jenen Tag, jede Einzelheit jenes Tages wieder vor mir sehe.

Das Leben wurde schwer und bitter für mich. Ich war doch nie über die Grenzen unseres Dorfes hinausgekommen. Ich fühlte mich wie ein Junges, das

von der Mutter verlassen worden war. Und manchmal wurde ich auch wie ein Tier gejagt! Die Truppen Tschiang Kai-scheks hatten nach Norden zu einen weiten Abfanggürtel gezogen. Sie wußten, daß viele Bauern vor ihnen flüchteten und zu jener anderen Armee gelangen wollten. Meinem Vater war dies unbekannt, sonst hätte er mich gewarnt. Ich erfuhr es von einem jungen Bauern. Zuerst erschreckte er mich sehr. Er kam auf einem Feldweg mir entgegengerannt und rief: ‚Gefahr!' Er zog mich hastig in ein hohes Kaoliangfeld. Mit fliegendem Atem erklärte er mir alles. Und wirklich, nach wenigen Minuten kam ein Militärauto den Feldweg entlanggefahren. Soldaten mit Stahlhelmen saßen darin. Wir trennten uns aber gleich darauf. Es sei besser so, meinte der junge Bauer. Er hatte mir aber viele Ratschläge gegeben. Dörfern sollte ich mich nur mit größter Vorsicht nähern, sollte möglichst vorher Ausschau halten, ob sie von Truppen besetzt seien. Wenn ich jemanden ins Vertrauen ziehen müsse, dann nur arme Bauern, allen anderen Menschen solle ich lieber aus dem Wege gehen. Das waren sehr gute Ratschläge, stellte ich später fest. So hielt ich mich nun fast immer den Siedlungen fern und lebte von den Früchten auf den Feldern. Ich schlief auch meist da draußen. Es war ja Sommer und sehr warm.

Einmal, es ging auf den Abend, ich war sehr müde und suchte mir eben ein Lager im Freien, traf ich einen alten Bauern. Er trieb einen hochbeladenen Esel vor sich her. Wir kamen ins Gespräch, und der Alte fragte mich nach woher und wohin.

‚Ich will weiter nach Norden', antwortete ich ausweichend.

‚So, nach Norden', sagte der Alte. Dann sprach er lange kein Wort. Auch ich schwieg. Ich weiß nicht, warum ich weiter neben ihm hertrottete, wohl weil mir bewußt war, daß der Alte auf dem Heimweg sein mußte.

‚Du kannst bei mir übernachten', sagte der Alte plötzlich, ohne jeden Zusammenhang, als hätte er die ganze Zeit gebraucht, darüber nachzudenken. Als ich mich für seine Gastfreundschaft bedankte, lächelte er nur still vor sich hin.

Wir waren bald in seinem Dorf und in seiner Hütte. Seine Frau empfing mich nicht besonders freundlich. Als wir gemeinsam aßen, war sie aber wie verwandelt. Sie lächelte mir immerfort zu. Sie legte mir die besten Bissen vor, merkte ich. Auch darüber, daß ich bei ihnen zur Nacht bleiben würde, schien sie nicht verwundert zu sein. Ihr Mann hatte wohl draußen mit ihr gesprochen.

Und die Frau sagte – es war das einzige Mal, daß sie während des Essens etwas sagte: ‚Wir haben auch einen Sohn. Er ist aber älter.'

‚Und eine große Tochter. Sie sind beide fort', setzte der Alte hinzu.

Sie sprachen beide gemessen und bedächtig, doch ihre Worte waren voller Liebe und Stolz und kamen von tief innen. So etwas fühlt man. Mir war plötzlich, als ob ich den Alten schon lange kannte. Er hatte in seinem

Wesen viel Ähnlichkeit mit meinem Vater, obwohl mein Vater doch jünger und kräftiger war. Schon als wir durch das Dorf gingen, war mir solch ein Gedanke gekommen. Der Alte schien sehr beliebt und angesehen zu sein, viele Dorfbewohner hatten ihn achtungsvoll und freundlich gegrüßt. So war es auch mit meinem Vater, in unserem Dorf. Meine Wanderung hatte mich gelehrt, Menschen einzuschätzen. Ich war, glaube ich, inzwischen älter geworden, als meine Jahre zählten. Ich war ja schon monatelang unterwegs. Jemand rechnete mir später aus, daß ich mehr als dreitausend Kilometer gewandert war. Etwas in mir sagte: Dem Alten kannst du vertrauen! Ich begann zu erzählen, woher ich kam und weshalb ich unterwegs war. Die beiden hörten aufmerksam zu.

Als ich schwieg, war es lange still im Raum. Dann sagte der Alte ruhig: ‚Darüber sprechen wir morgen früh, Dshau. Du bist jetzt sehr müde und mußt schlafen.'

Mehr hatte der Alte dazu nicht zu sagen? Ich machte mir Vorwürfe. Weshalb hatte ich geschwatzt! Doch gleich war wieder ein anderer Gedanke in mir: Er hat mich mit meinem Vornamen angesprochen! Wie mein Vater! Und dabei haben die vielen Fältchen in seinem Gesicht gelacht. Er meint es gut mit mir. Ich bin ja müde, zum Umfallen müde.

Ich erwachte, weil mir Rauch in die Kehle kam, oder vielleicht durch das Knistern der brennenden Holzscheite. Die Frau machte in dem offenen Herd aus Lehmbacksteinen Feuer. Der Alte war nicht zu sehen. Ich verneigte mich vor der Frau und ging aus der Hütte.

Die Dorfstraße lag verlassen, aber aus allen Hütten drang Rauch. Er hing wie ein zarter blauer Schleier in der Morgenluft. Irgendwo krähte ein Hahn, krächzend und dünn. Die Berge im Norden, die gestern wie übereinandergetürmte Riesenschatten ausgesehen hatten, färbte der junge Tag purpurn. Die Hütte des Alten lag auf einer kleinen Anhöhe, ich konnte das Dorf gut übersehen. Plötzlich stutzte ich. Auf der Dorfstraße, die den Bergen zulief, kamen drei Reiter getrabt. Es waren Soldaten! Deutlich sah ich ihre quer über die Rücken geschnallten Gewehre. Ich trat hinter den Stapel Maiskolben, den man an der Seitenwand der Hütte aufgeschichtet hatte, und beobachtete, was unter mir geschah. Da sah ich den Alten aus einer Hütte dort unten kommen. Als er die Reiter bemerkte, blieb er stehen. Dann ging er schnell zum Eingang der Hütte zurück, gestikulierte dort heftig mit den Armen. Ein Mann und eine Frau und mehrere Kinder liefen aus der Hütte. Und sie rannten alle mit dem Alten den Reitern entgegen! Dabei riefen sie wohl etwas. Jedenfalls sah ich, wie sie, noch im Laufen, den Soldaten zuwinkten. Was bedeutete das? Wenn sich unserem Dorf Soldaten näherten, vergruben wir alles, was wir besaßen, und wir versteckten uns. Aber hier? Mir kam die Sache immer verworrener vor! Aus allen Hütten stürzten jetzt Menschen,

liefen auf die drei Reiter zu, umringten sie, zogen mit ihnen. Der Menschenhaufe und, ihn überragend, die Reiter, kamen immer näher. Eine dünne Staubwolke hing über allen, doch ich konnte die Soldaten und die Leute aus dem Dorf deutlich erkennen. Es waren meist Frauen und Kinder. Zu verstehen war aber nichts, denn alle schrien und lachten durcheinander. Jetzt war der Menschenhaufe dicht unter mir. Die Reiter stiegen von ihren Pferden. Es wurde stiller. Und da hörte ich den Alten rufen: ‚Dshau! – Dshau! – Wo steckst du?' Sie suchten mich! Der Schreck fuhr mir durch alle Glieder. Ich rührte mich nicht. Ich machte mich hinter dem Stapel Maiskolben ganz klein. Ich hörte, wie jemand den Hügel heraufkeuchte. Es war der Alte. Als er mich entdeckte, lachte er auf, packte meinen Arm, zog mich mit sich fort und rief: ‚Komm, Dshau! – Komm, komm!'

Die Menschen unten wandten uns ihre Gesichter zu, als wir den Hügel hinunterliefen. Die drei Soldaten standen mitten unter den Leuten, einige Kinder hielten die Pferde am Zügel. Der Alte blieb mit mir vor den Reitern stehen: ‚Hier, das ist Dshau! Er kommt von weit her. Er will zu der Armee, die keinen Bauern ausplündert und drangsaliert', sagte er. Dabei lachten wieder alle Fältchen in seinem Gesicht.

Dicht vor mir stand ein kräftiger, untersetzter Soldat. Sein Gesicht glänzte wie Kupfer, so hatte es die Sonne versengt.

‚Du bist angekommen, Dshau!' sagte er zu mir und lächelte. Dann nahm er mich jäh in seine Arme. Auch die beiden anderen Soldaten umarmten mich. Die Leute ringsum klatschten Beifall.

‚Nimm ihn mit auf dein Pferd, Genosse Li', wandte sich der Soldat mit dem kupferfarbenen Gesicht an einen seiner Kameraden. Und wieder klatschten alle, die um uns standen, in die Hände.

Die Hufe des Pferdes, das mich zu der Armee in den Bergen des Nordens trug, stampften tiefe Spuren in den Weg. Bald führte der Weg dieser Armee durch ganz China. Vierzehn Jahre vergingen, ich bin nun siebenundzwanzig, aber mir bleibt das alles stets gegenwärtig.

In unserer Volksarmee wurde ich ein anderer Mensch. Doch ein Ereignis in den langen Jahren gab meinem Leben noch eine besondere Wendung.

Einmal griffen wir einen Waffentransport des Feindes an. Wir wußten alle, daß wir siegen würden; wir dachten immer: wir müssen siegen. Immer und bei allem dachten wir an die Befreiung unseres Vaterlandes. Und der Jubel meiner Kameraden über die erbeuteten Waffen, die nun in den Händen des Volkes neue Stärke und neue Siege bedeuteten, überwältigte mich. Der Gedanke daran ließ mich tagelang nicht los.

Ich war nun schon lange Soldat. Ich hatte, wie die meisten von uns, nie eine Schule besucht. In unserem Dorf hatte es keine Schule gegeben. Unsere Volksbefreiungsarmee wurde Tausenden und aber Tausenden wie mir Vater

und Mutter und Lehrer. Wir mußten ja erst einmal lesen und schreiben lernen; und während wir um unsere Heimat kämpften, arbeiteten und lernten wir. In den Ruhepausen zwischen den Schlachten, auf unseren Märschen. Überall und immer. Auf den Märschen trug jeder Soldat, an seinen Tornister geheftet, ein Schriftzeichen. So lernte es der hinter ihm Marschierende. Die Schriftzeichen wurden in kurzen Abständen ausgetauscht. So war jeder des anderen Lehrer, und wir alle gingen gleichzeitig in die Schule des Lebens.

Unser Volk liebt die Poesie. Seit Jahrtausenden. Unsere Volksbefreiungsarmee mußte hauptsächlich mit erbeuteten Waffen kämpfen. Doch sie kämpfte auch mit der Waffe ihres Wissens und mit der Waffe der Poesie. Viele unserer Soldaten sprachen das, was sie bewegte, in Gedichten aus. Auch in mir formten sich nach jenem Sieg Worte. Sie wuchsen zu Zeilen, wurden Strophen, verschmolzen zu einem Gedicht. Aber ich sagte niemand etwas davon. Wenn es nun ein schlechtes Gedicht war? Dann konnten mir die Kameraden vorwerfen, daß ich meine Zeit verschwendete.

Ich wollte aber, daß die Zeilen und Strophen, die ich in mir trug, zum Leben erwachten. Ich wollte sehen, ob die Worte Begeisterung und Kraft ausstrahlten. Papier gab es nicht. Tschiang Kai-schek und die Amerikaner blockierten uns. Als wir rasteten, ging ich zu einem nahen Bambuswäldchen. Und ich schrieb mein Gedicht mit dem Finger in den Sand. Ich schrieb über unseren Kampf und unsere herrliche Zukunft. Aber manches an meinem Gedicht gefiel mir nicht. Wie schwer war es doch, der Glut von Gefühlen und Gedanken, die in mir brannte, in Worten Ausdruck zu geben. Ich wußte ja nicht, daß einem Dichter Begeisterung und Überzeugung nur wenig nützen, wenn er es nicht versteht, seine Worte wie ein Instrument erklingen zu lassen. Und wir haben einen Spruch, der lautet: Wer nicht viel weiß, kann nur über sich selber sprechen! Auch das verstand ich nicht zu beherzigen. Doch ich mußte einfach Verse machen. Und es entstanden in mir noch andere Gedichte. Eines, das mir endlich gefiel, ritzte ich in meinen Gewehrkolben ein.

Wir hatten in unserer Abteilung einen Kameraden, den alle wie einen Bruder liebten, Wang Li. Er war immer lustig und vergnügt. Scherzworte und Schnurren purzelten nur so aus ihm heraus. Und er war immer unter den ersten, die sich für Patrouillen meldeten. ‚Ohne Schwierigkeiten und Gefahren wäre das Leben wie dumpfer Reis!' pflegte er lachend zu sagen.

An einem Spätnachmittag, wir hatten gerade ein Lager aufgeschlagen, sah ich Wang von unseren Gewehrpyramiden kommen. Er kam auf mich zu. Er hielt ein Gewehr in der Hand. Er zeigte auf den Kolben.

‚Hast du das gemacht?' fragte er mich und lächelte dabei verschmitzt.

‚Ja', antwortete ich verlegen. Gerade Wang, mit der losen Zunge! dachte ich.

Da rief Wang schon laut: ‚He! – Dshau macht Gedichte! Habt ihr das gewußt?' Doch dabei lächelte er nicht.

Alle waren aufmerksam geworden. Und schon riefen einige: ‚Wie? – Unser Dshau? – Er soll vorlesen!' Wang drückte mir mein Gewehr in die Hand. ‚Da hörst du es!' sagte er gewichtig. ‚Nun, fang an!' Er nickte mir aufmunternd zu.

Ich sah mich hilflos um. Die Kameraden ringsum waren still geworden, alle Gesichter wandten sich uns zu, ein Kreis erwartungsvoller Augen blickte uns an. Mir hämmerte das Blut im Kopf. Irgend etwas war auch mit meiner Stimme. Doch nach der ersten Strophe war alles gut, und die Verse reihten sich mühelos aneinander. Ich hielt mein Gewehr hoch erhoben. Mein Gedicht war längst Teil von mir.

Als die letzte Verszeile verklungen war, fühlte ich mich sehr erschöpft. Wie nach einer schweren Anstrengung. Doch mein Blut hämmerte nicht mehr, es sang in mir. Meine Kameraden blieben still. Sie standen und saßen reglos.

Wang sprach zuerst. ‚Mir hat das Gedicht gut gefallen', sagte er. Seine Stimme war sehr ruhig. Es war ein ganz anderer Wang, der da sprach, und er sah mit großen, leuchtenden Augen um sich.

‚Uns allen!' rief jemand aus dem Kreis der Kameraden.

Und dann geschah etwas, das ich nie vergessen werde. Wie auf einen stummen Befehl hoben alle Kameraden im Kreis ihre Rechte. Da freute ich mich sehr. Doch ich ließ es mir nicht anmerken.

Von nun an gaben mir die Kameraden meiner Abteilung keine Ruhe, und es fehlte nicht an Ermahnungen und guten Ratschlägen. Jeder brachte sie auf seine Art vor, aber aus allen sprach die gleiche Anteilnahme, der gleiche Wunsch. Wie froh mich das machte!

‚Machst du auch weiter Verse, Dshau?' erkundigte man sich. Oder jemand sagte zu mir: ‚Laß lieber manches andere, und schreib wieder ein Gedicht!' Wang aber meinte: ‚Solch ein Gedicht von dir ist für uns ebensoviel wert wie viele erbeutete Gewehre!'

Bald mußte ich diesem und jenem Kameraden meine Gedichte vorsprechen, damit er sie auswendig lernen konnte. So kam es, daß meine Gedichte auch außerhalb unserer Abteilung bekannt wurden und ich eines Tages zu unserem Regimentskommandeur gerufen wurde.

‚Du machst gute Gedichte, Dshau', sagte er freundlich zu mir. ‚Deshalb haben wir dir vier Bogen Papier bewilligt.'

Ich bedankte mich sehr. Papier hatte nur der Regimentskommandeur. Er mußte die Befehle ausschreiben. Doch schon am selben Nachmittag wurde ich wieder ins Zelt unseres Kommandeurs gerufen.

‚Einem Dichter kann auch nachts etwas einfallen', sagte er lächelnd. ‚Hier ist ein Öllämpchen für dich.'

Der Feind saß zu jener Zeit in allen Dörfern und Städten. Ein Öllämpchen hatte nur der Kommandeur, der auch im Dunkeln Karten lesen mußte.

Und nun, nach unserem Sieg, hat mich unsere Volksbefreiungsarmee hier in dieses herrliche Literaturinstitut geschickt. Die Schatzkammern der Weltliteratur wurden hier für uns aufgetan. Ich habe niemals auch nur geahnt, wie reich die Menschheit ist. Hier führen uns die besten Dichter und Lehrer unseres Landes in das Leben und in die Welt der Meister des Wortes. Staunend und bewundernd vernehmen wir die Gewalt und die Musik ihrer Sprache, die große, überzeugende Kraft ihrer Gedanken. Es ist für uns eine Offenbarung. Und das alles gibt uns unsere Kommunistische Partei und unser Vorsitzender, Mao Tse-tung.

Ich freue mich sehr, mit einem deutschen Schriftsteller zu sprechen. Ich möchte Ihnen, bitte, zwei Gedichtbände von mir geben. Ich betrachte diese Gedichte nur als Versuche.

Auch die deutsche Literatur ist uns nicht mehr unbekannt. Wir alle kennen und lieben Goethe, Heine, viele andere Ihrer großen Dichter. Sehen Sie – wie soll ich es sagen? Ich bin doch nur der Sohn eines armen Bauern. Aber unser Leben, auch mein Leben, ist so schön, so reich und glücklich geworden. Wenn ich es nicht in Versen sagen könnte, es würde mir die Brust sprengen."

Polen

Peter Nell

„SIND DAS UNSERE DEUTSCHEN, MAMA?"

In Warschau war es, in irgendeiner der belebten, lichtdurchfluteten neuen Straßen, als eine Frau auf uns zutrat.

„Entschuldigen Sie", sagte die Frau auf deutsch, „mein Kleiner hier und ich hörten Sie sprechen. Und er fragt mich: ‚Sind das Fremde?' ‚Ja', sagte ich ihm darauf, ‚Deutsche, mein Junge.'" Sie lächelte. „Ja, und da fragte er: ‚Sind das die anderen Deutschen, Mama, unsere Deutschen, Mama?'"

Wir waren überrascht und erschüttert, und wir begrüßten die Mutter und ihren Sohn, ein schwarzhaariges, aufgewecktes Bürschchen von etwa sieben Jahren, das uns, gegen die Sonne blinzelnd, aufmerksam betrachtete.

„Ach, du Goldiger! Du kleiner, lieber Kerl!" So hätte ich am liebsten gerufen und ihn in die Arme geschlossen. Doch ich fragte nur: „Wie heißt du denn?"

Die Mutter übersetzte. Der Junge nannte seinen Namen: Stefan.

„Oh, Stefan", sagte ich, „ein schöner Name." Mir fiel nichts Besseres ein, obwohl ich etwas ganz anderes sagen wollte. Aber so geht es einem manchmal.

Der Junge schaute erwartungsvoll. Da bückte ich mich und strich ihm sacht über den Scheitel. „Stefanek", raunte ich ihm leise, zärtlich ins Ohr.

Da lachte er.

Dann unterhielten wir uns. Mutter und Sohn mit „ihren Deutschen", wir mit „unseren Polen".

Beiderseits der Straße prangt der Frühling in den Bauerngärten. Mit schweren Dolden winkt blauer, weißer und violetter Flieder. Schwarzglänzend runden die fetten Schollen der Felder vorbei, grünes, kräftiges Wintergetreide, oder dunkler, duftender Wald. Breit dehnt sich die Erde.

In den Dörfern blitzen neue Dächer über frischverputzten Mauern. Aus den Koben der Ställe grunzt das Borstenvieh. Das Grün der Weideplätze ist vom regellosen Muster schwarz-weiß-gefleckter Kuhherden unterbrochen. Irgendwo summt ein Traktor, trällert ein Mädchen sein Lied.

Über alledem spannt sich ein hoher, lichtblauer Himmel, hier und da sparsam mit zarten, weißen Wölkchen betupft. Die Sonne gießt ein grelles, schon heißes Licht herab, fast wie im Sommer. Frieden atmet.

Der Wagen kurvt. Eine lange, seltsam leblose Straße öffnet sich. Stille, wie abweisende Häuser mit dunklen, gleichsam blinden Fenstern. Kaum ein Mensch. Auf den Wegen glitzert ein grauer, körniger Staub, der merkwürdig knirscht, wenn ein Reifen des Autos ihn berührt.

Ein Bahnhof fliegt vorbei. „Oswiecim" steht auf dem Schild – Auschwitz. Plötzlich ist alles ganz anders.

Eine Erinnerung steigt herauf. Vor einigen Jahren lebte ich mehrere Wochen auf dem Lande, um in Ruhe ein größeres Manuskript zu beenden. Kurz nach der Ankunft erfuhr ich, daß es im Nachbardorf, nur vier Kilometer entfernt, eine Schule der Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe gäbe, und es lohne schon, sie anzuschauen.

Eines Nachmittags war ich denn auch hinübergeradelt. Die kleine Mühe lohnte sich. Ich fand nicht nur die gut arbeitende Schule vor und überdies noch eine Maschinen-Traktoren-Station, ich machte auch die Bekanntschaft eines mir unvergeßlich bleibenden Menschen.

Das war ein schlanker, fast asketischer Mann mit riesigem Schädel über dem zerfurchten, gleichsam gegerbten Gesicht und dem roten Dreieck mit den Buchstaben VVN am Rockaufschlag. Der Mann hieß Lill, war Bauer und ein Agronom von Graden dazu. Er leitete jene Schule.

An einem der ersten Begegnung folgenden Abend, zu dem sich noch einige Gäste eingefunden hatten, hatte Lill auf unsere Bitte hin aus seinem Leben erzählt. Wie sich herausstellte, war das ein besonderes Leben, wie es so oder ähnlich Tausende von sich zu berichten wissen.

Denn Lill war einer der Überlebenden von Auschwitz, einem jener riesigen Menschenvernichtungslager, die der Faschismus angelegt hatte. Lills Bericht war von dem Schweren, Furchtbaren jener Jahre erfüllt gewesen. Aber auch von den Freunden hatte er gesprochen, die er dort unter den Mithäftlingen gefunden hatte, vom Kampf, der sie alle verband und gegenseitig stützte, auch heute noch.

Wir hatten in einem der wohnlich-anheimelnden Unterrichtszimmer jener Schule gesessen, und Lill war – unwillkürlich in die Gepflogenheit seines jetzigen Lehrberufs fallend – zuweilen an die Tafel getreten, um einen Namen anzuschreiben.

„Einer, der wie ich überlebte, ist heute Volkspolens Ministerpräsident", hatte Lill damals erzählt, sich abermals unterbrochen und den Namen angeschrieben: Cyrankiewicz. „Dieser Mann", hatte Lill dann gesagt, „dieser Freund stand an der Spitze der illegalen kommunistischen Widerstandsorganisation von Auschwitz- Birkenau. Denn es kam darauf an, zu überleben. Das aber hieß kämpfen . . ."

Nachdenklich waren wir kurze Zeit darauf auseinandergegangen.

Über dem Eingang des einstigen Konzentrationslagers steht noch die von den Faschisten angebrachte, in ihrem Zynismus unerreichte Inschrift. „Arbeit macht frei", steht da zu lesen, und alles ist noch so, wie es war. Alles soll auch so bleiben – mit Ausnahme der Gasöfen. Die wurden gesprengt.

Nein, Oswiecim-Brzczinka, das ist Auschwitz-Birkenau, bleibt erhalten. Die Bauten und die in ihnen angelegte Ausstellung von Originalzeugnissen, Überbleibseln, Darstellungen, Fotos und Statistiken sind ein Museum mit einem grausigen, die Menschheit warnenden Anschauungsmaterial, ein Museum der Barbarei und des Unheils.

Des Unheils. Deutsche, die ihr diese Zeilen lest oder hört: Ich, ein Deutscher, bin durch dieses Museum gegangen. Lange, bevor ich an diesen Ort des Schweigens und der großen Anklage kam, wußte ich, daß ihn Deutsche angelegt hatten.

Als ich dann den ersten Schritt hinein tat, war dieser Schritt schwer. Und jeder weitere Schritt wurde schwerer, nur noch schwerer, immer schwerer, und gegen Schluß hin wollten die Beine den Dienst schier aufsagen.

Jeder, der hier verhungerte, erschlagen, zu Tode gepeitscht oder vergast wurde, jede, die hier nach unvorstellbaren Grausamkeiten endete, hatte eine Mutter. Jeder Mörder aber, jede Mörderin wurden ebenfalls von einer Mutter zur Welt gebracht. Dennoch hat die Mörder die Überlegung, das Kind einer Mutter zu töten, ein Leben auszulöschen, das für das Leben aller Mütter und Kinder eintrat, nicht schaudern machen. Ja, diese Überlegung hat sie kaum berührt, sie ist den Mördern gar nicht gekommen.

Deutsche Mütter. Viele von euch, die ihr jene Mörder und Mörderinnen geboren habt, leben noch. Deutsche Väter, deutsche Mütter, alte Deutsche, junge Deutsche, Deutsche im Westen, Deutsche im Osten, Deutsche überhaupt: Das haben Deutsche getan ...

Ein Mann tritt uns entgegen, hochgewachsen, breit gebaut, mit einem Brustkorb, der wie ein riesiger Kasten anmutet, ein Trumm von einem Mann, ein Urbild an Kraft, ein wahrer Herkules. Aus offenem Hemdkragen ragt ein kräftiger Hals. Das dichte, gescheitelte Haupthaar ist blond.

Der Herkules schüttelte uns die Hände. Die meine, auch nicht gerade klein, verschwindet zwischen seinen Pratzen. Er lacht uns aus offenen, ehrlichen Augen an. Er sagt in tadellosem Deutsch: „Ich begrüße Sie, meine Freunde!"

Von welcher Seite man Birkenau, das eine der beiden großen Lager, auch betritt – der Anblick ist der gleiche: Gleichförmig dehnt sich eine schnurgerade Barackenreihe neben der anderen. Block liegt hinter Block, ihre Flucht versickert perspektivisch in der Ferne. Dazwischen zieht sich die Lagerstraße hin, ebenso trostlos, ebenso peinlich gerade. Kein Baum, kein Strauch, keine Bodenwelle, nichts. Schon der Anblick macht das Blut stocken. Die Menschenleere aber wirkt gespenstisch. Wie furchtbar muß die Wirklichkeit gewesen sein, damals.

Wir treten in einen der Barackenställe des ehemaligen Frauenlagers, von denen einer dem andern zum Verwechseln ähnlich sieht. Das ist ein einziger großer Raum. Nur am Eingang findet sich ein zimmerartig abgeteiltes Gelaß.

„Hier wohnte der Blockälteste, der Kapo, der in diesem Fall also weiblichen Geschlechts war", erläutert der Herkules. Er fügt hinzu: „Das waren in den meisten Fällen stupide, mordlustige Schläger, Berufsverbrecher."

Und sonst? Pritsche neben Pritsche, jede etwa zwei Meter im Quadrat, mit mehreren Bretterlagen übereinander. Jede Lage ist von der anderen nur so weit entfernt, daß ein Mensch gerade hineinkriechen kann. Doch aufrichten, hinsetzen könnte er sich nicht.

„Auf jeder Lage schliefen zehn und mehr Häftlinge", erklärt unser Begleiter. „Es war so eng, daß man nur auf der Seite liegen konnte, die Füße des Nachbarn neben dem Kopf. Umdrehen ... das ging praktisch gar nicht."

Einer von uns sagt: „Euer Film, der als erster aus Polen zu uns nach Deutschland kam, schildert das sehr genau ..."

„Richtig", bestätigte der Riese. „‚Die letzte Etappe'. Er wurde hier gedreht."

Und nun erkennen wir immer mehr Einzelheiten. Diese merkwürdig bekannte Lagerstraße, die Umzäunung, den Stacheldraht, das trostlose Bild der ganzen Anlage.

„Hier, auf diesem Geviert, stand morgens und abends immer die Lagerkapelle." Der polnische Freund deutete auf einen Platz neben dem Tor mit den Porzellanknöpfen der Starkstromleitung. „Sicherlich erinnern Sie sich."

Wieder sehe ich das aus weiblichen Häftlingen gebildete Orchester vor mir, wie es befehlsgemäß preußische Militärmärsche schmettern muß, zu deren Klängen die unübersehbaren Tausende in den blau-weiß gestreiften Kitteln vorbeiziehen, von prasselnden, einen schauerlichen Takt trommelnden Stockhieben vorangetrieben. Ja, die Filmkulisse war echt, verdammt echt.

„Ich vermute . . .", setze ich stockend an, „Sie haben das alles . . . selbst . . .?"

Der Herkules nickt. „Ja, ich war auch Häftling in Auschwitz."

Lill fällt mir ein, der blasse, schmale Mann mit dem großen Schädel, der uns damals in der VdgB-Schule von der Hölle des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau berichtet hatte.

Als ich den Namen nenne, geht ein Leuchten über das Gesicht des andern. „Und ob ich ihn kenne! Lill – einer unserer Besten, mein guter Freund! Mehrere Male war er schon zu Besuch bei uns in Polen. Grüßen Sie ihn bitte von mir, von Franz Targosz."

Wieder klingen mir Lills Worte im Ohr: „. . . denn es kam darauf an, zu überleben. Das aber hieß kämpfen . . ."

Angesichts dieser fürchterlichen Wirklichkeit hier, fürchterlich noch in ihrer Bewahrung, ahnt man erst etwas von der Härte, der Größe und Kraft, die aufgebracht werden mußte, um auch hier, an dieser Stelle den Kampf aufzunehmen. Lill kämpfte so, Targosz, Cyrankiewicz und viele andere. Sie künden ein entsetzliches Wissen. Sie sind Augenzeugen.

Und weiter geht es. „Hier wurden die Versuche gemacht. An lebenden Menschen. Versuche mit Seuchenspritzen, mit Verstümmelungen." Der Herkules sagt das sachlich, unpathetisch. Dennoch ist jedes Wort eine glühende Anklage.

Der Appellplatz. „Hier standen wir oft stundenlang in Habachtstellung. Manchmal einen halben Tag, manchmal länger."

Trümmer ragen auf. Wir erklettern sie. „Das ist ein gesprengtes Krematorium", läßt sich Targosz vernehmen. „Der größte Teil der Anlage befand sich unter der Erde. Was zu sehen war, sah wie eine Bäckerei aus. Nur die unverhältnismäßig hohen und starken Schornsteine paßten nicht zu diesem Vergleich."

Eine Frau bekommt ein weißes Gesicht und flackernde Augen. „Und hier", fragte sie, „und hier . . ." Sie kommt nicht weiter und schluckt krampfhaft.

„Und hier", nimmt Franzek Targosz ihre Frage auf, „hier wurde vergast und verbrannt."

Er hat es behutsam gesagt, soweit man so etwas eben behutsam sagen kann. Die Frau wankt. Man führt sie beiseite.

Targosz nickt. „Das kommt oft vor", sagt er. „Es ist auch kein Wunder." Er schaut uns prüfend der Reihe nach an. „Aber damals konnte so ein Schwanken schon tödlich ausgehen. Denn wer so reagierte, hielt gewöhnlich nicht lange durch."

Unser Herkules wischt sich über die Stirn. „Dabei roch es nicht einmal schlecht, das Zyklon, mit dem sie hier vergasten. Wie Mandel roch es. Sechsunddreißigtausend konnten täglich vergast werden, und sie wurden es auch. Das war die Kapazität."

Es ist ganz still. Keiner sagt etwas. Die fast nüchterne Feststellung läßt nichts anderes zu. Sie hat uns überfallen, trotz aller voraufgegangenen warnenden Einzelheiten überfallen.

„Ja", sagt Targosz in das Schweigen hinein. „Sechsunddreißigtausend pro Tag. Aber die Verbrennungsöfen schafften die Toten nicht allein. Sie kamen nur auf zweiunddreißigtausend. Darum wurden noch zusätzlich Scheiterhaufen errichtet."

Er zaudert einen Moment, dann wiederholt er leiser: „Ja, Scheiterhaufen. Unter freiem Himmel. Da stand einer und da und da." Die Hand zeigte auf einige mit Gras bewachsene Stellen, in deren Vertiefungen Wasser steht.

„Wie Tränen", sagte jemand leise, und in diesem Augenblick, hier, an dieser Stätte, empfindet man es wirklich so. Ich atmete tief. Wie hatte Targosz gesagt? Nicht einmal schlecht habe das Gas gerochen. Nach Mandel ...

„Das Verbrennen roch dann allerdings weniger gut." Die Stimme des Begleiters reißt uns wieder zurück. Auch die Frau tritt wieder in den Kreis. Sie entschuldigt sich: „Ich bin schon schwach geworden vom Hören. Sie aber haben das Jahr für Jahr ertragen müssen."

Targosz drückt ihr stumm die Hand. Dann sagt er, an alle gewandt: „Wenn sie hier verbrannten, dann kamen die süßlichen Dämpfe bis nach Auschwitz herüber, wo ich lag. Dann wußten wir Bescheid. Und wir sahen es außerdem. Die Scheiterhaufen leuchteten weit ..."

Auch eine Kläranlage gab es in Birkenau. Aus dem Blut und dem Kot der Opfer, aus den Fettrückständen der Verbrannten wurden Schmieröle sowie jene grünlich-graue Seife mit der Aufschrift „RIF" hergestellt, mit der man die Wehrmacht, vielfach auch die zivile Bevölkerung versah. Ich suche unwillkürlich die Frau. Sie senkt den Kopf. Aber ihr Gesicht ist hart, wie versteint. Sie schwankt nicht.

„Die Knochenasche", läßt sich Targosz vernehmen, „diente als Dünger für eine Pflanze, aus der Gummi gewonnen werden sollte. Sie begegnen dieser Menschenasche übrigens noch vielfach. Sie ist merkwürdig hart und knirscht unter den Füßen."

So also erklärt sich, was uns vor Stunden, auf dem Wege hierher, aufgefallen war, als das Auto jenen eigenartig glitzernden Staub durchfuhr ...

Wie hatte Stefanek, der kleine, polnische Junge in Warschau gefragt? „Sind das die anderen Deutschen, Mama? Unsere Deutschen, Mama?" Er hatte damit angedeutet, daß er um einen Unterschied wußte, daß es einen Unterschied gab.

Auch das hier hatten Deutsche getan, andere, gewiß, aber immerhin Deutsche, schlechte Deutsche, zugegeben, Faschisten. Aber wir, die anderen, denen gegenüber Stefanek Vertrauen empfindet – und nicht nur Stefanek, sondern sein ganzes Volk –, wir anderen haben um diese Schande gewußt. Vielleicht nicht so deutlich, nicht in all den furchtbaren Einzelheiten wie nach diesem Besuch an Ort und Stelle, aber doch gewußt. Das deutsche Volk duldete die Barbarei. Es schwieg dazu, in seiner großen Mehrheit schwieg es dazu. Dieses Bewußtsein wiegt schwer.

Ich schaue verstohlen zu Targosz hin. Er fängt meinen Blick auf, nickt freundlich und kommt besorgt an meine Seite: „Das Laufen macht Ihnen Mühe, Genosse. Wollen Sie sich auf meinen Arm stützen? Bitte!"

Ich nehme den Arm, voller Dankbarkeit. Nun geht es leichter. Gemeinsam geht es immer leichter. Unsere polnische Begleiterin und Übersetzerin, der „Reisemarschall", wie wir sie scherzhaft tauften, kommt gleichfalls heran: „Muten Sie sich auch nicht zuviel zu?"

Ein Prager Reisegefährte bietet plötzlich Zigaretten an, und der rumänische Redakteur klopft mir sacht auf den Rücken und raunt leise: „Wir wissen doch! Ihr ... anders als Nazis ... wie Tag und Nacht ..."

Was für Menschen!

Dennoch oder gerade deswegen: Unsere Verantwortung ist riesengroß. Wenn Deutsche noch einmal ähnliches zulassen, wie es hier geschehen ist und wie es sich im Westen unserer Heimat abermals vorbereitet, wird man nicht mehr verzeihen können, wird man nicht mehr verzeihen dürfen.

So empfinde ich es hier in Auschwitz, so spricht es Wochen später Walter Ulbricht aus.

Birkenau liegt hinter uns. Wir fahren zurück nach Auschwitz, dem Hauptlager, dem Zentrum, zu dem einst achtunddreißig Nebenlager gehörten. Wieder diese Elendsställe von Baracken, wieder der Appellplatz, wieder ein Krematorium.

Und dann plötzlich: Hohe Steinhäuser, solide gebaut, in zweistöckiger Ausführung, mit großen Fenstern, mit Vorgärtchen und breiten Treppen. Ein wenig düster freilich auch das hier, doch gegen die soeben noch besichtigten Stätten der Trostlosigkeit sind diese Bauten wahre Paläste.

„Damit renommierten die Nazis, wenn Führungen kamen", sagte Targosz. „Diese Häuser hießen bei uns das Sanatorium."

Doch auch hier wohnte das unverminderte Grauen. Die Spuren nisten noch heute in den Mauern. Wir gehen durch lange Kellergänge mit Todeszellen und Strafbunkern. Verliese gibt es da, in die sich die Häftlinge nur durch ein Loch, dicht über dem Boden angebracht, zwängen konnten und in denen sie strafweise zu dritt aufrecht stehen mußten, tagelang, nächtelang, fast ohne Luft, immer ohne Nahrung.

Wir steigen hinauf und stehen auf dem Hof der elften Baracke, deren Fenster nur schmale Schlitze haben. Die schmalen Schlitze fallen sofort auf. Weshalb sie angebracht wurden, wird gleich darauf klar. Denn im Hintergrund erhebt sich die Mauer, an der die Erschießungen der ersten Zeit erfolgten.

An den Steinen sind nur wenige Kugelspuren zu entdecken. Trotzdem: Hier starben viele Opfer. Die Mörder hatten eine ruhige Hand, sie zielten gut . . . Die Anlage wies hingegen noch Mängel auf. So hatte man die Rinnen vergessen, die erst hernach gegraben werden mußten, damit das Blut abfließen konnte. Es rann einfach auf die Straße. Erst später verfügten die Mörder über eine größere Praxis. Erst später begannen sie, noch aus den Kadavern Profit zu münzen.

In einigen dieser Steinhäuser wurden bereits zahlreiche Erinnerungsgegenstände aufgestellt. Das sind Erinnerungen besonderer Art.

Da steht beispielsweise ein gläserner Kasten, so hoch wie ein ausgewachsener Mensch und mehrere Meter lang. In dem Kasten liegen Brillen, nichts als Brillen, Brillen mit Nickelfassung und solche aus Horn, randlose Brillen und stahlgefaßte, Brillen mit dicken und dünneren, mit ovalen und runden Gläsern.

Oder man tritt in einen Saal, der bis auf den hindurchführenden Gang mit Schuhwerk angefüllt ist. Vom elegantesten Stiefelchen bis zum ausgetretenen Arbeitsbotten finden sich alle Größen und Modelle, vom Kinderschuhchen bis zum Stiefel, der einem Greisenfuß Halt und Stütze bot. Bis zu Tischhöhe ist dieses Ledergebirge angeschüttet.

Nirgendwo auch habe ich so viele Prothesen gesehen wie in jenem Saal des Auschwitzer Museums, in dem sie neben- und hintereinander gestapelt stehen. Beinprothesen, Fußprothesen, Armprothesen, Prothesen aus Holz und aus Leder, alte Monstren voller Eisen und mit riesigem Gewicht und gefällige, aus Leichtmetall gefügte.

In einem der größten Säle liegen nur Koffer, Koffer in allen Größen, Materialien, Farben und Ausführungen. Dann wieder geht man an Wäsche vorbei, oder an Kochtöpfen und Kesseln, Kasserollen und Bechern, blecherne

Flaschen und Tellern, an Messern, Gabeln und Löffeln und kombinierten Eßbestecks – endlos, es reißt nicht ab.

Aus allen Ländern stammen diese Dinge. Sie kamen als Begleiter ihrer Eigentümer, und sie existieren immer noch, während jene längst als Knochenasche auf den Versuchsfeldern blieben. Jeder dieser Gegenstände ist mit einer gräßlichen Geschichte verbunden. Und obwohl Töpfe, Brillen und Schuhe in das Schweigen der Materie gebannt sind, webt um sie die Totenklage ihrer einstigen Besitzer, steigt aus ihnen ein stummer Schrei. Die Dinge sprechen, unüberhörbar.

Und dann gehst du an einem langen, gläsernen Sarg entlang, immer entlang. Du gehst herum und an der anderen Seite wieder zurück, und du siehst: Haar liegt da, ein Meer von Haaren. Langes und kürzeres Haar, strähniges und gelocktes, schwarzes und blondes Haar, braunes und rotes, graues und weißes Haar.

Immer aber liegt es schopfweise da, so, wie es von einem Schädel abgeschnitten wurde. Der Sarg enthält das Haar von zweiunddreißigtausend Frauen, von Müttern und Mädchen aus Polen und Frankreich, aus Ungarn und Italien, aus Rumänien und Bulgarien, aus der Tschechoslowakei, aus der Sowjetunion und aus Deutschland. Du gehst an diesem Sarg voll Frauenhaar entlang, und das Herz wird dir schwer.

Franz Targosz sagt: „Alle diese Gegenstände wurden nach der Befreiung durch die Sowjetarmee aus den Arsenalen des Lagers zusammengetragen. Es handelt sich um Restbestände, die von den Faschisten nicht mehr rechtzeitig abtransportiert oder verarbeitet werden konnten."

Wir sahen noch viel. Wir sahen Erschießungsbefehle, Dokumente der Unmenschlichkeit, Fotos der Henker und erschütternde Plastiken, die den Tod in den Gaskammern zu veranschaulichen suchen.

Zuletzt standen wir in einem Raum mit abgedunkelten Fenstern. Die ganze Breite der einen Längswand nimmt ein Leuchttransparent ein. Sonst befindet sich nichts weiter in dem Raum. Auf dem Leuchttransparent steht nur eine Zahl, eine Vier mit sechs Nullen dahinter:

4 000 000

Es ist die Zahl derer, die in Auschwitz-Birkenau ihr Leben lassen mußten.

Die anderen sind voraufgegangen. Sie wollen den Wagen bestellen. Bis er kommt, ruhe ich mich ein bißchen auf dem Mauervorsprung der Treppe von Block sieben aus. Ich bin sehr müde.

Die Sonne meint es gut. Ringsum ist es still. Nur die Vögel singen. Irgendwo, ziemlich fern, ruft unaufhörlich ein Kuckuck.

Das haben auch die Häftlinge gehört, die Todeskandidaten, in ihrer letzten Stunde. Das mag oft letzter Trost gewesen sein, letzte Bitternis.

Ich stehe auf und gehe die Treppen hinunter. Ich will dem Wagen entgegengehen. Wir dürfen nicht müde sein, wir, die anderen Deutschen.

Rumänien

Werner Eggerath

„VICTORIA" IN LENAUHEIM

Es ist erstaunlich, wie sich das Flugzeug als Verkehrsmittel in kurzer Zeit in Rumänien durchgesetzt hat. Fast alle Regionsstädte stehen mit der Hauptstadt in direkter Luftverbindung, und so ist es auch nur ein Sprung über die Karpaten hinweg nach Temesvar, dieser schönen und sauberen Stadt im Banat. Eine ganze Stunde lang fliegt die Maschine an dem gewaltigen Gebirgsmassiv der Karpaten vorbei, immer wieder leuchten in der Ebene wie glitzernde Schlangen die Flüsse auf, die ihren Weg zum Meer suchen. Dann beschreibt das Flugzeug plötzlich eine Kurve, als wolle es, des Abtastens müde, den Kampf mit den Bergen aufnehmen, und nun ziehen in schneller Folge schroffe Klippen, dunkle Abgründe und liebliche Täler am Auge des Beschauers vorbei. Fast unmerklich geht dann die Berglandschaft in eine sanfte Ebene über, und schon senkt sich der große Vogel und setzt behutsam auf dem Flugplatz auf.

Den ersten Eindruck im Zentrum der Hauptstadt des Banats vermitteln bunte, gepflegte Blumenbeete und glitzernde Springbrunnen. Die strahlende Sonne durchleuchtet das Spiel der Farben und taucht auch die bunte Kathedrale in ein Meer von Licht. Die Kreuze mit dem Rosenkranz auf den Türmen schimmern, als seien sie aus reinem Golde.

Weihevolle Stille umfängt den Besucher, wenn er durch das Portal geschritten ist, zahlreiche Kerzen spiegeln sich in der Vergoldung der Bögen und Altäre. Erst im Jahre 1948 wurde dieses Bauwerk fertiggestellt. 1800 Pfähle mußten in das sumpfige Erdreich gerammt werden, um die große Last zu tragen.

Jetzt eilt ein Pope geschäftig aus der Sakristei zu einem der Altäre, entzündet einige kleine Kerzen, schlägt gewichtig ein großes Buch auf und beginnt eine Messe zu lesen.

Draußen lacht strahlende Sonne, pulsiert das Leben. Unser Blick fällt auf die wuchtige Front des Staatstheaters. Es beherbergt die rumänische, die ungarische und die deutsche Sektion der Oper und des Schauspiels. Schon diese Dreiteilung macht uns auf eines der interessantesten Probleme der

Rumänischen Volksrepublik aufmerksam. Mit einer Bevölkerung von mehr als sechzehn Millionen zählt heute dieses Land siebzehn nationale Minderheiten, die vierzehn Prozent der Bevölkerung umfassen. Rund 400 000 davon sind Deutsche, die zum größten Teil in Transylvanien und im Banat wohnen.

Das reaktionäre Rumänien, welches im Jahre 1918 von den imperialistischen Siegermächten gebildet wurde, zählte 17,7 Millionen Einwohner. Davon waren 12,9 Millionen Rumänen, 1,4 Millionen Ungarn, 740 000 Deutsche, 725 000 Juden, 577 000 Ukrainer, 415 000 Russen, 361 000 Bulgaren, 288 000 Türken und Tataren, 278 000 Zigeuner, außer den Polen, Tschechen, Slowaken und so weiter, so daß die nationalen Minderheiten des damaligen Rumäniens rund dreißig Prozent der Gesamtbevölkerung darstellten. In diesem Rumänien, wo alle entscheidenden Kommandohöhen in den Händen ausländischer Konzerne lagen, verstanden es die Machthaber ausgezeichnet, die nationale Frage für ihre Ausbeuterinteressen auszunutzen. Sie hetzten die Nationalitäten gegeneinander, um zu verhindern, daß sich die Ausgebeuteten gegen die Ausbeuter zur Wehr setzten.

Das heutige Rumänien hat Schluß gemacht mit dieser Politik, wie es die Ausbeutung überhaupt liquidierte. Im volksdemokratischen Rumänien wird unter der Führung der Partei der Arbeiterklasse das Grundprinzip der Nationalitätenpolitik verwirklicht, wie es Marx, Lenin und Stalin ausgearbeitet haben: das Prinzip der Gleichberechtigung aller nationalen Minderheiten. Den Ungarn, den Deutschen, den Bulgaren und anderen Nationalitäten ist die Möglichkeit gegeben, in ihrer Muttersprache zu lernen, ihre Sprache und ihre nationale Kultur zu pflegen und ihren Teil zu dem großen Aufbauwerk Rumäniens beizutragen.

Das bunte Bild der Volkstrachten in den Straßen Temesvars zeigt die Vielfalt der Nationalitäten auch im Banat. In der Region Temesvar wohnen elf nationale Minderheiten, von denen die Ungarn und die Deutschen den größten Anteil stellen. Heute ist großer Markttag. Bauern und Bäuerinnen bringen ihre Erzeugnisse auf den Markt oder eilen von Geschäft zu Geschäft, um ihre Einkäufe zu machen. Gefüllt sind die Restaurants, auch die Bänke in den schattigen Anlagen sind dicht besetzt von Menschen, die heute in die Stadt kamen und sich vor der Heimreise ausruhen oder mit Bekannten und Verwandten aus anderen Dörfern ein Schwätzchen machen wollen.

Doch die „schwäbische" Tracht überwiegt; immer wieder hören wir vertraute Laute, Gespräche in einem altertümlichen, breiten Deutsch. Doch diese Schwaben stammen meist gar nicht aus dem „Ländle" mit der Eisenbahn, wie es immer fälschlich dargestellt wird. Die Geschichte der Besiedlung des Banats durch Deutsche ist interessant, aber auch tragisch, denn in dieser Geschichte spiegelt sich die Tragik der deutschen Kleinstaaterei und des Verfaulungsprozesses, von dem Friedrich Engels so lebendig geschrieben hat.

Die erste und die zweite Welle der Deutschen, die durch Werber der habsburgischen Krone in den Jahren um 1716 und 1737 für die Besiedelung des Banats, unter Anwendung rigorosester Mittel, mit Betrug und falschen Versprechungen geworben wurden, kamen aus den Rheinlanden. Dort war die Aufsplitterung Deutschlands in kleine Herrschaften, aber auch die Ohnmacht der „Landesherren" am größten. Diese Herren waren unfähig, den Werbern des Kaisers – die ihnen die Quelle ihrer Einkünfte, die Menschen, wegführten – das Handwerk zu legen. Den Bauern wurden Dinge versprochen, von denen sie kaum zu träumen wagten. Unentgeltlich sollten sie einen Platz für ihr Haus bekommen, sollten alles erhalten, was sie für den Bau brauchten, ganz gleich wie groß sie bauen wollten; vollständig zu eigen und sogar vererbbar sollte es sein. Äcker sollten sie bekommen, Wiesen, Weiden, Gärten, alles wollte ihnen der Kaiser geben, auch das Geld für Vieh und Saatkorn, und erst nach Jahren sollten sie in Raten abzahlen. Für die ersten zwei Jahre sollten sogar alle Steuern und Abgaben gestundet werden. Ungläubig hörten die Bauern die Stimme des Werbers. So ein Leben sollte es überhaupt geben? Dort sollte es keine Herren, keine Barone, Grafen, Fürsten und Edelleute geben? Dort sollte es keine Fron, keinen Schuldturm, keinen Pranger und keine Prügelstrafe geben? So konnte es doch nur im Paradies sein.

Viele machten sich auf den Weg, stahlen sich aus ihrer Heimat fort, damit der Herr sie nicht zurückholte und sie auspeitschen ließ. Viele verkauften ihr armseliges Hab und Gut, packten den notwendigen Hausrat, ihre Kinder und was nicht zu entbehren war auf einen Karren, zogen monatelang über grundlose Wege, endlose Straßen, überstiegen Gebirge, durchkreuzten Ströme, um dieses Paradies zu erreichen. Viele blieben unterwegs liegen, viele wurden unterwegs von irgendwelchen Herren weggefangen, aber die Stärksten und Mutigsten erreichten das Banat.

Sie atmeten auf, sahen sich um, so wie sich nur Bauern umsehen, mit kritischem Blick, gingen gewichtig über das Land, fühlten mit dem nackten Fuß die Krume ab. Gut war das Land, fett und schwer der Boden. Wasser gab es und strahlende Sonne, ganz anders als in der Heimat. Aber vor allen Dingen gab es hier keine Herren, keine Ritter, keine Fronvögte, und man konnte viele Stunden und Tage laufen, ohne daß man an eine Landesgrenze kam. Sie gingen an die Arbeit, bauten schöne Dörfer mit geraden Straßen, bebauten das Land, so wie sie es für richtig hielten, legten Gärten an, wie sie es sich wünschten, ohne einen Herrn zu finden, der Abgabe forderte. Endlich konnten sie für sich selbst arbeiten.

Die Habsburger hatten wieder einmal ein großes Geschäft gemacht, hatten die ihnen anvertraute Krone wieder einmal geschickt ausgenutzt, um andere „Gottbegnadete" über das Ohr zu hauen. Als durch den Sieg über die Türken im Jahre 1718 das Banat von der Türkenherrschaft befreit wurde, forderten

die ungarischen Feudalherren, wieder in ihre früheren Rechte eingesetzt zu werden, verlangten die Übergabe des Grundbesitzes, der ihnen vor Beginn der Türkenherrschaft im Jahre 1552 gehört hatte. Doch der Kaiser war anderer Meinung. Mit einem Federstrich verfügte er, daß alle Ansprüche in diesem fruchtbaren Gebiet als verjährt zu betrachten seien, so daß das Banat als geschlossener Grundbesitz auf die Krone überging. So entstand in dieser Zeit des niedergehenden Feudalismus etwas Eigenartiges, ein Land, wo der Kaiser gleichzeitig Landesherr und alleiniger Grundbesitzer war. In diesem Land gab es keinen Klerus, der durchgefüttert, gut durchgefüttert werden wollte, keine Bischöfe, keine Äbte und keine Klosterkammern. In diesem Land gab es nicht diese Landplage von unersättlichen Feudalherren aller Grade wie in den anderen Teilen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. In einem solchen Lande mußte es sich für Bauern gut leben lassen.

Aber nach kurzen Flitterwochen mit der jungen Freiheit kam für die deutschen Bauern die Ernüchterung und die Enttäuschung. Bald legten sich die Klammern der kaiserlichen Bürokratie auf das Land, es entstand ein Heer von Beamten, durchweg Günstlinge, denen eine Pfründe gegeben werden mußte, abgehalfterte Offiziere, Spekulanten und Rentmeister, die versprachen, Geldströme in die Kasse der Krone zu leiten. Immer neue Saugnäpfe wurden den Bauern angelegt. Viele Abgaben wurden durch die Krone an Kaufleute verpachtet. Immer neue Steuern wurden auferlegt. In der Krone trat der Feudalstaat den Bauern, den Produzenten, gleichzeitig als Staatsmacht, als Souverän und als Grundeigentümer gegenüber. Dem Landesherrn flossen die Staatssteuern zu, dem Landesherrn als Grundeigentümer gehörten die Abgaben. Die Bürokratie des absoluten Staates, der Beamtenapparat, durchsetzt mit deklassierten Elementen, sorgte nicht nur dafür, daß den Bauern alles weggenommen wurde, „was des Kaisers war", sie vergaßen auch ihre eigenen Interessen nicht. Schon im Jahre 1722 wurde durch die Landesadministration des Banats verkündet, daß die unteren Administratoren, die Verwalter und Gegenschreiber, in Ketten gelegt würden, wenn sie nicht alle Abgaben einzögen. Die an Stelle der türkischen Kopfsteuer eingeführte Kontribution, die vielfachen Abgaben und die Furcht vor der immer mehr um sich greifenden Prügelstrafe, ließ schon wenige Jahre später manchen Bauern das mühsam Aufgebaute verlassen und sein Heil in der Flucht suchen.

Längst sind diese Zeiten vorbei. Die Bodenreform hat im neuen Rumänien einen Schlußstrich unter die Geschichte des Mittelalters gezogen, hat den Bauern das Land gegeben. Auch der König, der Hohenzollernsproß, mußte am 30. Dezember 1947 in seinem Palast in Bukarest, am Rande des heutigen Stalinparkes, die Abdankungsurkunde unterzeichnen. Die 169 Schlösser und Herrenhäuser, die 150 000 Hektar Land und die Aktienpakete im Werte von 4 Millionen Gold-Lei, die er aus dem Volke herausgeschunden hatte,

konnte er nicht mitnehmen, alles das blieb dem Volk. Heute arbeiten im neuen Rumänien die Angehörigen der verschiedensten Nationalitäten einträchtig Schulter an Schulter und lassen dieses reiche Land aufblühen. Davon zeugt auch diese Stadt. In den letzten fünf Jahren ist sie von 120 000 auf 200 000 Einwohner angewachsen, wurde zu einem pulsierenden Zentrum des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens mit einer schnell wachsenden Industrie.

Links und rechts der Straße, die uns durch das Banat führt, zeigen die Felder trächtige Fülle. Die Maulbeerbäume jenseits der Gräben prunken mit schwellenden Früchten. Wie lustige Gnomen klettern Halbwüchsige und Kinder in den Ästen umher; die Gesichter und Hände tiefblau verfärbt, schlecken sie die süßen Früchte. Schwer trägt der Weizen in diesem Jahr. Tiefgrün, voller Saft und Kraft steht mit seinen prachtvollen Stauden der Kukuruz wie triumphierend im flirrenden Sonnenlicht. Er hat seine Wurzeln tief in die Erde getrieben und bietet der sengenden Sonne Trotz. Die Viehherden haben sich längst in den Schatten von Bäumen und Hecken geflüchtet; dösend schauen die widerkäuenden Rinder unserem Wagen und der riesigen Staubwolke hinter ihm nach. Weit und breit ist jetzt, da die Sonne im Zenit steht, kein Mensch zu sehen.

Plötzlich ändert sich das Bild. An die Stelle der Vielfalt von kleinen Feldern tritt nun, weit dahingestreckt, eine leuchtende Fläche mit großen goldgelben Sonnenblumen. Wie anbetend sind sie der Sonne zugewandt und wenden, die Sonnenbahn verfolgend, die goldigen Flächen der Blütenteller, als wollten sie die belebenden Strahlen bis zum letzten aufsaugen, um die werdende Frucht in sich zu nähren.

Nun ist auch dieses Feld zu Ende, ganz unvermittelt stößt der spitze Galgen eines Tränkbrunnens in das gleißende Blau des Himmels. Um die langen Tröge hat sich eine Rinderherde gesammelt. Im Schatten eines uralten Baumes steht ein Rudel Pferde eng aneinandergeschmiegt. Einige Fohlen liegen, alle viere wohlig von sich gestreckt, zu Füßen ihrer Mütter.

Am Rande des Weges schiebt sich ein Schild heran, ein gelbes Schild mit schwarzer Schrift, so wie sie auch bei uns zu Hause am Eingang der Dörfer stehen. Aber auch der Name des Dorfes mutet uns wie ein Stück Heimat an. „Lenauheim" – hier im westlichen Teile Rumäniens, nicht weit von der jugoslawischen Grenze, grüßt uns dieses Dorf mit dem deutschen Namen, der unwillkürlich längst verblaßte Erinnerungen aufstehen läßt.

„Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölkchen flogen . . ."

Stand das nicht in unserem Lesebuch für Volksschulen? Und nun, nach vielen Jahren, führt mich der Weg in den Ort, wo Lenau geboren wurde.

Die breite Straße, die schnurgerade durch Lenauheim führt, liegt wie ausgestorben in der brennenden Julisonne, aber zu beiden Seiten wölben sich je zwei Reihen schattiger Linden zu einem kühlespendenden Laubengang. Ebenso schnurgerade und von breiten Laubengängen begleitet sind die Querstraßen, die rechtwinklig die Hauptstraße schneiden. Lenauheim ist das typische Kolonistendorf, wie es im ersten Teil des achtzehnten Jahrhunderts vielfach im Banat von fleißigen Händen angelegt wurde.

Es ist schwierig, durch die dichten Vorhänge der Linden die einzelnen Häuser zu erkennen. Doch eine Lücke in den Baumreihen vor einer breiten, wuchtigen Toreinfahrt in einem langgestreckten Gebäude zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Eine Inschrift kündet: „Staatliche Museumsverwaltung – Nikolaus-Lenau-Museum". Hier ist das Geburtshaus des Dichters. Hier wird sein Andenken gepflegt.

Damals, am 13. August 1802, trat der königliche Amtsschreiber von Niembsch in die Stube des Kirchenschreibers ein und meldete die Geburt eines Kindes an. Der Pfarrer kam selbst und setzte sich gewichtig in den Stuhl hinter dem großen Folianten und schrieb mit seiner schwungvollen Schrift: Geboren: Nikolaus Franz von Niembsch, zweites Kind des königlichen Amtsschreibers von Niembsch. Als er als Paten einschrieb: königlicher Rentmeister Nikolaus Hell, verneigte sich der Pfarrer ganz unmerklich, denn der Rentmeister war der Gewaltige in der ganzen königlich-ungarischen Kammerherrschaft, die in dem kleinen Dorf an der Poststraße ihren Sitz hatte.

Nikolaus Lenaus Vater war ein typisches Offizierskind jener Zeit im Niedergang des Feudalismus. Er war ein dunkler Ehrenmann, der allen Lastern frönte, die in den Kreisen der Offiziere gang und gäbe waren, er trank, spielte und war stets begierig, neue Abenteuer mit Frauen zu erleben. Im Jahre 1799 mußte er sogar den Offiziersrock ausziehen, weil er die Tochter des bürgerlichen Oberfiskals in Budapest verführt hatte. In der Hoffnung, mit einer reichen Heirat seine Schuldenlast abzustoßen, heiratete er heimlich dieses Mädchen und war baß erstaunt, als sie ob ihres Fehltritts verstoßen und enterbt wurde. Mit knapper Not gelang es ihm, eine Stellung als Amtsschreiber zu ergattern, und er hatte es dann sehr eilig, das kleine großväterliche Erbe seiner Frau durch die Kehle zu jagen. Als der kleine Nikolaus geboren wurde, steckte er schon tief in Schulden, und ein Jahr später mußte er Tschatad (Csatád), seine Stellung und seine Familie verlassen, weil er sich in der ganzen Kammerherrschaft unmöglich gemacht hatte.

Einige Jahre schlug er sich noch in Wien durch, kehrte dann 1807 krank zu seiner ehrlichen und tüchtigen Frau zurück, nachdem er sich noch mit seinem Vater, der als hoher Offizier in Wien lebte, ausgesöhnt hatte.

Unter dem Druck der wirtschaftlichen Not wuchs der kleine Nikolaus im Hause des Rentmeisters auf, täglich spielte sich vor seinen Augen ab, was

in ihm die Empörung wachsen ließ: die Ausplünderung der Bauern durch die Krone und die königliche Bürokratie. Hier entzündete sich das Feuer, das in seinen revolutionären Dichtungen lodert.

In diesem festgegründeten Haus lernen heute die Kinder des Dorfes, denn im unteren Stockwerk befindet sich die Volksschule. Es ist eine neue Generation von Kindern. Davon kündet ein buntes Schild an dem nächsten Haus, ein Schild mit der Inschrift: „Haus der Jungen Pioniere". Doch wie ausgestorben liegt das Dorf vor uns. Auf unser Klopfen mit dem schweren eisernen Ring an dem wuchtigen bewehrten Tor lugt ein kleiner Bub verstohlen durch das Fenster im ersten Stock, flüstert uns zu, daß jetzt in der Mittagsstunde alles ruht, weshalb auch das Museum geschlossen sei. Aber als wir ihm sagen, woher wir kommen, ist er flugs verschwunden. Wenige Augenblicke später ertönen Schritte, eine schmale, blonde Frau öffnet den knarrenden Torflügel und entschuldigt sich, daß sie uns hat warten lassen.

„Wissen S', die Doktoren sind so streng itzt." Sie spricht ein breites Deutsch mit starkem schwäbischem Dialekt. „Sie verlangen, daß mittags alles ruht, wegen der Hitz, und es kommt ja auch um diese Zeit niemand." Sie ist ganz aufgeregt, weil wir doch von so weit herkommen und zupft in einem fort an ihrer Schürze. Eifrig antwortet sie auf unsere Frage, ob wir auch in der Mittagsstunde hineindürfen. „Natürlich, natürlich, aber der Direktor ischt net do, er ischt doch Lehrer und seit einer Woch mit den Kindern auf Reis, nach Temesvar." Eilfertig eilt sie vor uns her, die Treppe hinauf.

Breit gewölbt, wie für Jahrhunderte gebaut, ist die Durchfahrt zu dem weit gespreizten Hof. Hier mögen einmal die Bauernfahrzeuge gestanden haben, die Abgaben für die Krone und gepfändetes Gut trugen. Hier versanken die Fahrzeuge auch bei schwerer Belastung nicht, denn schwere, viereckig behauene Eichenstämme sind fest nebeneinander in den Boden gerammt. Wie in einer Burg steigen rechts und links im Gewölbe breite Treppen empor. Im ersten Stock ist die ganze Flucht des Geburtshauses Lenaus als Geschichtsmuseum eingerichtet, doch die Mittelräume sind dem Andenken des Dichters gewidmet. Es sind einfache, weiß gekalkte Zimmer. An den Wänden hängen vergilbte Zeichnungen, alte Malereien und eine große Plakette, die den Dichter in seiner Jugend zeigt. Die Umrandung zeigt noch den vollen adeligen Namen. Wir lesen Buchtitel in altdeutscher Schrift, lesen die Verlage „Ludwig August Frankl, 1891; Reclam-Verlag".

Die Verleger hatten es nicht leicht mit der Herausgabe dessen, was Lenau schrieb. Die reaktionäre Zensur und die Spitzel des Metternichschen Systems versuchten jeden revolutionären Gedanken zu ersticken. So mußte Lenau auch immer wieder versuchen, die Drucklegung im „Ausland", in Stuttgart zum Beispiel, zu erreichen. Als er im Jahre 1833 aus Amerika zurückkam, hatten seine schwäbischen Freunde trotz aller Hindernisse endlich die Herausgabe

seines ersten Gedichtsbandes durchgesetzt. Im Jahre 1836 erschien seine Dichtung „Faust", und nach vier Jahren heißer Arbeit wurden auch „Die Albigenser" gedruckt.

Vorsichtig, wie die bürgerlichen Verleger jener Zeit waren, betteten sie seine revolutionären Dichtungen zwischen seine Natur- und Liebeslyrik, schmuggelten auf diese Art und Weise die politische Konterbande durch. Aber sehr bald wurden seine flammenden revolutionären Gedichte selbst für das Bürgertum unerträglich. Man legte sie zu den verstaubten Pandekten. Im Jahre 1850, nach der großen Enttäuschung der achtundvierziger Revolution in Deutschland, starb der Dichter, geistig umnachtet, in Oberdöbling in Österreich. Trotz aller Verfolgungen und Verleumdungen hatten seine revolutionären Gedichte in den Herzen vieler aufrechter Patrioten ihre Wurzeln geschlagen.

Hier, in seinem Geburtshaus, finden wir sie wieder, diese heißen Verse, die sich wie ein Feuerbrand in das Herz fressen, die Lieder, die wie flatternde Fahnen leuchten und an Herwegh, „die eiserne Lerche", erinnern. Aus diesen Versen spricht die Kraft des Volkes. Hier in diesem Kämmerlein hören wir den toten Dichter, hören wir, wie er der Metternichschen Reaktion entgegenruft:

„Trutz euch!
Ihr kriegt mich nicht nieder,
Ohnmächtige Tröpfe!
Ich komme wieder und wieder,
Und meine steigenden Lieder
Wachsen begrabend euch über die Köpfe!"

Jeder Tag, auch hier in Rumänien, ja in seinem Geburtsort beweist es, wie recht der Dichter hatte und wie sein Blick die Dunkelheit der Reaktion durchdrang und in leuchtende Fernen ging. Wer die Geschichte untersucht, die Zeit, die verstrich seit den Tagen, als der kleine Nikolaus in diesem Hause aufwuchs und manchmal zornig die Fäuste ballte, wenn er die verbissenen Gesichter der Bauern sah, das Funkeln in ihren Augen, der versteht auch, woher der Dichter seine Zuversicht nahm, wenn er schrieb:

„Hörst du der Lerche helles Morgenlied?
Vom Liede einer Lerche ist umher
Der ganze Himmel voll, nicht klage mehr!
So tönt fernhin der Freiheit Morgenruf,
Zerstampft dir auch die Saaten Rosseshuf,
Es klingt ihr Ruf je heller in die Weiten,
Je mehr die Feinde stillen Tod verbreiten."

Viele Kämpfe gab es seit dieser Zeit, viele heldenhafte Aufstände, viele Opfer wurden gebracht, aber auch in dem damaligen Csatád, in dem heutigen Lenauheim, ist das in Erfüllung gegangen, was Lenau voraussagte. Heute sind die Bauern Herren ihres Landes.

Heute liest man in Lenauheim an einem der schönsten Häuser die Inschrift: „Victoria" – Sieg. Sie kündet von dem Sieg der Werktätigen über die Unterdrücker, kündet davon, daß jetzt in Lenauheim freie Bauern wohnen, die mutig und bewußt ein neues Leben aufbauen. „Victoria" – Sieg, das ist der Name des landwirtschaftlichen Kollektivs Lenauheim. 334 Familien mit 1233 Mitgliedern zählt diese neue Gemeinschaft; Rumänen, Deutsche, Ungarn, Serben und Zigeuner arbeiten gemeinsam und schreiten Schulter an Schulter in eine glückliche Zukunft.

Ja, wenn der Dichter heute durch die Häuser seiner Heimatgemeinde gehen würde, auf Schritt und Tritt würde er die Erfüllung dessen sehen, was er erstrebte und erhoffte, und er würde mit fröhlicher Stimme aussprechen, was er vor mehr als hundert Jahren schrieb:

„Du neue Welt, du freie Welt,
An deren blütenreichem Strand
Die Flut der Tyrannei zerschellt,
Ich grüße dich, mein Vaterland!"

„Wissen S'", die Frau neben uns schreckt mich aus meinem Sinnen auf, streicht mit ihrer Rechten dem Buben an ihrer Seite über das Haar, „es ist so wenig Platz jetzt, in dem unteren Zimmer ist die Schule untergebracht. Die Kinder lernen doch jetzt so viel, und alle Kinder müssen in die Schule. Früher war das net so. Jetzt kommen die einen am Vormittag und die anderen am Nachmittag, aber bis in die Nacht hat man zu tun. Abends, da kommen die großen Leut und lerne. Dös hat's früher net gegebe."

Wie das so aus dem Munde dieser einfachen Frau klingt, wie sich das neue Leben in den wenigen Worten widerspiegelt! Heute gibt es eine ungarische Universität in Rumänien, heute gibt es in diesem Lande 329 Schulen, wo in deutscher Sprache unterrichtet wird und wo 40 000 Kinder in ihrer Muttersprache lernen.

Ja, auch früher gab es deutsche Schulen, aber es waren fast nur private oder kirchliche Schulen. Wer seine Kinder in deutscher Sprache unterrichten lassen wollte, der mußte schon ein hohes Einkommen haben. Die Kinder der armen, der werktätigen Menschen waren davon ausgeschlossen. In den Klosterschulen und den Schulen der Kirchen wurden überhaupt nur Kinder aufgenommen, deren Eltern entsprechende Kirchensteuern neben den anderen steuerlichen Belastungen aufbrachten.

Ähnlich war die Lage bei den anderen Nationalitäten. In den 1600 Schulen für ungarische Kinder, der größten nationalen Minderheit, lernen heute 200 000 Kinder in ungarischer Sprache. Außerdem gibt es eine autonome Ungarische Region, wo die ungarische Sprache Amtssprache ist. Insgesamt ist die Zahl der Lehrer, die heute in Rumänien unterrichten, dreimal so hoch als im Jahre 1938, und die Hälfte davon sind Frauen.

In den anschließenden Zimmern finden wir spärlichen Hausrat und alte deutsche Kleider, bunte schwäbische Bauerntrachten. In den Jahren 1716 bis 1768 wurden deutsche Bauern im Banat angesiedelt, die seit dieser Zeit ihre Lieder, ihre Erzählungen, ihre schönen Trachten zu erhalten wußten. Als anläßlich der zehnjährigen Wiederkehr des Tages der Befreiung vom faschistischen Joch die besten Volkskunstgruppen des Landes in Bukarest vor der Regierung zu einem Wettbewerb auftraten, da gehörte auch eine deutsche Volkskunstgruppe aus dem Banat zu den Siegern.

Eine alte Lade zieht den Blick auf sich. Große altertümliche Buchstaben verbinden sich zu der Inschrift: „Bruderschaftsbett der Vereinten Zunft". Wenn deutsche Handwerker auf ihren Wanderfahrten das Dorf besuchten, dann wurde für ihre Übernachtung diese Lade aufgeschlagen, und in dem tiefen Kasten durften sie ruhen.

„Und wo ist das Denkmal Lenaus?" Der kleine Junge ist zutraulich geworden, hält mich fest bei der Hand, will mich schon auf die Straße ziehen, doch die Mutter hält ihn zurück. „Es ist nur wenige Schritte von hier, es steht vor der Gemeindeverwaltung, vor dem Haus des Volksrates." Es ist wirklich nicht schwer, das Denkmal zu finden. Man kann nicht fehlgehen, und schön wandert es sich unter dem dichten Baldachin der Linden. Zuerst grüßt uns die deutsche Kirche, ein Kirchlein, so wie sie auch in vielen Dörfern unserer Heimat stehen, aber direkt gegenüber, auf der anderen Seite der Straße, lugt die rumänische Kirche neugierig durch das grüne Laub. Beide stehen sich friedlich diesseits und jenseits der Straße gegenüber, als wüßten sie nichts vom Streit der Dogmen und von Glaubenseifer.

Jetzt leuchten vor uns helle bunte Blumenbeete auf. Rosen über Rosen, Glyzinen, Heliotrope, Fuchsien, eine wuchernde Blütenpracht. Ein liebevoller Gärtner muß hier alles zusammengetragen haben, was die Natur an Leuchtendem, Freudigem und Schönem im heißen Sommer dieses Landes zu geben hat. Dort, mitten in dieser Pracht, steht das Denkmal des Dichters, der in diesem Ort das Licht der Welt erblickte und von hier auszog, um das Recht der Menschen und die Freiheit zu suchen. Hier sitzt er auf der Bank aus festem Stein, den Oberkörper leicht vorgeneigt, den Kopf mit der hohen Stirn etwas gewendet, als horche er aufmerksam in sich hinein. Hinter ihm neigt sich die Muse mit weit gespannten Schwingen über ihn, als wollte sie den feingliedrigen Poeten aufnehmen und in weite Ferne tragen.

Die Sonne spiegelt sich auf der matten Bronze, läßt auf dem zarten Antlitz des Dichters kleine Lichter aufleuchten, gibt ihm einen neuen Ausdruck, etwas Triumphierendes. Es ist, als sehe der Dichter uns fragend an: Habe ich recht behalten? Ist es nicht so gekommen? Wo sind die Schergen Metternichs geblieben und die, die nach ihnen kamen? Ich habe recht behalten, als ich ihnen damals zurief:

„Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten;
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten.
Nach Huss und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille und so weiter."

In dem „und so weiter" liegt es, was der Dichter kündete. Es kamen die französischen Kommunarden von 1871, es kam der Sturm auf den Winterpalast 1917, es kam die vernichtende Niederlage des Hitlerfaschismus 1945 – und so weiter ...

Hier, in Rumänien, nicht weit von der Grenze Jugoslawiens, stehen wir vor dem Denkmal Lenaus, und die Gedanken wandern in die ferne Heimat, in die schöne Stadt am Rhein, wo ein großer Sohn unseres Volkes, ein großer Dichter, ein großer deutscher Patriot geboren wurde, dem seine Heimatstadt noch kein Denkmal setzte, wir denken an Heinrich Heine, der sich so große Verdienste um die deutsche Sprache erwarb und in der Fremde sterben mußte.

Versunken im Anblick des Denkmals und im Gedenken an den toten Dichter hören wir nicht, wie sich hinter uns eine Tür öffnet und Schritte nahen. Nun tritt ein kräftiger, breitschultriger Mann, das tiefgebräunte Gesicht mit den dunklen Augen im Schatten eines breitrandigen Strohhutes neben uns und mustert uns interessiert, mit einem kleinen Ausdruck von Mißtrauen in den Augen, von oben bis unten.

„So, Sie sind Deutscher, wo sind Sie denn zu Hause?" fragt er vorsichtig nach der ersten Begrüßung. Ob unserer Antwort hellt sich sein Gesicht merklich auf. Ein fröhlicher Ausdruck tritt in die Augen, er erinnert nun an einen großen Jungen, der überzeugt ist, daß sein schlau angelegtes Spiel gelingt. „So, aus der neuen Republik kommen Sie, dort, wo jetzt ein Arbeiterpräsident ist? Das wird aber bei uns Freude machen, und daß Sie ausgerechnet zu uns nach Lenauheim kommen."

Wir stellen Fragen über Fragen, wollen gleich alles wissen. „Wie groß ist das Kollektiv? Wieviel Land bewirtschaftet es? Wie hoch sind die Erträge?"

Der Bauer mit dem mehrtägigen Stoppelbart wird unter unseren Fragen nachdenklich, schiebt seinen Strohhut einmal nach vorn, dann wieder nach hinten, reibt seinen Stoppelbart und sieht uns wieder abwägend nacheinander an.

„Wissen Sie, so etwas muß man ganz genau beantworten", meint er mit einem kleinen listigen Lächeln, „und so ganz genau weiß ich das nicht, aber warten Sie einen Augenblick, ich hole unseren Sekretär vom Volksrat, das ist ein kluger Kopf, der weiß alles ganz genau und beantwortet es, ohne einen Augenblick nachzudenken."

Er nickt uns noch einmal mit einem kleinen lustigen Lächeln zu und verschwindet wieder in der Tür des breit angelegten und blitzblanken Hauses des Volksrates hinter dem Denkmal. Es dauert nur wenige Minuten, dann kommt er mit einem jungen, schwarzhaarigen, von Gesundheit strotzenden Burschen mit federndem Gang zurück. Der „Sekretär" begrüßt uns freundlich und erklärt, daß er uns alles zeigen und auf alle Fragen antworten werde, fragt dann aber so ganz nebenher, ob er einmal unsere Ausweise sehen könne. Aufmerksam studiert er jedes Wort, vergleicht sorgfältig die Fotos mit den Originalen, gibt uns dann die Papiere mit einer leichten Geste der Entschuldigung zurück.

Jetzt ist der Bauer mit dem großen Strohhut auf einmal ganz anders geworden. Jetzt weiß er ebenfalls alles „ganz genau". Er erzählt uns, mit lustigen Anekdoten gewürzt, von der ersten schweren Zeit des Kollektivs. Das war damals ein ununterbrochenes Auf und Ab. Jede Woche gab es Austritte, fast jeden Abend gab es Versammlungen, und einige Male glaubte man schon, die ganze Genossenschaft sei auseinandergefallen. Als es aber erst an die Verteilung der Ernte ging, geriet alles außer Rand und Band. Die Buchführung war ein einziges Durcheinander. Jeder meldete Ansprüche an, jeder wollte den Hauptanteil der Arbeit geleistet haben. Es war ein schreckliches Dilemma. Aber das alles ist schon fast vergessen, seit drei Jahren geht es in raschem Tempo vorwärts. Jetzt denkt niemand mehr daran, auszutreten und wieder als Einzelner zu arbeiten. „Das Leben ist ganz anders geworden", meinte der Bauer, und ein frohes Lächeln verschönt das zerfurchte Gesicht mit dem Stachelbart.

„Ernten die Bauern denn jetzt mehr als früher, da sie allein gewirtschaftet haben?"

Der Stachlige sieht mich einen Augenblick verdutzt an, reibt dabei unbewußt seinen Bart, wiegt leicht den Kopf und überlegt anscheinend, was man auf eine solch dumme Frage antworten muß. Dann reißt er mit einer schnellen Bewegung den Rock von der Schulter, spuckt im weiten Bogen aus und sieht mich wie strafend an. „Ob der Bauer mehr erntet? Wann hat einmal ein Bauer das in die Scheune gefahren, was ich zum Beispiel im letzten Jahre

habe? Passen Sie einmal gut auf." Er schaut mich streng an, spreizt die Finger der linken Hand weit auseinander und legt mit der rechten Hand den kleinen Finger der linken um. „Erstens: vierundvierzig Doppelzentner Getreide", der Ringfinger erhält einen Schlag, „fünfzig Doppelzentner Kukuruz", der Mittelfinger knickt ein, „vier Doppelzentner Sonnenblumenkerne" – wie ein zorniger Lehrer, der einen unachtsamen Schüler zurechtweist, steht er vor mir – „und", der Zeigefinger verschwindet, so daß seine Linke eine Faust bildet und nur der Daumen noch emporragt, „für jedes Tagewerk drei Lei bares Geld."

Jetzt spielen in den schwarzen Augen wieder diese lustigen Fünkchen. Er hält mir die Faust mit dem aufgereckten Daumen unter die Nase: „Und wissen Sie, wieviel Normen wir hatten? Stellen Sie sich einmal vor, bei uns zu Haus arbeiten nur meine Frau und ich, wir beide hatten 550 Normen, das macht 1650 Lei auf die Hand! Aber es gibt noch andere, die eine größere Familie haben, die haben noch mehr."

Der Sekretär, der gar nicht zum Reden kommt, blinzelt mir verstohlen zu und hebt dann die Hand, um den Redestrom zu unterbrechen. „Es gibt aber auch eine große Anzahl, die weit weniger erhalten haben." Der Stachlige will widersprechen, aber beschwichtigend legt ihm der Jüngere die Hand auf die Schulter, wendet sich dann zu mir und sagt stolz, als gehe es um seinen Vater: „Er ist einer unserer Besten, er hat nicht umsonst eine Auszeichnung bekommen, die Medaille für ausgezeichnete Leistungen beim Maisanbau. Außerdem", der junge Sekretär neigt sich etwas vor, als wollte er ein Geheimnis verraten, sein Daumen weist verstohlen über die Schulter, „außerdem ist er in der Leitung des Kollektivs und Mitglied des Volksrates." Er wendet sich wieder zu dem anderen, lacht verschmitzt: „Da muß er den anderen schon eine gute Leistung zeigen, sonst wird er nicht wieder gewählt. Jetzt schicken wir ihn sogar für drei Monate auf eine Landwirtschaftsschule."

Der andere krault wieder seine Bartstoppeln. Etwas verlegen knurrt er den Sekretär an: „Das ist ja eigentlich Unsinn, mit 38 Jahren soll ich mich noch einmal auf die Schulbank setzen, was kann da schon herauskommen?" Nach einer Pause meint er entschuldigend: „Aber da kann man nichts machen, sie haben es nun einmal beschlossen."

Ein scharfer Pfiff kommt langgezogen von der Stelle, wo sich die Straßen kreuzen. Unser neuer Freund horcht auf, wirft seinen Rock wieder auf die Schulter und verabschiedet sich eilig. „Da habe ich mich schon verspätet, meine ganze Brigade wartet, heute geht's aufs letzte Feld, und am Abend wollen wir damit fertig sein. Wir sind dann mit der letzten Hacke durch, dann mag der Kukuruz blühen." Eilig, mit weit ausholenden, wiegenden Schritten, eilte er durch den dunklen Laubengang.

Es ist eines der schönsten und größten Häuser des Dorfes, in dem jetzt die Kinder in hellen, luftigen und lustig ausgemalten Räumen während des Tages spielen und ihre Hausaufgaben machen. Früher hatte hier ein kinderloser Großbauer gelebt, bei dem das halbe Dorf verschuldet war und der allein 120 ha des besten Bodens in seinem Besitz hatte. Als wir den weitläufigen Hof betreten, sind wir im Nu von vielen Kindern umringt. Die „tote Stunde", die Pause nach dem Mittagessen, da jedes Kind ruhen muß, ist beendet. Jetzt quirlt es nur so von Lebensfreude und Übermut. Es hatte sich schon bei ihnen herumgesprochen, daß Fremde gekommen seien, „Doktoren", und daß jetzt jedes Kind untersucht würde. Alle forschen gleich angestrengt nach einer Krankheit, die sie dem Onkel Doktor vorzeigen könnten. Sie versuchen gar nicht, ihre Enttäuschung zu verbergen, als sich herausstellt, daß wir nicht daran denken, nach Krankheiten zu suchen. Doch ihr Unmut ist schnell verflogen, als sie den geheimnisvollen kleinen Filmapparat entdecken. Und nun müssen wir uns alles, alles ansehen, ihre ganzen Schätze breiten sie vor uns aus.

Blitzblank ist der Speisesaal mit den Tischen in verschiedener Höhe und den niedrigen Bänken. Rundherum an den schneeweißen Wänden tanzen Gnomen und Nixen mit den Tieren des Waldes oder helfen bei der Aussaat und der Ernte. Niemand sieht diesem Raum an, daß hier einmal ein Pferdestall war. Auch im Spielzimmer, im Arbeitszimmer, im Lesezimmer und im Ruhesaal – überall finden wir die niedlichen Liliputmöbel und lustigen Malereien. „Das ist alles bei uns im Kollektiv gemacht worden", plappert mir ein wohl sechsjähriges Mädchen vor, „und wenn etwas kaputtgeht, dann kommen die Genossen von der Schreinerei und machen es wieder ganz."

Die drei großen Fenster in dem Raum hinter der Küche, wo man für uns den Mittagstisch bereitet hat, sind bald belagert mit schwarzen, blonden und krausköpfigen Kindern. Rumänische, deutsche und serbische Laute quirlen durcheinander. Die Kindergärtnerin gibt es bald auf, die Kinder zu vertreiben.

Die Köchin des Kindergartens, breithüftig und vollbusig, mit vor Aufregung gerötetem Gesicht, eilt geschäftig hin und her. „Und ausgerechnet heute bekommen wir einen solchen Besuch, heute, wo wir nur Bohnensuppe haben, aber wer konnte das auch wissen?" jammerte sie. „Und ausgerechnet aus Deutschland, ein solcher Besuch, aber ich mache schnell ein halbes Dutzend Spiegeleier, es sind ganz frisch gelegte Eier, frische Milch wird es auch geben, ich habe schon jemand vor das Dorf geschickt, zur Herde des Kollektivs."

Wir müssen beruhigen und ablenken und loben deshalb die Sauberkeit der Küche, der Tische und der Fußböden. Bald strahlt das runde Gesicht wie die Sonne am taufrischen Morgen.

„Aber nun sagen Sie einmal, wie kommt es, daß in dem ganzen Haus, auch in der Küche, keine Fliege zu sehen ist?"

Die Alte schmunzelt über das ganze Gesicht unter dem weißen Kopftuch. „Vermissen Sie die Fliegen? Ich nicht! Das war einfach nicht mehr auszuhalten vor zwei Jahren. Wenn die Kinder mittags Milchsuppe bekamen, dann versammelten sich im Nu die Fliegen aus dem ganzen Dorf. Aber unser Doktor, der läßt nicht mit sich spaßen. Zuerst hat er Briefe geschrieben, an den Kreis, an den Bezirk. Dann hat er Vorträge gehalten und gesagt, daß die Fliegen Krankheiten übertragen. Aber das nützte gar nichts, es wurden immer mehr Fliegen. Dann hat er einen wütenden Artikel geschrieben im „Neuen Weg", in der deutschsprachigen Zeitung. Da hat es aber eingeschlagen, da wurden sie auf einmal alle mobil, die vom Kreis, die vom Bezirk und sogar die vom Gesundheitsministerium. Zweimal kam eine Brigade und hat überall so ein stinkendes chemisches Zeug hingeblasen. Aber auf einmal waren die Fliegen weg und sind bis heute nicht wiedergekommen. – Ja, unser Doktor, das ist ein Kerl, der läßt nicht mit sich spaßen." Sie ist stolz, als sei sie die Mutter des Doktors. „Und dabei ist er noch nicht einmal 30 Jahre alt."

An der Straßenkreuzung, gegenüber dem deutschen Kirchlein, hat sich die Seilerei der Genossenschaft ihre Werkstatt im Freien eingerichtet. „Schau, schau, jetzt kommen sie schon aus Deutschland zu uns nach Lenauheim", begrüßt uns der rundliche Seilermeister. „Ja, das ist richtig, es ist jetzt allerhand zu sehen bei uns in Lenauheim." Er redet lustig auf uns ein, läßt sich aber in seiner Arbeit nicht stören. „Was man angefangen hat, muß man auch zu Ende führen", meinte er, „das gilt ganz besonders für den Seiler, und das hier ist ein Bindegarn, wie Sie es so leicht nicht wieder finden, damit kann man den Mond herabziehen, wenn es zu hell ist."

Nun, wir sind gar nicht so sehr begeistert von dieser „Bindegarnfabrik" auf der Straße und betrachten etwas mißtrauisch die „Maschinen". „Ist das nicht etwas rückständig, kauft man das Garn nicht besser in der Fabrik, dort kann es doch schneller und billiger hergestellt werden?"

Der kleine dicke Seilermeister ist erstaunt und empört. Er zieht die Augenbrauen ganz hoch, rollt die Augen und zupft an seinem Schnurrbart. Dann wendet er sich geringschätzig ab und faßt den Sekretär, der uns begleitet, am Knopf seiner groben Leinenjacke. „Siehst du", gedämpft spricht er auf ihn ein, um seinen Ärger nicht merken zu lassen, „da kommen sie von Berlin, und unser Garn gefällt ihnen nicht, dabei findet man nirgendwo etwas Besseres." Traurig, etwas mitleidig schüttelt er den Kopf, bläst wieder seinen Schnurrbart hoch und will einen neuen Zug beginnen, besinnt sich dann aber einen Augenblick, dreht sich plötzlich entschlossen um und tritt auf mich zu. Mit seinen kleinen funkelnden Augen sieht er mich strafend an. In dem roten Ge-

sicht hebt sich an der linken Nasenwurzel eine Warze weiß ab. Weil ihr nichts versteht, weil ihr nur auf eure eigene Sache schaut, deshalb könnt ihr so etwas Dummes sagen", meint er und zupft an seinem Schnurrbart. „Glaubt ihr denn, die Fabriken wüchsen hier in Rumänien auf den Bäumen oder sie fielen vom Himmel herunter?" Er stößt mit spitzem Finger immer wieder gegen meine Brust, findet anscheinend nicht die richtigen Worte. „Wißt ihr denn nicht, was die Hohenzollern, die Feudalherren und die ausländischen Ausplünderer uns zurückließen, als es ihnen bei uns zu heiß wurde? Aber so ist das, jetzt gibt es eine Volksmacht, und gleich soll alles da sein. Fabriken für Schuhe, Fabriken für Maschinen und Fabriken für Garn." Er unterbricht sich, schüttelt einmal mit dem Kopf, dreht sich auf dem Absatz herum und zieht knurrend mit seiner Strippe ab.

Ich bin ganz überrascht wegen dieses unvermuteten Gefühlsausbruchs und sehe verdutzt den Sekretär an. Doch der lächelt nur belustigt und meint beschwichtigend: „Das ist so seine Art, er ist hier im Dorf geboren und hat früher als Handwerker kein leichtes Leben gehabt. Jetzt ist er ein eifriger Organisator des landwirtschaftlichen Kollektivs. Sein Wort wiegt etwas in der Versammlung, und wenn er etwas kritisiert, dann gibt es Pfeffer."

Seine großen, tiefschwarzen Augen nehmen einen ernsten Ausdruck an. Leise, etwas traurig, meint er, und es klingt wie Scham aus seiner Stimme: „Leider hat er recht, es ist nicht alles so einfach bei uns, wie es auf den ersten Blick aussieht. Unser Land war eben sehr rückständig, man hat unser Volk immer bestohlen und in Armut und Unwissenheit gehalten." Seine Augen beginnen zu brennen. „Wissen Sie zum Beispiel, was früher der Bauer für sein Getreide bekam? 1927 zum Beispiel erhielt der Bauer für den Waggon Weizen dreißigtausend Lei, aber die Banken, die Ausländern gehörten, verkauften denselben Waggon Weizen für hundertzwanzig- bis hundertdreißigtausend Lei ins Ausland. Wissen Sie, was in der Vergangenheit Balkanzinsen bedeuteten? Wissen Sie, daß der Bauer in Rumänien, der verschuldete Bauer, und neunzig Prozent waren verschuldet, vierzig bis sechzig Prozent Zinsen pro Jahr für Darlehen der Bank zahlen mußte? Wissen Sie, daß mehr als fünfunddreißig Prozent der Bauernwirtschaften keine Zugtiere, zweiunddreißigeinhalb Prozent keine Kühe besaßen, und daß je zehn Wirtschaften bis zu einem Hektar zusammen nur einen Pflug besaßen? Daß von den Wirtschaften bis zu drei Hektar nur drei Pflüge auf zehn Wirtschaften entfielen? Das war das Rumänien in der Zeit bis 1947."

Der junge Mensch ist in Erregung geraten. Er entfernt sich einige Schritte, kehrt aber dann zurück, spricht ruhig weiter. „Sehen Sie, bei uns ist es deshalb nicht so leicht. Im letzten Krieg hat man unser Land noch einmal gründlich ausgeräubert." Erschrocken unterbricht er sich, sieht uns verlegen mit einem Seitenblick an. Einen Augenblick ist es still zwischen uns. Meine Gedanken

wandern in die Vergangenheit, in die Zeit, an die wir nicht gerne denken. Ja, viel Unkraut ist auszujäten, und vieles, was zaghaft wächst und aufblüht, gilt es zu pflegen, aber das Alte leistet dem Neuen Widerstand.

„Wir meistern es, daran ist kein Zweifel." Die Stimme des jungen Sekretärs reißt mich aus meinen Gedanken. Er hat schon wieder blanke Augen, und als sei es ihm unangenehm, daß er seinen Gefühlen einen Augenblick nachgegeben hatte, fragt er, ob wir jetzt vielleicht einmal in die Tischlerei wollten.

„Wie ist es eigentlich mit dem Viehbestand im Kollektiv?" frage ich so nebenher, als wir nun dem Lindengang der Querstraße folgen. „Schlecht, unbefriedigend", antwortete er, „wir haben jetzt 200 Pferde, davon sind 151 Arbeitspferde, wir haben auch 500 gute Rasseschafe, aber nur 45 Kühe, das ist zuwenig. Im Jahre 1955 sollen wir allerdings 80 Milchkühe haben, aber auch das ist noch zuwenig. Einmal hat der Krieg für unseren Viehbestand eine verheerende Auswirkung gehabt, und andererseits wollen die Menschen jetzt mit gutem Recht um ein Vielfaches besser leben als früher. Aber wir werden unseren Viehbestand trotz aller Schwierigkeiten verbessern und vergrößern."

Die Werkstätten liegen zu beiden Seiten eines langgestreckten Hofes. Das helle Singen der Sägen vermischt sich mit dem ehernen Geläut in der Schmiede. Der Geruch von frischem Holz, Leim und Farbe umfängt uns, wie wir über die Schwelle der Schreinerei treten. Der Meister im gestreiften Kittel schiebt mit einer schnellen Bewegung die Brille auf die Nasenspitze und mustert uns über die Ränder hinweg. So wie er nun vor uns steht – mit dem schütteren blonden Haar, dem Notizbuch in der Brusttasche und dem Zollstock an der Seite –, hätte er irgendwo in Deutschland in irgendeiner Schreinerei stehen können. Nachdem wir ihm einige Fragen über die Verhältnisse in Deutschland beantwortet haben, führt er uns durch seine Werkstatt.

„Schauen Sie sich diese Maschine an, sie leistet alle Arbeitsgänge. Früher arbeitete ich länger als zwei Tage an einer Arbeit, die ich jetzt in einer halben Stunde mit dieser Maschine mache. Aber wer konnte sich früher eine solche Maschine anschaffen?" Am Fabrikationsschild sehen wir, daß sie aus unserer Deutschen Demokratischen Republik stammt. Der Meister lächelt: „Ja, eure Maschinen, die können sich schon überall sehen lassen; schade, daß nicht alle Deutschen so gut sind wie ihre Maschinen." Er wendet sich um und zieht eine große Leinwand von einer anderen Maschine. „Hier ist noch ein Kind aus Deutschland, ein neuer Dicktenhobel, es ist eine Freude, ihn anzusehen, stundenlang möchte ich davorstehen." Sein Blick verdüsterte sich. „Aber es ist ein Kreuz, ich kann nicht mit ihm arbeiten, weil er nicht angeschlossen ist. Seit drei Wochen soll der Elektriker kommen, aber er kommt und kommt nicht. Früher, ja, da haben sie gebettelt um Arbeit, aber jetzt muß man betteln, daß sie kommen und eine solche lumpige Arbeit machen. Da heißt es immer,

keine Zeit, keine Zeit, es gibt dringendere Arbeiten. Aber ob ich durchkomme, danach fragt niemand, jeden Tag kommen neue Bestellungen, jeder will heute neue Möbel haben, und einer will noch moderner sein als der andere. Jetzt sind wir schon zu acht in der Schreinerei, und hier in der Anstreicherei arbeiten noch drei. Aber nach der Ernte, da werden wir anbauen müssen, und dann bekommen wir gleich noch fünf Neue in die Schreinerei."

„Geht es Ihnen nun besser als früher, da Sie selbständig waren?"

Der Meister denkt lange nach, schaut dabei über die Ränder seiner Brille durch das Fenster in das helle Sonnenlicht. Dann legt er seine Hand, als wolle er seinen Worten Nachdruck geben, auf meine Schulter. „Wissen Sie, was es bedeutet, wenn man keine Sorgen um Aufträge und Bestellungen zu haben braucht, wenn man keine Schuldner hat, von denen man nicht weiß, ob sie bezahlen? Wissen Sie, was Sicherheit der Existenz für einen Menschen bedeutet? Wissen Sie, was es bedeutet, wenn man seinen Neigungen nachgehen kann und nicht mehr unter dem Zwang der Not steht? Soll ich Ihnen einmal meine Wohnung zeigen und die Möbel, die ich für mich getischlert habe?"

Leider haben wir keine Zeit, wir werden in den anderen Werkstätten erwartet. Der Schmiedemeister, der frühere Dorfschmied, empfängt uns auf der Schwelle der weiträumigen Schmiede. Er hat wohl schon auf uns gewartet, tut aber so, als sei unser Besuch nichts Besonderes, und kommandiert mit den beiden Lehrlingen herum, die ein Pferd für den Beschlag vorbereiten. Er ist klein, untersetzt, hat eine mächtige Brust und Fäuste wie Schmiedehämmer. Seine Stimme dröhnt und kommt wie aus einer Orgel aus seiner Brust. So, wir wollten Lenauheim besichtigen und die Schmiede besuchen, hm, nun ja, er hätte nichts dagegen, aber es interessierte ihn schon, wie es jetzt in Deutschland aussehe. Aufmerksam hört er zu, nickt hin und wieder zustimmend, als wir ihm erzählen, daß jetzt die Arbeiterklasse in der Deutschen Demokratischen Republik das Heft in der Hand habe und gemeinsam mit den Bauern mächtig am Aufbau arbeite. Mißtrauisch mustert er die „Juno", die Berliner Zigarette, prüft die Fabrikmarke und sagt dann ganz unvermittelt, etwas grob, aber mit einem versöhnlichen Unterton: „Na, das ist ja alles nicht schlecht, was ihr da erzählt, aber das mit Hitler hättet ihr euch sparen können."

Einen Augenblick bin ich sprachlos, aber dann muß ich unwillkürlich ob dieser würzigen Kürze herzhaft auflachen. Mißtrauisch mustert er mich, versteht nicht die Ursache meiner Heiterkeit und hält noch immer die Zigarette in seiner mächtigen Hand. Dann meint er knurrend: „Nun kommen Sie, sehen Sie sich einmal die Schmiede an und meinen neuen elektrischen Hammer." Im gleichen Atemzuge schimpft er über die Verwaltung des Kollektivs, die es bisher noch nicht verstanden habe, einen elektrischen Schweißapparat zu verschaffen. Er ist angenehm überrascht, daß wir ihm verständnisvoll zuhören,

und fragt dann ganz unvermittelt, wie die Weine in Deutschland seien. Ja, da müßten wir unbedingt in seine Wohnung, da könnten wir schon einige Weinchen probieren.

Wir haben keine Zeit und wollen noch so viel besichtigen. Aber schon hat er mit seinen Fäusten meinen Arm gepackt, sieht mich zornig an: „Unsinn, keine Zeit, ich lasse hier auch alles liegen, solch ein Besuch muß gefeiert werden, sofort gehen wir jetzt in meine Wohnung!" Da ertönte vom Hof her vielfältiges Geschrei. Verdutzt stellt er fest, daß seine Gesellen und Lehrlinge verschwunden sind. Nun wollen wir der Ursache nachgehen, auf den Hof eilen. Da bleibt er plötzlich stehen, faßt mich mit der Linken an die Brust, hält mir den schwarzen Zeigefinger der Rechten unter die Nase und flüstert mir zu: „Nun paßt aber das nächste Mal auf, ihr, daß euch das nicht noch einmal passiert, bei euch in Deutschland!"

Auf dem Hof herrscht große Aufregung. Aus allen Werkstätten sind sie zusammengelaufen und starren nun durch geschwärzte Glasscheiben gegen den Himmel. Richtig, heute sollen wir eine Sonnenfinsternis erleben, das hätten wir fast vergessen. Schon dunkelt es, der Mond hat ein Stück aus der Sonnenscheibe herausgeschnitten. In dem fahlen Licht gackert eine Glucke ängstlich, um ihre Kücken zusammenzurufen und dann in den Stall zu flüchten.

Ein freundlicher Mann mit einem kleinen schwarzen Käppchen auf fast weißem Haar nimmt die Gelegenheit wahr, mich in ein Gespräch zu ziehen. In dem schmalen, feingeschnittenen Gesicht leuchten helle blaue Augen. Seine Fragen sind wohlüberlegt und zeigen, daß er viel gelesen hat und aufmerksam das Zeitgeschehen verfolgt. Es ist der Wagner, der früher als Stellmacher eine Werkstätte im Dorf hatte und jetzt für den gesamten Fahrzeugpark des Kollektivs verantwortlich ist. Nur hin und wieder wirft er einen Blick auf die Sonnenscheibe, die mehr und mehr zu einer Sichel wird, macht mich aber in dem Augenblick aufmerksam, als fast der höchste Grad des Vorgangs im Weltenraum erreicht ist. Mit dem feingebildeten Mann zu sprechen, ist eine Freude. Als ich ihm zum Schluß unserer Unterhaltung die Frage vorlege, ob er nicht lieber in Deutschland leben würde, überlegt er lange und sagt dann mit einem kleinen Lächeln der Entschuldigung: „Dieses Land hier ist doch mein Heimatland, ich fühle mich doch nicht als Fremder, jetzt ist es unser Land, es ist ein schönes Land, und ich könnte dieses Land nicht missen."

Der Schmiedemeister, ärgerlich über die von ihm nicht vorgesehene Pause, schimpft schon wieder ungehalten mit seinen Gesellen und Lehrlingen, die jede Phase des seltenen Ereignisses im Weltenraum aufmerksam verfolgen und dabei übermütig ihren Schabernack treiben. „Am Monatsende stehen wir mit langem Hals da, und ihr habt euren Plan nicht erfüllt! Was soll werden, wenn die Maschinen nicht termingemäß für die Ernte fertig sind?" räsoniert er.

Ein kleines Kerlchen, etwa 14 Jahre alt, scheint einen Auftrag erhalten zu haben, kommt zögernd auf uns zu, nimmt verlegen die Mütze ab und wischt sich damit über die Nasenspitze. „Ob Sie uns einmal fotografieren könnten", meinte er und schielt mißtrauisch zum Meister hinüber.

„Wenn es der Meister erlaubt?" sage ich diplomatisch und beobachte sein finsteres Gesicht. Der brummelt etwas vor sich hin, schiebt seine von Funken versengte Mütze in den Nacken und überlegt mit ernstem Gesicht. Langsam glätten sich seine Züge, sie werden wohlwollend, und jetzt meint er mit einer großzügigen Geste: „Na, selbstverständlich, wenn man anständig fragt, und wenn es für die Kultur ist." Schon kommt alles in Bewegung. Selbstverständlich muß der Traktor als Hintergrund dienen. Der größte Schraubenschlüssel wird herangeholt und malerisch über die Schulter gelegt. Der kleine Lehrling, er ist seit einem Monat in der Schmiede, schleppt den schweren Vorschlaghammer heran, dessen Stiel ihm bis zur Brust reicht. Natürlich muß ich in die Mitte, und rechts von mir baut sich der Schmiedemeister auf. Die rechte Hand gravitätisch zwischen den zweiten und dritten Knopf seiner blauen Jacke geschoben, die Linke auf dem Rücken, so steht er straff aufgerichtet wie ein Soldat, mit einem Gesicht wie ein Feldherr, inmitten seiner Gesellen und Lehrlinge. Auch diese nehmen eine kriegerische Haltung ein.

Als die Aufnahmen beendet sind, löst sich die Gesellschaft lachend auf. Nur der Kleine, der schmächtige Lehrling, zupft mich geheimnisvoll am Rock, zeigt auf ein Stück Wiese hinter dem Haus und bittet mich um eine „Spezialaufnahme". Wie kann man diese Bitte abschlagen, schleppt er doch, ohne die Antwort abzuwarten, seinen schweren Hammer zur bezeichneten Stelle.

Als wir auf die Straße treten, geht es schon auf Feierabend zu. An der Straße neben der Kirche spinnt der Seilermeister, mit gleichmäßigen Schritten rückwärtsgehend, sein Bindegarn, lustig ein Lied vor sich hinpfeifend. Gleichmäßig dreht sein Gehilfe die Kurbel des Haspels. „Nun, wie gefällt's euch bei uns?" ruft der Meister uns lebhaft und lustig zu und bläst dabei seinen Seehundsbart in die Höhe. „Eine Woche müßtet ihr hierbleiben und alles richtig ansehen. Vor allem müßtet ihr an einer Versammlung teilnehmen, da könnt ihr was erleben, da wird nicht gefackelt." Er hat seinen Ärger anscheinend vergessen und spricht mit uns wie mit alten Freunden.

„Wieviel ich für diese Arbeit bekomme? Ho, ho, schaut euch mal das Garn an, das kann überhaupt niemand bezahlen, ich mache es nur dem Kollektiv zuliebe. Selbstverständlich habe ich meine Norm und bekomme meine Tagewerke. Aber außerdem arbeitet meine Alte, hat ihre eigenen Tagewerke. Wir haben nämlich getrennte Buchführung." Er lacht mit seinem tiefen Baß dröhnend auf. „Ich lasse mir keine Vorschriften machen, wieviel Schoppen ich im Monat trinken darf!"

Unvermittelt frage ich, um dieses lustige Haus auf die Probe zu stellen: „Gehen Sie morgen abend auch ins Theater?“ Diese Frage hat er nicht erwartet, und die Überraschung läßt seinen Mund einige Sekunden offenstehen. „Ins Theater? Nein, ich bin kein Freund von so etwas, das ist mir zu langweilig, aber im Gesangverein, da stehe ich ganz rechts.“ Er reckt sich und schaut uns stolz an. „Soll ich euch mal etwas vorsingen? Vielleicht ‚Im tiefen Keller sitz' ich hier?‘ – Wann soll man überhaupt Zeit zum Lesen finden. Hier ist doch jetzt an jedem Abend etwas los, an jedem Abend etwas anderes.“ Unentwegt weiterspinnend, entfernt er sich von uns. „Gleichmäßig drehen, gleichmäßig drehen!“ ruft er hin und wieder seinem Gehilfen zu.

Wie hat sich das Leben gewandelt! In dem großen Kinosaal werden an drei Tagen der Woche Filme gezeigt. Doch außerdem kommen jetzt regelmäßig das Theater und das Große Orchester aus Temesvar nach Lenauheim, und die bodenständige Volkskultur wird ohne Einschränkung durch die verschiedenen Sprachen im Dorf von allen Einwohnern gepflegt.

Mein Blick schweift zu dem Denkmal Nikolaus Lenaus, der inmitten der Blumenpracht aufmerksam das neue Leben zu beobachten scheint. Ja, vor seinem Geburtshaus stauen sich nicht mehr die armseligen Bauernfuhrwerke mit den Zinslasten. Auf dem Hofe hocken nicht mehr hoffnungslose Bauern, die verzweifelt auf den Spruch des Rentmeisters warten, weil sie ihre Schulden nicht bezahlen können. Freie Menschen auf freier Scholle machen sich die Kräfte der Natur untertan. Das Lied ratternder Traktoren verkündet auch in Lenauheim die neue Zeit.

„Aber wenn Sie in fünf Jahren einmal wiederkommen, dann kennen Sie unser Kollektiv nicht wieder, dann haben wir sogar Asphaltstraßen.“ Der lustige Seilermeister ist unversehens hinter uns aus dem Laubengang aufgetaucht – „dann brauchen wir überhaupt kein Bindegarn mehr, dann macht das alles die Kombine.“ Er lacht mit seinem tiefen Baß, es lacht das ganze Gesicht, es ist das frohe, sichere Lachen der urwüchsigen Kraft vieler Generationen von Bauern, einer Kraft, die jetzt beginnt, die Technik und die Wissenschaft zu meistern. Dieses Lachen tönt lange in uns nach, tönt noch, als schon endlose Felder mit Mais und Sonnenblumen an uns vorüberziehen. Dieses Lachen erinnert mich an die Verse Lenaus und ist die jubelnde Bestätigung seines Glaubens an die Kraft des Volkes.

„Hörst du der Lerche helles Morgenlied?
Vom Liede einer Lerche ist umher
Der ganze Himmel voll,
Nicht klage mehr!
So tönt fernhin der Freiheit Morgenruf.“

Herbert Ziergiebel

DURCH DAS LAND DER SKIPETAREN

Eigentlich bin ich schon zum zweiten Male in Albanien. Damals, als Vierzehnjähriger, ist es allerdings nur die Phantasie gewesen, die mich kreuz und quer „Durch das Land der Skipetaren" geführt hat. Anregungen dazu lieferte Kara Ben Nemsi alias Karl May. Nun bin ich wirklich in diesem Land. Der traditionelle Maulesel mußte freilich einem modernen Tatraplan weichen, und ein junger albanischer Dolmetscher, Professor an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Tirana, ist bereit, meinen ungarischen Freund Karcagi und mich nach jedem gewünschten Ort zu begleiten. Vorerst ist unser Ziel jedoch nur das Regierungspalais am Stadtrand von Tirana. Die albanische Regierung hat alle ausländischen Gäste, die zum zehnten Jahrestag der Befreiung Albaniens als Gratulanten erschienen sind, zu einem Empfang eingeladen.

Wir sind etwas aufgeregt, als uns der Empfangsoffizier in den großen Saal führt. Mehr als ein Dutzend Sprachen umschwirren uns. Eine lange Tafel, die unter der Last der aufgetragenen Speisen schier zusammenzubrechen droht, wartet auf die Gäste. Da sind europäische Frauen in dekolletierten Abendkleidern, Chinesinnen in kimonoähnlichen Gewändern, Herren im Smoking und Generale in Galauniform. Und zwischen all diesen so festlich gekleideten Gästen bewegen sich einfache Bauern aus den Bergen, teils in bunter Nationaltracht, teils in schlichter, derber Bauernkleidung, an den Füßen die sogenannten Opanken, leichte, nach vorn zugespitzte Sandaletten. Diese Bauern, erklärt mir unser Dolmetscher, sind entweder im Kriege berühmte Partisanen gewesen, oder sie haben sich in der letzten Zeit durch große Leistungen in der Landwirtschaft ausgezeichnet. Als sei so ein Regierungsempfang die alltäglichste Sache von der Welt, plaudern sie ungezwungen mit den Gästen und benehmen sich viel sicherer als zum Beispiel Karcagi und ich. Wir möchten beide von dem Spanferkel, das vor uns noch unberührt lecker duftet, ein Stückchen absäbeln, trauen uns aber nicht.

Einer der Generale hat unter den Bauern einen Bekannten entdeckt. Vielleicht ist es ein Verwandter von ihm, vielleicht aber haben sie zusammen irgendwo in den Bergen gelegen und einen Stützpunkt gegen die Faschisten gehalten. Sie laufen mit strahlenden Gesichtern aufeinander zu, umarmen und küssen sich und gehen dann Arm in Arm in eine Ecke, wo bequeme Sessel und Sofas zu einem Gespräch einladen.

Unser Dolmetscher zeigt mir Enver Hodscha, den ersten Sekretär der albanischen Partei der Arbeit, und den Ministerpräsidenten Mehmet Shehu. Beide sind jung, so jung wie alles Neue in Albanien. Sie sitzen unter den Gästen am Rande einer großen Tanzfläche, wo in wenigen Minuten albanische Künstler tanzen und singen werden. Plötzlich erhebt sich Enver Hodscha. Er geht auf ein schwarzgekleidetes Mütterchen zu, das am Saaleingang steht und sich suchend umblickt. Siebzig oder achtzig Jahre mag die Frau zählen. Zärtlich schließt Enver Hodscha das Mütterchen in seine Arme, führt sie sacht an seinen Platz. Die alte Frau streichelt Enver die Hände, und dieser drückt voller Liebe und Verehrung sein Gesicht auf ihr weißes Haar.

Wer ist dieses Mütterchen? Mein Dolmetscher erzählt mir ihre Geschichte. Die Frau ist eine einfache Bäuerin aus den Bergen. In den Jahren der faschistischen Okkupation kam eines Tages ein abgerissener junger Mann in ihre Hütte und bat um Hilfe. Die Faschisten waren hinter ihm her. Die Bäuerin fragte nicht nach Namen und Beruf, sie versteckte den Flüchtling so in ihrer Hütte, daß selbst eine Streife, die das Haus durchsuchte, den gefürchteten Partisanenführer, dessen Kopf ein Vermögen wert war, nicht fand. Viele Tage beherbergte die Bäuerin diesen jungen Menschen, den sie nicht kannte, aber dessen helle freundliche Augen sie vielleicht an ihre Söhne erinnerten, die in den Bergen im Kampf gegen die Faschisten gefallen waren. Dann kam der Tag, an dem der Flüchtling wieder aufbrach. Vielleicht waren es damals die gleichen Ermahnungen und guten Ratschläge wie jetzt, da das Mütterchen ihrem Enver die Hände streichelt und mit zittriger Stimme zu ihm spricht. Noch zweimal während des Krieges sah sie den von den Interventen gehaßten und gefürchteten, vom Volke geliebten und verehrten Führer der Befreiungsbewegung wieder. Beide Male verbarg sie ihn – wohl wissend, daß seine Entdeckung auch ihren Tod zur Folge haben würde.

Es sind noch viele solcher Mütter im Saal. Auf ihren schwarzen, faltigen Überwürfen hängen Medaillen und Orden, die Ehrenzeichen ihrer Söhne, die im Kampf gegen den Faschismus ihr Leben gelassen haben. Unter allen Anwesenden genießen diese Frauen die höchste Achtung und Verehrung.

Künstler in albanischer Volkstracht haben sich aufgestellt. Ihre Tänze, begleitet von dem rhythmischen Trommeln auf dem Tamburin, sind in ihrer Form und Bewegung seit Jahrhunderten unverändert geblieben. Die Tänzer fassen sich an den Händen und bilden einen offenen Kreis. Der vorderste hält zum Zeichen, daß er den Reigen anführt, ein Tuch in der Hand. Dann wird, je nachdem wie der erste führt, mal links herum, mal rechts herum getanzt, wobei die Füße nach dem Takt des Tamburins ganz bestimmte Schritte auszuführen haben.

Eine Hand legt sich auf meine Schulter. Vor mir steht der albanische Schriftsteller Sichni Sako. Er war erst vor wenigen Wochen in Berlin. Be-

geistert erzählt er mir von seinen Eindrücken, die er in der Deutschen Demokratischen Republik gewonnen hat. „Ihr seid schon viel weiter als wir."

Sind wir wirklich schon so viel weiter? Gewiß, wir haben eine große Industrie, die uns manche Bequemlichkeit verschafft, auf die man in Albanien vorerst noch verzichten muß. Aber es gibt nur *ein* Albanien, das sich, ungeteilt, in wenigen Jahren seine Industrie aufbauen wird. Noch lernen die Menschen Albaniens von uns und den anderen Ländern, in denen das Volk die Macht hat – wann wird unser Volk von Albanien lernen? Wann werden wir begreifen, daß uns ein ungeteiltes demokratisches Deutschland nicht geschenkt wird, daß man dafür mehr tun muß, als es nur zu wünschen? Sichni Sako nickt ernst, als ich ihm meine Überlegungen mitteile. „Wir wissen alle, daß ihr einen schweren Kampf um eure Einheit führt – er wird nicht umsonst sein, denn ihr habt viele Freunde."

Sichni Sako hat viele Kindergedichte geschrieben, die ersten in der Geschichte Albaniens. Er gehört zu den populärsten Schriftstellern seines Landes und arbeitet jetzt an einem Roman, in dem er sich mit der Türkenherrschaft beschäftigt.

Während ich noch mit ihm spreche, geht plötzlich die Saaltür auf und vier sonderbar gekleidete Männer treten ein. Zwei von ihnen tragen grüne Talare, die mit weißer Borte eingefaßt sind, dazu grüne, mit der gleichen Borte umrandete Fes. Die beiden haben lange, kohlrabenschwarze Vollbärte. Der dritte, ebenfalls mit einem langen Bart, ist ganz in Schwarz gehüllt. An seiner Brust baumelt an einer goldenen Kette ein reichverziertes Kreuz. Der letzte endlich, ein kleiner, außerordentlich umfangreicher Mann, trägt außer einem schwarzen Talar, der von einem breiten Stoffgürtel gehalten ist, auf dem Kopf ein rotes Käppi. Daran und an dem Rosenkranz, den er in der Hand hält, erkenne ich den Würdenträger der katholischen Kirche.

Die vier haben sich in einer Ecke niedergelassen. Auf meine Frage erklärt mir der Dolmetscher: „Das sind die Vertreter der vier Hauptreligionen, die es bei uns gibt. Der mit dem roten Käppi ist Kardinal, der andere ist das Oberhaupt der Griechisch-Orthodoxen Kirche, und die beiden im grünen Talar vertreten die Mohammedaner, und zwar der eine die Sunniten, der andere die Bektaschi. Die Bektaschi sind ein Derwischorden, aber ich weiß nicht recht, in welchen Einzelheiten sie sich von den andern unterscheiden."

„Gehen Sie doch zu ihnen und sprechen Sie mit ihnen", rät mir Sichni Sako.

„Kann man?"

„Natürlich kann man, warum nicht?"

Die vier Kirchenväter empfangen mich und meinen Dolmetscher freundlich und bitten uns, Platz zu nehmen. In meinem ganzen Leben habe ich noch keinen so schönen Bart gesehen, wie den des Oberhauptes der Sunniten. Er ist etwa einen halben Meter lang und glänzt wie poliertes Ebenholz. Er und

der Oberderwisch tragen Orden auf der Brust, die merkwürdigerweise mit Hammer und Sichel verziert sind.

„Bitte, fragen Sie alles, was Sie wissen möchten."

„Ich habe gelesen" (beinahe hätte ich gesagt in Meyers Lexikon), „daß sich hier früher die Religionen sehr feindlich gegenüberstanden. Darum bin ich sehr erstaunt, Sie hier so friedlich beieinander zu sehen."

Nach Kambos Übersetzung lächeln alle vier, und Seine Eminenz antwortet: „Im Kriege hat man eine Religion gegen die andere ausgespielt, und den Nutzen hatten immer nur die Feinde Gottes. Darum haben wir Frieden geschlossen. Wenn man sich aber in einer so schweren Zeit vertragen kann, muß es doch in einer friedlichen erst recht gehen – und es geht sehr gut."

„Können Sie ungehindert mit dem Heiligen Vater in Rom sprechen?"

„Ich habe noch niemals um Genehmigung gefragt."

„Gibt es unter den Soldaten strenggläubige Mohammedaner?"

„Ja, die gibt es. Auch ein Patriot kann religiös sein. Das ist kein Widerspruch."

„Was sind das für Orden, die Sie tragen?"

„Wir waren Partisanen", antwortet der Derwisch. „Wir beten zwar und bitten den Vater um Frieden, aber wenn der Krieg dennoch kommen sollte, so rufen wir: Scher dich zum Teufel, Krieg! Und wir werden dann den Koran mit der Maschinenpistole vertauschen!"

Diese Antwort muß ich erst verdauen. Aber schon erklärt mir Kambo ein neues Phänomen: Seine Hochwürden, das Oberhaupt der Mohammedaner, ist Deputierter der Volkskammer, und alle vier Religionen unterstützen nach Kräften die Politik der Regierung. Warum? Weil zum ersten Male in der Geschichte Albaniens das Volk die Macht hat und diese Volksmacht jeder Religion die ungehinderte Ausübung ihres Kultes gestattet.

Der griechisch-orthodoxe Geistliche sagt: „Wir stehen hinter unserer Partei der Arbeit" (er sagt wahrhaftig „unserer"), „denn ihr haben wir die Befreiung von dem Höllenbraten zu verdanken. Sehen Sie sich unser Land gut an und lassen Sie sich sagen, wie es früher bei uns war!"

Genau das habe ich vor.

Weiße Villa und dunkles Petroleum

Signor Verdetti hat in Neapel Hoch- und Tiefbau studiert. Er ist zweiunddreißig Jahre alt, verheiratet, kinderlos. Ein Jahr lang hat er in Libyen Brunnen gebohrt, dann, 1936, bekommt er von der Sidera AG das Angebot, die albanischen Petroleumfelder rentabler auszukratzen. Verdetti greift zu und dampft von der „Stiefelspitze" herüber nach Durres. Von dort aus ist es nicht mehr weit bis zu den Petroleumfeldern – eine Stunde mit dem Auto, und wenn man nicht so oft der zahllosen Hammelherden wegen anhalten müßte,

sogar nur eine Dreiviertelstunde. Etwas abseits von den Petroleumfeldern hat die Firma eine kleine Villa bauen lassen, gerade so groß, daß Verdetti und seine Frau ein angenehmes Leben führen können: fünf Zimmer, ein geräumiges Bad, einen Dachgarten. Die Nähe des Hafens hat den Vorteil, daß man sehr schnell die Trinkwasserkanister ins Haus bekommt, die mit Spezialschiffen von Italien herübergeschafft werden. Vielleicht, so überlegt Verdetti, lege ich mir später, wenn ich das verdammte Gelände besser kenne, einen kleinen Brunnen an. Das Ehepaar Verdetti ist zwar nicht wunschlos glücklich, aber dennoch zufrieden. Die Gegend mit ihrem herrrlichen Petroleumgestank ist geradezu ideal, denn hier ist man vor der Anophelesmücke geschützt und braucht weder Malaria noch sonst irgendeine der verfluchten albanischen Krankheiten zu fürchten.

Der Tagesablauf Verdettis ist einfach: Kontrollgänge zu den einzelnen Bohrtürmen, Laborproben. Er hat sich vorgenommen, seine Firma nicht zu enttäuschen, und die in Aussicht gestellte Gehaltserhöhung von zweitausend Lire bei entsprechend größerer Ausbeute lohnt schon, daß man den widerspenstigen Albanesen etwas Dampf macht. Verdetti weiß genau, daß sie sofort langsamer pumpen, wenn er ihnen den Rücken zugekehrt hat. Darum gehört auch zu seinem Kontrollgang, daß er hier und da einmal ein paar Albaniern in die Fresse haut. Schließlich muß er höllisch aufpassen, sonst kriegt er nie im Leben die zwanzig Prozent Mehrertrag heraus. „Verdammte Geizhälse", flucht Verdetti innerlich auf die Aktionäre seiner Firma. „Könnten schon lange ein paar Maschinen herübergeschafft haben." Andererseits sind natürlich die Albanier billiger, das liegt klar auf der Hand, aber dafür auch gefährlicher. Wenn die einmal ... Verdetti denkt diesen Gedanken nicht zu Ende. Er geht nicht gern auf die Felder, denn dort stehen ja nicht nur die Bohrtürme, sondern neben jedem Bohrturm auch ein paar mannshohe Strohhütten. Und aus diesen Löchern, nur zwei Meter von der Handpumpe unter dem Turmgerüst entfernt, dringt Kindergeschrei und der Geruch von saurem Brot und gerösteten Kastanien, den er noch nicht ausstehen kann. Und Verdetti weiß auch, daß durch die Ritzen der Strohhütten unzählige Augenpaare haßerfüllt auf ihn gerichtet sind, wenn er über die Felder geht. „Als ob ich dafür könnte, daß sie wie die Viecher leben", denkt er dann jedesmal ärgerlich.

Eines Tages aber, kurz nachdem Verdetti mit seiner Frau und ein paar italienischen Freunden den Sieg über Abessinien gefeiert hatte, waren die Felder leer. Kein Mensch weit und breit.

An diesem Tage verließ Verdetti seine Villa nicht. Er blieb bei Giletta, seiner hübschen jungen Frau, die ein Kind erwartete. Zehn Tage dauerte diese Arbeitspause. In diesen zehn Tagen schallten aus den umliegenden Dörfern Lieder, aufsässige Lieder, zu der Villa hinüber – und dann Schüsse. Die

Schüsse beruhigten Verdetti, aber den Produktionsrückgang, der durch die zehn Tage Streik entstanden war, konnte er trotz Ohrfeigen nicht so schnell aufholen, zumal eine ganze Menge Leute neu angelernt werden mußten – als Ersatz für die, denen die Schüsse gegolten hatten.

Drei Jahre später, 1939, als der wirtschaftlichen Okkupation die militärische folgte, glaubte sich Verdetti endgültig sicher. Daß auch dies ein Irrtum war, bewiesen die roten Fahnen, die auf dem Dach des Kulturhauses einer Stadt wehen, welche noch vor wenigen Jahren aus Lehm- und Strohhütten bestanden hat.

In diesem Kulturhaus hängen zwei Bilder. Es sind keine Kunstwerke. Selbst ein Laie wie ich kann erkennen, daß die Gestalten auf diesen Bildern anatomisch unrichtig gemalt sind. Das eine Bild stellt einen Streik dar, jenen Streik, der zehn Tage andauerte und von der volksfeindlichen Regierung des Königs Zogu zusammengeschossen wurde. Das andere Bild zeigt ein Erdölfeld. Im Vordergrund ein Bohrturm, rechts davon eine Strohhütte von der Größe einer Marktbude. Im Hintergrund eine kleine weiße Villa mit Dachgarten. Aus dem Bohrturm ragt ein langer Pumpenschwengel heraus. An beiden Seiten des Griffes hängen etwa sechs Albanier, die mit ihren Körperkräften das Petroleum aus der Erde pumpen. Hinter ihnen steht ein Ingenieur, den wir bereits kennengelernt haben.

Ein Erdölarbeiter erklärt Karcagi und mir die beiden Bilder. Dann führt er uns hinaus auf das Ölfeld. Wir sehen das gleiche Bild: vorn die Bohrtürme, im Hintergrund die kleine weiße Villa. Nur die Strohhütten neben den Bohrtürmen fehlen, und statt der Handpumpe bewegen stählerne Arme einen Mechanismus, der die dunkle Brühe zutage fördert. Dreihundert Meter von uns entfernt stehen Wohnhäuser und – den italienischen Wasserspekulanten zum Trotz – Springbrunnen, aus denen hohe Fontänen herausschießen. Das alles ist solide und neu, wie das ganze Leben in Albanien.

„Und wer wohnt jetzt in der Villa?"

„Ich", sagt der Arbeiter, „jetzt bin ich Ingenieur, und wenn Sie das Bild im Kulturhaus genau betrachten, so werden Sie auch mich unter den dürren Gestalten an der Handpumpe wiedererkennen."

Palmen, Allah und die Liebe

Wunderbar ist die Fahrt im Auto durch die albanische Landschaft. Wir machen einen Abstecher nach Flora, einem Ort an der Adriaküste. Außer Karcagi und meinem Dolmetscher begleitet uns noch der albanische Schriftsteller Luan Qafezesi. Er war Partisanenmajor im Kriege. Sein Poem „Kommunisten", an dem er fünf Jahre gearbeitet hat, schildert Episoden aus dem Freiheitskampf in den Bergen.

Mein Dolmetscher und Luan singen seit einer Stunde ununterbrochen ein deutsches Lied: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit . . ." Doch sie kennen noch andere Lieder. Luan zum Beispiel singt auf albanisch: „Am Brunnen vor dem Tore", „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" und „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod". Zu dritt aber singen wir, daß es in den Tälern widerhallt: „Brüder, seht die rote Fahne".

Ringsum Berge und Täler, vor uns ein silberner Streifen: die Adria. Eselkarawanen, mit Brennholz beladen, ziehen vorüber, Schafherden suchen die spärlich bewachsenen Abhänge nach Gras ab. Hier und dort pflügt ein Bauer sein Feld – auf dem Rücken blinken in der Sonne die Metallteile seines Gewehrs, von dem er sich auch bei der Arbeit nicht trennt. Shqiperi, Land der Adler! An den weißen Bergkuppen brechen sich die Strahlen der Mittagssonne. Unter dem grauen, verwitterten Gestein drängen sich wie Spielzeug weiße Häuser. Hoch über ihren Dächern ragen die Reste alter Schlösser und Burgen, die von den Römern, den Türken und von Skanderbeg erzählen. Tiefblau glitzert das Wasser der Adria.

„Möchten Sie, daß wir anhalten?"

„Ach ja, bitte!"

Hinter uns knirschen die Räder des zweiten Autos, in dem Karcagi sitzt. Das zauberhafte Panorama läßt uns beide schweigen. Geheimnisvoll und schön, wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht, breitet sich das Land vor uns aus.

Luan Qafezesi ist ein paar Schritte weitergegangen und spricht leise vor sich hin. Es sind Verse aus seinem Poem, das er in dieser Umgebung selbst erlebt hat. Hier hat er vor elf Jahren mit einem Maschinengewehr gelegen, und jede Kugel, die er hinaussandte gegen die faschistischen Eroberer, war ein Gesang der Freiheit, der Zukunft.

Welche Macht in der Welt wäre wohl imstande, dieses Volk zu besiegen? Heimatliebe und Freiheitswille lassen sich nicht unterdrücken – sie sind stark wie die ewigen Berge und fruchtbar wie das Leben selbst.

Karcagi hat sein Notizbuch gezückt und schreibt. „Was schreibst du dauernd?" frage ich.

„Oh, ich versuche die wunderbare Landschaft festzuhalten – später vergißt man es vielleicht."

„Da hast du recht, aber ich werde mit anderen Mitteln schreiben." Allah schenke die richtige Belichtungszeit und einigermaßen anständige Fotos!

Wir haben eine Zement- und eine Reisfabrik besichtigt. Weniger der Produktionsprozeß, den man uns ausführlich erklärt hat, als die Tatsache der Existenz dieser Fabriken interessiert mich. Dort, wo sie jetzt stehen, war vor drei Jahren lehmiger Ackerboden mit ein paar Strohhütten. Aus dem Dörfchen Flora ist eine Stadt geworden. Freilich, man kann sie nicht mit den

Maßstäben Mitteleuropas messen. Es gibt weder Straßenbahnen noch Trolleybusse, aber es gibt etwas, was früher in Albanien unbekannt war: elektrisches Licht und Springbrunnen, die Tag und Nacht das kostbare Naß herausprühen. Früher gab es nur wenige Städte, die ausreichend Trinkwasser besaßen, heute ... Ach früher und heute! Was gab es denn früher überhaupt in Albanien? Keine Fabrik, kein Licht, viel Mücken, Krankheiten, Hunger. Und Wasser zu wechselnden Preisen. Es fällt mir schwer, mich in dieses Land von damals hineinzuversetzen. Kein Schnürsenkel, kein Stück Stoff, kein Fetzen Papier, nichts, das nicht aus dem Ausland bezogen werden mußte. Nichts konnte in diesem Land selbst hergestellt werden. Wer bezahlte die Importe? Womit wurden sie bezahlt?

Auf den Feldern stehen Viehhütten, elende Buden. Die Tiere tun einem leid, die da drinnen kampieren. O du deutsche Rührseligkeit! Vor zehn Jahren wohnten in denselben Hütten noch die Menschen. In Albanien gedeihen wunderbare Apfelsinen, Mandarinen, Feigen, Oliven und andere Südfrüchte. Vor zehn Jahren haben nur wenige Albanier gewußt, wie diese Früchte schmecken. In Albanien gibt es Petroleum, aber in den Hütten brannte vor zehn Jahren noch der Kienspan. In Albanien gibt es Bitumen, das ist der beste Asphalt der Welt. Alle guten Straßen Westeuropas sind mit diesem Bitumen belegt. Nur in Albanien mußten die Menschen durch knietiefen Dreck waten. Ist es verwunderlich, wenn die Menschen allerorts in diesem Lande sagen: „Unser Enver hat gesagt ..." oder „Ich bin so satt, als hätte mich Enver selbst gefüttert."

„Allah ist Allah, und außer ihm gibt es keinen Gott!" So etwa lautet der erste Satz im Koran der Muselmänner. An einer anderen Stelle heißt es sinngemäß: „Arbeite ja nicht zuviel, und wenn du das Bedürfnis hast zu ruhen, so ruhe! Wenn du das Bedürfnis hast zu essen, so iß!" (Wenn du was zu essen hast, natürlich!) Und diese Menschen, die streng nach dem Koran leben, sollen sich einmal zu Aktivisten entwickeln? Wie ein breiter, unsichtbarer Graben liegen die alten, überlebten Sitten und Gebräuche vor allem Neuen. Selbst die Kühnsten brauchen einen langen Anlauf, um darüber hinwegzusetzen. Aber sie sind gesprungen, und sie rufen die andern: „Kommt herüber, hier ist bessere Luft, es läßt sich schöner leben!" Ihre Stimme wird so lange erschallen, bis auch der letzte den Graben genommen hat.

Vorläufig ist der letzte allerdings noch nicht an der Reihe. Viele stehen noch vor ihm.

„Weshalb laufen die Leute nun den ganzen lieben langen Abend die Straße auf und ab?"

Mein Dolmetscher zuckt die Schultern. „Was sollen sie anders tun? Es sind junge Menschen. Sie können doch nicht so früh schlafen gehen, und wir haben in Flora noch nicht genug Kinos, daß alle darin Platz fänden."

„Aber weshalb gehen die Jungen für sich und die Mädchen ebenfalls?"

Der Professor lächelt etwas verzweifelt über meine hartnäckige Fragerei, dann sagt er zögernd: „Ich weiß wohl, daß in Ungarn und in Deutschland die Mädchen und Jungen Arm in Arm über die Straße gehen und sich sogar einen Kuß geben, was sehr schön ist, aber bei uns ist eine andere Mentalität, verstehen Sie?"

Ich verstehe, obgleich ich mich an diesen seltsamen Anblick erst gewöhnen muß. Die Jungen laufen für sich, die Mädchen laufen für sich. Kein Scherzwort fällt zwischen ihnen, kein Lachen, selbst ein heimliches Augenspiel scheint verpönt zu sein. Im übrigen sind alle recht europäisch gekleidet. Nur die Liebe! Wann, wo, wie?

Da haben wir einen der Gräben, über den man sich selbst in den Städten nur mühsam hinwegsetzen kann. Allerdings gibt es jetzt in dieser Hinsicht schon sehr viele Brücken. Dort nämlich, wo Fabriken entstanden sind und Jungen und Mädchen gemeinsam an einer Maschine oder einem Förderband hantieren müssen, werden auch die strengen, überlebten Sitten längst nicht mehr so genau eingehalten. Augenzwinkernd erklärt mir mein Dolmetscher, daß die Burschen und Mädel aus der Fabrik des Nachts hinter Hecken und Felsen durchaus europäische Sitten und Bräuche pflegen.

Keine Angst vor Referaten

Auf der Rückfahrt, kurz vor Tirana. Mein Dolmetscher beugt sich zu mir herüber und sagt: „Übrigens, ehe ich es vergesse, morgen findet auf der Landwirtschaftlichen Hochschule ein Treffen statt. Ich denke, daß Sie eine kurze Rede halten werden – vielleicht zwanzig Minuten."

Er hätte genauso sagen können: „Übrigens – morgen machen wir noch einen kleinen Abstecher zum Mond, anschließend besuchen wir ganz kurz den Neptun" – das hätte die gleiche Wirkung auf mich gehabt. Ich eine Rede halten! Noch nie habe ich auf Versammlungen gesprochen, weil ich mich für den miserabelsten Redner ganz Deutschlands halte. Und morgen schon – o Allah, schicke mir eine vorübergehende Krankheit!

„Natürlich werde ich sprechen, sehr gern – wieviel Studenten . . ."

„Etwa sieben- bis achthundert Hörer werden da sein."

O Allah, schicke mir ein leichtes Fieber, ich bitte dich sehr darum!

„Ich bin sehr froh, daß ich sprechen kann, ich freue mich schon darauf."

„Ja, für unsere Studenten ist das ein großes Ereignis, da Sie doch ein Vertreter des demokratischen Deutschlands sind!"

„Natürlich. Ich werde ganz kurz von meinen Eindrücken in Albanien sprechen, dann auf die Lage in Deutschland eingehen."

„Sehr gut."

Ich weiß nicht, was Professor Kambo mir noch alles erzählt hat. Bis Tirana habe ich jedenfalls unaufhörlich die ersten Sätze formuliert.

Allah hat Einsehen gehabt. Er hat dem Auto, das uns zur Hochschule bringen sollte, eine wunderbare Panne gesandt. Aber er hat nicht damit gerechnet, daß es in Tirana einige tausend Autos gibt. Offenbar hat er noch seinen letzten Besuch in Erinnerung. Vor mehr als einem Jahrzehnt nämlich, so geht die Sage, soll der Herr zur Erde herabgestiegen sein, um sich seine Menschenkinder wieder einmal anzusehen. Zu seinem Erstaunen hatte sich jedoch auf der Erde alles derart verändert, daß er sich einen Fremdenführer nehmen mußte. Endlich führte ihn sein Weg auch nach Albanien. Da entließ er den Fremdenführer, denn hier war noch alles so, wie er es am Schöpfungstage geschaffen hatte. Heute würde der liebe Gott auch hier nicht mehr ohne Fremdenführer auskommen.

Statt eines Tatraplans bringt uns ein BMW zur Hochschule. Hier ist unser Dolmetscher in seinem Element. „Wissen Sie, diese Hochschule haben wir noch nicht sehr lange. Früher war hier . . ."

Ich weiß, was nun kommt. Mein Erstaunen über all das Neue in Albanien verwandelt sich allmählich in Zorn. Zum ersten Male formen sich Zeitungsnotizen, die ich daheim über den Kampf der Kolonialvölker gegen ihre Unterdrücker gelesen habe, in plastische Bilder um. Marokko, Madagaskar und die vielen andern Länder, deren Völker sich nach einem menschenwürdigen Dasein sehnen! Auf ihren Leibern hocken noch immer die westlichen „Kulturträger des Abendlandes" und saugen ihnen wie einst in Albanien das Mark aus den Knochen. Auch diese Völker werden frei sein! Auch sie werden eigene Hochschulen und Fabriken haben!

Achthundert Studenten haben sich von ihren Plätzen erhoben und klatschen, als wir eintreten. Ich muß gestehen, daß ich trotz meiner schriftlich abgefaßten Rede etwas Herzklopfen habe. Auch meinem ungarischen Freund ist nicht ganz wohl, denn er wollte aus dem Stegreif sprechen und hat mit einer so großen Kundgebung nicht gerechnet.

Dennoch klappt alles wunderbar. Zwar ist meine Kehle ausgedörrt und meine Stimme trocken, aber die Studenten klatschen und klatschen . . .

Der Direktor der Hochschule kommt auf mich zu und umarmt und küßt mich, und mein ungarischer Freund macht es ihm nach. Das Auditorium versteht diese Geste der Freundschaft und stimmt ihr freudig zu. Ich weiß, daß diese Demonstration nicht mir, sondern dem friedliebenden Deutschland gilt. Vor wenigen Tagen erst haben sie das Fest ihrer Befreiung von den deutschen Faschisten gefeiert. Der Fluch unzähliger Mütter, deren Söhne in den Bergen von Stukabomben zerrissen worden waren, hatte Deutschen gegolten. Was hatten diese Deutschen in Albanien zu suchen? Was hatte uns das kleine, leidgeprüfte Volk an der Adria getan?

Das schönste auf der Welt ist die Freundschaft, ist das Vertrauen und die Liebe der Menschen untereinander. Darum bin nicht nur ich, deshalb sind alle, die hier im Hörsaal versammelt sind, froh und glücklich. Unser Händedruck soll für alle Zeiten gelten.

Nach dem offiziellen Teil unserer Versammlung mischen wir uns unter die Studenten. Ich werde mit Fragen überhäuft: „Was macht Feldmarschall Paulus?" „Wie denken die Menschen in Deutschland heute über den Krieg – wollen sie Revanche?" „Wie konnte es Hitler gelingen, aus einem der größten Kulturvölker der Erde, das einen Beethoven, Bach, Goethe, Herder, Marx und andere große Menschen hervorbrachte, eine widerstandslose Masse zu machen, aus der sogar die SS hervorging?"

Ja, wie konnte das geschehen? Diese Frage läßt sich nicht mit zwei Sätzen beantworten. Ich erzähle ihnen von dem faschistischen Putsch im Jahre 33 und seiner Vorgeschichte, von dem Terror, der danach folgte, von der Ideologie des Faschismus, und an all diesen Beispielen wird mir mit erschreckender Deutlichkeit klar, wie sehr sich der Westen Deutschlands heute, da in vielen Ländern das zehnte Jahr der Befreiung festlich begangen wird, schon wieder dem Faschismus genähert hat.

Man muß etwas dagegen unternehmen – mehr noch, als bis jetzt getan wurde. Nicht nur Goethe, Heine, Beethoven, Bach, Marx, nicht nur den Kulturschätzen der ganzen Welt zuliebe, sondern auch: um diese Hochschule in Tirana zu verteidigen; und auch darum, weil das Leben so schön ist!

Deutschland

Heinz Klemm

MEERSBURG AM BODENSEE

Als ich die kleine Stadt Meersburg zum ersten Male vom Schiff aus sah, überfiel mich die Vorstellung: hier bin ich schon gewesen. Dabei war mir sehr wohl bewußt, daß ich noch nie in meinem Leben die Ufer des Bodensees betreten hatte. Der seltsame Zwiespalt beunruhigte mich; und wenn nicht leibhaftig, folgerte ich, dann habe ich dieses Meersburg schon im Traume gesehen . . . Ich schalt mich, einer närrischen Mystifikation zu erliegen, aber Einbildungen können beharrlich sein. Die Burg am Meer, auf Felsen gebaut, umgeben vom Gewimmel kleiner Häuser, das Ganze weich und wiegend widergespiegelt im warmen Glanz des Sees – war da nicht ein Bild, aus Kindheitserinnerungen, aus Sagen und Märchen vielleicht, aus Sehnsucht nach dem Licht des Südens zusammengeflossen, das lange schon in mir eine Heimat

hatte und nun, der Wirklichkeit gegenüber, das Gefühl des Wiedersehens stärker machte als das Erlebnis des Neuen?

Meersburg ist unter allen malerischen Städten am See die malerischste. Voll wendet sie ihr Gesicht dem Wasser zu. Wo der Überlinger See sich vom Obersee trennt, lehnt sich das Städtchen inmitten ausgedehnter Rebhänge an Sandsteinfelsen von mäßiger Höhe. Kaum mehr als eine Straßenzeile am Strand, hinter dem Geländer eines belebten Uferwegs, hier ein Garten und da ein paar blühende Kastanien – wenig Raum bietet sich der Unterstadt. Gleich hinter ihren letzten Häusern steigt steil der Hang, beginnt das anmutige Durcheinander von Giebeln und Dächern der Oberstadt, überragt von dem grauen alten Schloß mit seinem kräftigen, vierkantigen, durch Treppengiebel bekrönten Bergfried, breiten sich die hellen Fassaden des neuen Schlosses und eines Seminars weiter im Osten. So liegt die Bergstadt am See vor dem Ankömmling als ein anziehendes und durch das Über- und Nebeneinander vollständig erscheinendes Bild, ein Stück deutscher Süden, ein Stück deutsches Mittelalter.

Groß erscheint beim näheren Betrachten nur das, was die Bischöfe in der Stadt haben bauen lassen: die beiden Schlösser und das frühere Priesterseminar. Überaus bescheiden, fast ängstlich, schmiegen sich Kleinbürgerhäuser an den Hang, klettern da, wo ihnen Platz gelassen wurde, zur Oberstadt empor: Wohnstätten der Weinbauern, der Gewerbetreibenden, der Handwerker. Nicht einmal das stattliche, dreigeschossige Grethaus an der Schiffslände, zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts als städtisches Speichergebäude errichtet, vermag diesen Eindruck zu schwächen; es ordnet sich unter die hochgelagerten Schlösser, die weit auf den See hinausschauen. Ein Vergleich bietet sich an: Wie ganz anders, wie breit, wuchtig und von Anfang an Beachtung und Respekt heischend, baut sich das Kaufhaus auf am Hafen der Bürgerstadt Konstanz!

Wir waren mit dem Frühschiff gekommen und fanden unweit des Wassers doch schon eine kleine Kaffeestube geöffnet, in der wir frühstücken konnten. Die Morgenfrische trieb uns bald hinaus in die Stadt, wo sich die Straßen bedächtig belebten. Zwei Malergesellen kamen uns entgegen, in fleckigen weißen Kitteln, sie trugen Farbeimer und eine Leiter, einige Weingärtner mit Hacken stiegen nach dem Rebengelände hinüber, man rief einander fröhlich einen guten Morgen zu und manchmal ein derbes Scherzwort. Als wir neben unseren langen Morgenschatten die besonnte Straße zur Oberstadt hinaufstiegen, blickten wir neugierig in die geöffneten ebenerdigen Fenster dämmriger Weinstuben: die Stühle standen umgekehrt auf den Tischen, und die Kellnerinnen fegten den Staub des vergangenen Tages zur Türe hinaus. Auf einer Fensterbank leckte sich eine Katze die Pfoten und sah den frühen Spaziergängern mit schmalen Augen nach. Die Morgensonne ließ das rote

Fachwerk der Häuser und Häuschen aufleuchten; wir klommen eine Treppe hoch und fanden alte Bürgerbauten, deren rötliche Balkenzier die Fassade durch feine Ornamente bereicherte: engmaschige Gitter oder sogar gewundene Netze aus Fachwerk, bewunderungswürdige Beispiele alter Zimmermannskunst. Wo sich schmale, einfenstrige Giebel über den Fassaden erhoben, ragten kurze Kräne, die für die alten Städte am See charakteristischen „Aufzugsgauben", in die Straße hinein. Wieviel biedere Tüchtigkeit, Kunstfertigkeit, Behaglichkeit bei der großen Raumnot des engen Steigs! An manchen Häusern ist versucht worden, den Raummangel durch die Anlage von hölzernen Lauben zu mildern, auf denen das erste und zweite Geschoß lasten. Das winklige, bunte Stadtbild wird vom Obertor abgeschlossen, einem schlichten, schlanken Bau mit gotischem Staffelgiebel. Das Tor hätte uns die Krönung der Meersburger Spitzwegromantik bedeutet, wenn nicht hinter seiner Zinne eine vom letzten Kriege stehengebliebene Luftschutzsirene sichtbar geworden wäre. Unsere von der Kleinstadtidylle eingeschläferten Gedanken wurden so auf schmerzhafte Weise in die Gegenwart zurückgeführt, und wir empfanden etwas von der Gefahr, den Frieden dieser behaglichen Stadt als selbstverständlich zu nehmen.

Meersburg ist bis auf eine geringe Unterbrechung, mindestens seit den Hohenstaufen, eine bischöfliche Stadt gewesen. Sie war Eigentum des Hochstifts von Konstanz. Dem Bischof verdankte sie Marktrecht und Stadtrecht, aber im 14. Jahrhundert auch eine der frühesten Belagerungen. Als sich zwei Bewerber um den Bischofsstuhl von Konstanz stritten, hatte sich der vom Papst bestätigte neue Bischof in der Stadt Meersburg verschanzt, mit ihm viele Ritter und Reisige, auch mehrere hundert Bergknappen waren über den See herangeholt worden. Sie mußten den schluchtartigen Graben in den Felsen hauen, der heute noch das alte Schloß von der Stadt trennt. Vor den Toren tobte der abgeblitzte geistliche Edelmann, der auch gern Bischof von Konstanz werden wollte. Er muß ein gar gottesfürchtiger Herr gewesen sein, denn wenn sonst nichts von ihm in die Geschichte eingegangen ist, so doch der Fluch, den er gegen die starken Mauern der gutgerüsteten Stadt schleuderte: er werde nicht weichen, bis er der Jungfrau Maria, der Schutzpatronin des Hochstifts Konstanz, das Hemd vom Leibe gezogen ... Die Jungfrau hat ihr Hemd anbehalten dürfen, und die Meersburger haben nach seinem Abzug die vielen Toten bestattet, die in den Gräben der Stadt lagen und schon die Luft verpesteten. Und sie sind nachdenklich geworden über ihre Abhängigkeit und deren bittere Folgen und haben in Zukunft versucht, den Bischöfen Widerstand zu leisten, wo sie nur konnten. Sie sahen auf die anderen Städte am See, vor allem auf das Beispiel des größeren Konstanz, und begannen zu überlegen, ob sich wirklich nicht besser leben ließe als unter dem Krummstab.

Mehr als hundert Jahre nach dieser Fehde wurden die Meersburger Bürger von einem Bischof regiert, von dem die Chronik meldet: „Diser hat vyl krieg und anstöß gehapt, hat auch selbs vyl unglück gestifft." Sie stürmten seine Burg, aber sie waren unsicher und ergaben sich, von der Acht bedroht, der bischöflichen Gnade. Die Gnade bestand aus viertausend Gulden Strafe, Minderung ihrer Rechte und einem harten Vogt. Als sie sich ein Vierteljahrhundert später noch einmal empörten und aufs neue die Burg eroberten, wurden sie durch bischöfliche List um den Sieg gebracht. Bürgermeister Simon Weinzürn, ihren Führer im Kampf um die Selbständigkeit, verurteilte der Fürstbischof zum Tode; da sich aber niemand fand, ihn mit dem Schwert hinzurichten, wurde er von bischöflichen Knechten im See ertränkt. Noch drakonischer waren nun die Satzungen. Selbst die Trinkstuben hob der Bischof für einige Zeit auf, weil sie ihm als Stätten der freien Aussprache und Absprache unter den Bürgern gefährlich schienen. Was Wunder, wenn die Meersburger Anno 1525 den aufständischen Bauern mit Brot und Wein entgegengingen, ihnen die Tore öffneten und sie auf der Bischofsburg abermals mit einem kräftigen Trunk bewirteten? In der gleichen Burg ließ der Bischof nach dem Sieg der Ritterheere Bauern einkerkern; an einer Wand des Hungerturms finden sich vierzehn eingekratzte Zeichen, wohl Tage der Haft und des Hungers bedeutend, dann folgt kein Strich mehr. Ein anderer Gefangener jener Zeit schrieb an die Wand seines Verlieses: „Guter Gesel laß din muren sin, willt du anderst haben daz leben din."

Meersburg ist nie Freie Reichsstadt geworden. Als im Jahre 1526 der Bischof vor der reformatorischen Erhebung des Konstanzer Patriziats nach Meersburg geflohen war, wurde die Stadt fürstbischöfliche Residenz, und die Bürger gaben sich am Ende damit zufrieden. Die alten krummen Häuser sahen Kindtaufen und Prozessionen, Hochzeiten, Strafgerichte und Leichenschmäuse, Generation um Generation. Was macht das Malerische einer solchen Stadt aus? Die Kunst der Baumeister und Zimmerleute, die hohe Kultur des Handwerks, die Fähigkeit der alten Architekten, aus dem Wirken vieler Linien, Farben und Flächen ein gültiges Gesamtbild von Straßen und Plätzen zu schaffen und es zu bewahren. Im Geduckten und Gedrängten aber sahen wir nicht nur die Tugend der Tüchtigen, sondern auch die Not der Unterdrückten, erkannten wir Züge jener kleinbürgerlichen Resignation, jenes immerwährenden Zurückweichens vor der feudalen Macht, das für die Geschichte der kleinen Stadt Meersburg charakteristisch ist.

Die alte Bischofsburg, die von der Ferne so heiter-romantische Stimmungen zu wecken vermag, ist in der Nähe erschreckend düster. Ihr kaltes, dunkles Gemäuer läßt an eisenklirrende Ritter denken, und es wird gut sein, sich die Bischöfe nicht weniger eisenklirrend und kriegerisch vorzustellen. Drei Meter dick sind die Mauern des Bergfrieds, aus eiszeitlichen Findlingen mit gutem

Mörtel zusammengefügt. Über das Alter der Burg, vor allem ihres ältesten Teiles, des überragenden, vierkantigen „Dagoberts", gibt es mehr echte Ungewißheit als gelehrten Streit. Alles, was über den Frankenkönig Dagobert oder Karl Martell als mutmaßliche Gründer der Burg erzählt wird, gehört in den Bereich der Sage. Da Meersburg erstmalig zu Beginn des 12. Jahrhunderts erwähnt wird, könnte allein das Mauerwerk des Bergfrieds über ein höheres Alter etwas aussagen. Doch wurden, nach Meinung der Fachleute, solche Mauern ebenso im Hochmittelalter wie vor dem Jahre 1000 gebaut.

Die gotische Bekrönung des Bergfrieds und die vier massigen Rundtürme entstanden erst um das Jahr 1500. Ein Vierteljahrhundert später, mitten im hellen Feuer des Aufstandes, erwies sich die vorausschauende Sorge des Konstanzer Bischofs, die Meersburg durch kräftige Anbauten zu erweitern und ihren Wert als Festung zu erhöhen, als wohlbegründete Maßnahme. So steht sie heute vor uns als eine wuchtige Bestätigung des Satzes, daß das Alte niemals kampflos abtritt. Seit sie der Germanist Freiherr von Laßberg Ende der dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts für 10 000 Gulden vom badischen Staat erwarb und damit ihren Abbruch verhinderte, ist sie in privater Hand geblieben, ein riesiges, altes Muschelhaus von imponierender Form, dem längst alles Leben entflohen ist, das einst im Guten und Bösen in ihm pulsierte.

Teile der ausgedehnten Burg können von Fremden gegen eine Gebühr betreten werden. Am Eingang behebt ein Plakat jeden Zweifel der Wissenschaft über ihr wirkliches Alter: „Meersburg, die älteste deutsche Burg", gleich neben einem anderen Schild, durch welches Fotografieren, Malen und Rauchen verboten wird. So vorbereitet, schlossen wir uns einer Schar ferienbunter Besucher an, gleich ihnen begierig, für unsere Mark Eintrittsgeld einiges zu erfahren. Allen voran schritt auf elastischen Sohlen ein liebenswürdiger, höflicher Herr, halb mochte er sich als Geschäftsführer, halb als Ansager fühlen; er zeigte uns Waffen, alte Bilder, Rüstungen, Hausrat, Kunstgegenstände in buntem Wechsel. Der Ansager bevorzugte spöttische und scherzhafte Wendungen, so daß der Eindruck entstand, in den vergangenen Jahrhunderten hätten überaus komische Leute gelebt, und wir dürften uns heute mit Recht einen Spaß daraus machen, den großartigen Abstand zu betonen, den wir inzwischen gewonnen hätten. Wir richteten deshalb unsere Aufmerksamkeit mehr auf die Gegenstände als auf den gesprächigen Führer, und so sahen wir mehr. Da waren Waffen aus dem Bauernkrieg aufgestellt, links die der Bauern, rechts die der Ritter. Die armen Sensen und primitiven Schlagkeulen der Bauern waren verrostet und offensichtlich verkommen, die Spieße und Schwerter der Ritterheere blitzten von Sauberkeit und Pflege. Doch hörten wir kein Wort über die Gründe der ungleichen Behandlung.

Halb ärgerlich und halb belustigt waren wir so durch das weite alte Haus gezogen und am Ende in jene Räume gelangt, die Deutschlands größte lyrische Dichterin in ihren letzten Lebensjahren bewohnt hat und in denen sie auch gestorben ist: Annette von Droste-Hülshoff. Was half es, daß unser routinierter Führer nun in einen gedämpften Ton verfiel? Wir waren weit davon entfernt, vom Sterbezimmer der Droste mehr aufzunehmen als das Gehäuse: den Anblick des Bettes, auf dem ein Strauß Feldblumen lag, die hellgestreifte Tapete, die Biedermeiermöbel aus braunem Holz. Alles war sorgsam bewahrt seit jener Zeit, in der Bilder, Tapeten und Möbel glühendes und schmerzliches Leben und Dichten eines ältlichen, kranken Fräuleins umgeben hatten – vom Genius der Dichterin aber wurde uns der letzte Hauch weggeredet durch eine allzu glatte Stimme.

Als es schon lange still geworden war um die Meersburger Bischofsherrlichkeit, kehrte noch einmal das Leben in die schon damals grauen Mauern zurück. Für wenige Jahrzehnte wurde das alte Schloß, das immer nur robusten politischen und militärischen Aufgaben hatte dienen müssen, zu einem Kulturzentrum am See von besonderer Art. Laßberg brachte, nachdem er die Burg für einen so niedrigen Preis hatte erwerben können, nicht nur eine Bibliothek von 12 000 Bänden mit, sondern auch 273 kostbare und kostbarste Handschriften, unter ihnen das älteste Manuskript des Schwabenspiegels und die Hohenemser Handschrift des Nibelungenliedes. Die Originalität und Gastfreundschaft des wohlhabenden alten Gelehrten, mehr aber noch die von ihm gehüteten Schätze, zogen die besten Männer der deutschen Germanistik jener Zeit an. Außer mit Jüngeren und noch Unbekannten stand Laßberg in freundschaftlichem Verkehr mit den Brüdern Grimm, mit Ludwig Uhland und Gustav Schwab; mancher von ihnen war sein Gast auf der Meersburg.

Der alte Laßberg hatte eine zweite Ehe mit einer um fünfundzwanzig Jahre jüngeren Frau aus dem westfälischen Adel geschlossen. Die Schwester dieser Frau war Annette von Droste-Hulshoff, ein eigenwilliges, fast immer kränkelndes Wesen, in früheren Jahren zart, nun schon stärker werdend, klein, etwas gebeugt und kurzsichtig, kurzatmig, mit merkwürdigen blauen Augen und einer Fülle hellblonder Haare. Sie war unverheiratet und machte Verse; sie war angenehm im Umgang, von scharfem Geist und Witz, und immer ein gerngesehener Gast. Man lud die alleinstehende Verwandte auf die Meersburg; Annette kam gern aus ihrer westfälischen Heimat an den Bodensee, hoffend, das mildere Klima würde zu ihrer Kräftigung beitragen. Ihr Verhältnis zum Hausherrn mag besser gewesen sein, als aus manchen ihrer Briefe hervorgeht, wo sie sich über Laßbergs Umgang mit seinen „Altertümlern" spöttisch ausläßt, die sie als „langweilig wie der bittere Tod" bezeichnet,

„schimmlicht, rostig, prosaisch wie eine Pferdebürste, verhärtete Verächter aller neueren Kunst und Literatur". Sicher war der Schwager ein gütiger Hausvater, immer auf Annettes Gesundung bedacht, und es ist nicht seine Schuld, wenn er sie damit beleidigte, ihr Gellert als „den vollkommensten deutschen Stilisten" zu empfehlen. Bitterer war schon, daß er die besten und eigenwilligsten ihrer Gedichte als Indiskretionen empfand, die einem adligen Fräulein nicht wohl anständen. Er war unfähig, Annettes Wert als Dichterin zu erkennen, im ganzen wohl überhaupt befangen in der zopfigen Vorstellung, eine Frau hätte andere Aufgaben, als sich schöpferisch zu äußern – eine Hemmung, von der selbst Annette sich zeitlebens nie ganz hat befreien können.

Von ihrem Turmzimmer aus beobachtete sie den See, den Wind, die Wellen und die Schiffe und begriff sie als kämpfende Elemente einer im Vergleich zum Menschen freien Natur, und sich selbst sah sie in Krankheit und gesellschaftliche Fesseln geschlagen danebenstehen:

Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir raten;
Nun muß ich sitzen so fein und klar,
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich lösen mein Haar
Und lassen es flattern im Winde!

Dabei war sie stark, stärker als ihr zerbrechlicher Körper, so stark wie ihre ehrliche, in manchem dem Volk abgelauschte poetische Sprache. Sie hat von den sieben letzten Jahren ihres Lebens ebenso viele in Meersburg verbracht wie auf dem kleinen westfälischen Witwensitz ihrer Mutter, und sie hat am See voll gelebt, tiefer, leidenschaftlicher als zuvor, trotz alles Unerfüllten, aller Einschnürung und Krankheit. Hier erlitt sie jene seltsame Liebesgeschichte mit dem um siebzehn Jahre jüngeren Schriftsteller und Kritiker Levin Schücking, einem Landsmann und Freund aus früheren Jahren, den sie geschickt nachgezogen hatte – er sagte „Mütterchen" zu ihr, wanderte weiter und nahm sich eine junge Frau. Hier war die Landschaft ihrer Reife; aus der Dichterin der Heide wurde eine Dichterin des Bodensees, der Alpen, des Lichtes auch – eine bedeutende deutsche Dichterin. Wie hat sie diese Landschaft geliebt!

Mir ist der See ein treuer Freund,
Der mit mir lächelt, mit mir weint,
Ist, wenn er gründlich golden ruht,
Mir eine sanfte Zauberflut,

Aus deren tiefem klarem Grund
Gestalten meines Lebens steigen.

Den Säntis sah sie zu allen Zeiten des Jahres und besang die wechselvollen Gesichte, die ihr der vertraute Berg eingab. Ein Alpenglühen erregte sie fast bis an die Grenze ihrer Kräfte, aber sie zeichnete es realistisch in allen Phasen nach: „Ich sah nach den Bergen, die recht hell glänzten, aber weiß wie gewöhnlich, als wenn die Sonne sonst auf den Schnee scheint – hatte kein Arg aus einer allmählich lebhafteren, gelblichen, dann rötlichen Färbung, bis sie mit einem Male anfing, sich zu steigern, rosenrot, dunkelrot, blaurot, immer schneller, immer tiefer, ich war außer mir, ich hätte in die Knie sinken mögen, ich war allein und mochte niemand rufen aus Furcht, etwas zu versäumen. Nun zogen die Wolken an das Gebirge, die feurigen Inseln schwammen in einem schwarzen Meere, jetzt stieg das Gewölk, alles ward finster –, ich machte mein Fenster zu, steckte den Kopf in die Sofapolster und mochte vorläufig nichts anderes sehen und hören." Das Bild der großen süddeutschen Landschaft findet sich nirgendwo mit solcher Kühnheit und Schönheit wieder wie im Werk der norddeutschen Droste.

Welch ein Bild vom Mond, der über dem See aufgeht:

Da auf den Wellen sank ein Silberflor,
Und langsam stiegst du, frommes Licht, empor;
Der Alpen finstre Stirnen strichst du leise,
Und aus den Richtern wurden sanfte Greise ...

Wir verließen die dunklen Mauern der Bischofsburg, ließen Wappenschilder, unterirdische Gänge, Turnierhelme und Hungerturm hinter uns mit einem Gefühl der Erleichterung. Die Sonne schien zwischen dunkelblauen und blendend weißen Wolken hervor, die sich trennten oder vereinigten oder sich übereinanderschoben. Hinaus, hinauf auf die Rebhöhen! Als Annette mit Schückings Hilfe beim Verleger Cotta ihre Gedichte herausgebracht hatte, als die Knospen ihres Ruhmes aufgesprungen waren wie nach einem Regen im Frühling, als Gulden eintrafen, 700 selbstverdiente Gulden Honorar, ersteigerte sie ein altes fürstbischöfliches Weinberghaus samt Rebhang. In praller Mittagssonne fanden wir wenig Zeit später das kleine, rosenrote Haus, hoch über dem See, gegenüber den Alpen, gegenüber den Wolken, frei, luftig, in Maßen und Farben das heitere Gegenstück der Burg. Das „Fürstenhäusle" wird noch heute von der Familie der Dichterin bewohnt, entfernten Verwandten wohl. Wir wurden gebeten, uns einstweilen in den Garten zu setzen, um auf die Führung zu warten; ein Buch wurde uns herausgebracht, in dem wir lesen könnten: die Gedichte.

Auf der blassen Riffelfläche des Sees zogen Schiffe wie Schnecken dahin, dunkle Spuren hinter sich; uns tat es wohl, wieder den Blick weit fliegen zu

lassen über die lebendige Welt. Wir kamen nicht dazu, in dem Gedichtband zu lesen, ein neuer Besucher fand sich ein: „Pardon, Madame, Monsieur . . .", ein dunkeläugiger, schwarzgelockter Wanderer mit Windbluse, Fotoapparat und Kartentasche. Ein Student aus Paris, aber kein Franzose; in Syrien war seine Heimat. Er war für einige Wochen unterwegs, um in Süddeutschland zu wandern. Gleich hatte er seine Karte über den Tisch gebreitet und fragte uns aus nach Dampferlinien, Wanderungen und Übernachtungspreisen. Da wurden wir eingeladen, in das Haus zu kommen. „Kennen Sie denn die Dichterin?" fragte ich, als wir im Flur in die großen Filzpantoffeln schlüpften, mit denen man das blanke Parkett der Zimmer schützt. „Naturellement je la connais", erwiderte er und machte zwei vorsichtige Probeschritte mit den Riesenfüßen, dann versicherte er mir in seinem rauhen Französisch nochmals: er kenne die Annette von Droste, und er wisse, daß sie zu Deutschlands größten Dichtern zähle.

An der Führung war nichts Wesentliches, zu unserem Glück auch nichts Weinerliches oder Gekünsteltes. Annette, die in diesen luftigen Räumen ihrer selbst sicherer gewesen sein mag als in der Burg des Schwagers, hätte uns, so glaubten wir, die fröhliche Laune nicht verwehrt. Zur Heiterkeit gab es um so mehr Grund, als ich mit unzureichenden Mitteln versuchte, dem Syrer den Sinn der Worte unserer Führerin zu deuten. Inmitten von Annettes kleinem Hausrat, gerahmten Briefen und Gedichten an den Wänden, den Bildern ihrer Freunde und Verwandten, einigen unter Glas aufbewahrten Locken, ihren Büchern und Noten, fühlten wir uns wie bei ihr zu Gast, und der Blick aus ihrem Fenster auf den See und ein fernes Segel schien uns kostbar, weil es Annettes Ausblick war.

Maximilian Scheer

LESSINGS GRAB

Der mächtige gotische Bau des Liebfrauen-Münsters St. Aegidien steht auf einem kleinen Hügel. Links von der Kirche, wo die Reste eines alten Stadtviertels stehen, ist ein hoher Bretterzaun aufgerichtet worden, durch dessen Ritzen Bombenkrater und Bombenhügel zu sehen sind. Wer irgendein Zeichen oder einen Hinweis sucht, eine Tafel vielleicht, die sagen würde: „Hier starb Lessing" – findet nichts. Seitlich des alten Viertels, ganz in der Nähe, ist der Lessingplatz mit einem Standbild des Bahnbrechers deutscher Literatur, und nebenan steht die erhaltengebliebene neuere und

große Lessingschule, zu der man noch durch ein schmales altes Gäßchen geht; aber hier, wo der große Mann starb, schwieg die Stadt. Sein Sterbehaus trug die Nummer 12, sie ist nirgends vermerkt. Doch steht ein Mädchen just am Bretterzaun, ein hübsches Kind von achtzehn Lenzen vielleicht, gewiß nicht allzu verschieden von einer der Angebeteten des jungen Lessing: „Mädchen, laß mich dich doch küssen – zaudre nicht, sonst wirst du müssen", sie braucht hier nicht zu tun, was das Gedichtchen fordert, aber sie wird Bescheid geben können. Ihre Lippen blühen in lächelnden Reizen, doch weiß sie nichts. Ein älterer Mann kommt vorbei, sieht aus wie ein Braunschweiger und ist einer; seine Schule war vielleicht besser: er schaut auf die Frage hin gedankenvoll drein und hat keinen passenden Gedanken. Nun aber zwitschern und lärmen Schülerinnen und Schüler der Lessingschule heran, Vierzehn- bis Sechzehnjährige –, und nun endlich wird der Wissensdurst gestillt werden können. Ein halbes Dutzend bildet gleich einen Halbkreis: frische Gesichter, bereitwillige Mienen; wo aber nichts ist, hat selbst der hier so mächtige Heinrich der Löwe sein Recht verloren, ganz zu schweigen von einem Dichter Lessing. Kein Lehrer erzählte den Kindern, daß der Mann, der ihrer Lessingschule den Namen gab, an dem nur wenige Minuten entfernten Aegidienmarkt starb.

Eine rechte Melancholie erfaßt den Wanderer aus dem Osten – armer Lessing! nein – arme Braunschweiger, die noch kein Mittel erfunden haben, ihrem hohen Gedankenflug zu der berühmten Mettwurst ein Gedenken an Lessing hin und wieder hinzuzufügen. Sinnend taucht man auf einem Umweg in die Reste des alten Viertels ein: ein unbeschädigtes, schmales Gäßchen, ein zweites noch, halb erhalten, die Bauten wie Knusperhäuschen, kleine Vorbauten am ersten Stockwerk, der Lichtspalt nach oben enger – und auf neuen blanken Emailleschildern die Häusernummern – wo ist Nummer 12?

„Gefällt es Ihnen?" fragt eine kleine Vierzigerin mit munteren Augen.

„Ja – und ich suche eigentlich die Nummer 12."

Sie zeigt in die Richtung zur Kirche hinüber, dorthin, wo der Bretterzaun steht:

„Da stand das Haus", sagte sie. „Es ist weggebomt."

Man sieht das zerrissene freiliegende Bombengelände bis zur Innenseite des Bretterzaunes.

„Nichts mehr da."

„Nichts", wiederholt sie und fügt hinzu: „Ich kannte es so gut, wie alle Häuser, die hier noch stehen. Dies hier ist mein Geburtshaus."

„Nie woanders gewohnt?"

„Nie . . . Klein ist es, mein Haus, aber . . ."

„. . . aber sehr reizvoll."

„Wollen Sie's von innen sehn?"

„Sehr gern."

Sie öffnete die Haustür zu sauberen, altmodisch eingerichteten, mit Sorgfalt umhegten Zimmerchen: großen Puppenstuben sozusagen ...

„Das Haus Nummer 12 war ganz ähnlich", sagte sie.

So winzig war also die Stube, wo am 15. Februar 1781 der Mann „mit dem klarsten Verstand und dem schönsten Herzen" starb, wie Heine ihn nannte, „verkannt, gehaßt und verschrien"; wo der Mann starb, zu dessen Tod Herder ausrief: „Es ist, als ob dem Wanderer alle Sterne untergingen und die dunkle wolkige Nacht am Himmel blieb."

„Aber mein Haus", fährt die Besitzerin fort, „hat etwas Besonderes. Kommen Sie."

Sie macht ein paar Schritte, öffnet eine Zimmertür, bückt sich, hebt eine Falltür und sagt: „Hier begann der unterirdische Gang zur Aegidienkirche."

Der Anfang ist noch zu sehn. „Ein Gang?"

„Jetzt ist er zugemauert."

„Warum ein Gang zur Kirche?"

„Ja", sagt sie, „dieses ganze Viertel war ursprünglich nur von Nonnen bewohnt, die konnten durch diesen unterirdischen Gang zur Kirche gehn, ohne gesehen zu werden."

„Warum sollten sie nicht gesehen werden, wenn sie zur Kirche gingen?"

Sie hebt ein wenig die Hände. „Das weiß man nicht."

Aber man weiß, daß der öffentliche Gang zur Kirche zum wohlüberlegten Bekenntnis gehörte, das vorbildlich wirken sollte.

„Und auch von der Kirche her konnte jemand hierher ins Nonnenviertel kommen, ohne gesehen zu werden ..."

Die Frau wirft dem Besucher einen raschen Blick zu und läßt die Klapptür langsam niedergehen.

Da knistern aus dem unterirdischen Gang plötzlich Geheimnisse hoch und füllen die Puppenstuben, die Luft schwingt in verhaltenen Tönen, die Wände flüstern von vergangenen Tagen und Heimlichkeiten, Wünschen und verschwiegenen Erfüllungen – ganz leise flüstern sie wie ferne süße Musik ...

Das hohe eiserne Tor, das zum Friedhof der Magnigemeinde führt, ist verschlossen und obendrein mit verrosteter Kette und Vorhängeschloß gesichert. Aus dem Haus neben dem Tor kommt ein dreißigjähriger Mann: „Ja, das ist immer zu, schon solange ich hier wohne. Wenn Sie auf *den* Friedhof wollen, müssen Sie über den Domfriedhof gehen. Sehen Sie drüben – nicht weit von hier."

Das Tor zum Domfriedhof ist offen. Die Frau, die dort vor dem Häuschen steht, gibt sich als Frau des Friedhofswärters zu erkennen – Walter Werner steht an der Tür –, und sie weiß genau Bescheid. Endlich – endlich. Denn die Frage nach dem Weg zu Lessings Grab war zunächst von der Zimmervermie-

terin beantwortet worden, die nach ihren eigenen Erzählungen früher viele Jahre – immer in Braunschweig – eine der „vornehmsten und größten Fremdenpensionen" gehabt hatte, dazu ein „Damenheim". Sie zeichnete in den Stadtplan bereitwillig den falschen Friedhof ein, weil sie das Eingeständnis verhüten wollte, daß eine solche Frage ihr dreißig Jahre lang nicht zugemutet worden war. Außer ihr jedoch trug keiner Bedenken, seine Unwissenheit einzugestehen. „Lessings Grab?" . . . „Bedaure." – „Lessings Grab?" . . . „Zu dumm – fällt mir doch grade nicht ein." Selbst den Namen des alten, jetzt nicht mehr benutzten „Friedhofs der Magnigemeinde" kannte von den Befragten keiner. Erst die Nennung der an den Friedhöfen vorbeiführenden Gerstäckerstraße zündete in einem Braunschweiger Gehirn.

Frau Werner ruft ihr Töchterchen und sagt: „Geh mal mit zu Lessings Grab." Die Kleine nickt. Sie hat sich auf dem Gehsteig mit Seilchenspringen vergnügt, lutscht dazu einen Bonbon und läuft jetzt seilchenspringend und trällernd zwischen neueren Gräbern voran.

„Wie heißt du, Kleine?"

„Uschla" quetscht sie an ihrem Bonbon vorbei und hopst gerade hoch.

„Was sagst du?"

Sie akzentuiert, ohne dem Gaumen oder den Beinchen Ruhe zu gönnen: „Ur-su-la."

„Und wie alt bist du, Ursula?"

Nach der Wirrnis der Sträucher und Bäume, des Unkrauts und der verwachsenen Wege zu urteilen, ist der alte Friedhof erreicht. Das blonde Urselchen hopst, führt munter, keck und seilchenspringend auch über alte Gräber vorwärts und sagt auf die Frage nach ihrem Alter: „Sechs. Ich weiß auch das Grab von Gerstäcker."

„Du bist ja ein richtiger Fremdenführer, Ursula."

Sie fragt sachlich und springend: „Wollen Sie das auch sehen?"

„Ja. Zeigst du die Gräber oft?"

„Mm", macht Ursula und überläßt es dem Gesprächspartner, daraus ein Ja oder Nein zu hören. Zugleich lutscht sie und hopst sie. Ihr blondes Haar tanzt fröhlich auf ihrem Köpfchen. „Hier ist es", sagt das Kind plötzlich in einem Ton, der die Genugtuung des sicheren Wissens um den gefragten Ort verrät und zugleich ein wenig herablassend klingt, als sollte gesagt werden: Was ist schon Besonderes hier?! Und laut sagt sie, was vielleicht ihr Vater einmal bemerkte: „Das Grab von dem Gerstäcker ist viel besser gepflegt als dieses hier."

Hier ist es also. Umgeben von Baum-, Strauch- und Unkrautgewirr, von verwahrlosten Gräbern und umgestürzten Grabsteinen, liegt Gotthold Ephraim Lessings letzte Stätte. Hier lag er fast hundert Jahre, und nicht der Staat und nicht die Stadt kümmerte sich um ihn; das Theater von Braun-

schweig setzte ihm schließlich diesen Denkstein, der seinen Kopf im Relief zeigt: den aufrechten, stolzen Kopf mit dem klaren Auge, dem Ausdruck des hellsten Geistes der deutschen Literatur. „Es ist ein Pferd, das doppelt Futter haben muß", schrieb dem Vater, einem Pastor, der Rektor der Fürstenschule zu Meißen schon über den zwölfjährigen Gotthold, den Ältesten der Familie, die es auf dreizehn Kinder bringen sollte. Der Schulunterricht fraß täglich zehn oder elf Stunden, aber Gotthold lernte noch Französisch und Italienisch dazu. Schon als er im Alter von fünf Jahren, einen kleinen Käfig mit einem Kanarienvogel neben sich auf dem Tisch, gemalt werden sollte, erklärte das Kind dem Maler: „Mit einem großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein."

Ursula steht ein wenig abseits, lutscht noch, ist aber stiller geworden und schaut herüber. Kauf dir ein paar neue Bonbons, mein Kind – hier, nimm –, und nun geh zu deiner Mutter zurück. Du läufst schon, und dein kleines Körperchen verschwindet zwischen den Sträuchern. Dir gefällt Gerstäckers Grab weit besser, weil es sauber gepflegt ist, und Gerstäcker war gewiß ein guter Mann, der spannende Bücher schrieb, die wir in unserer Jugend gelesen haben. Aber wenn du älter wirst, Urselchen, und wenn du Glück hast mit der Umgebung, in der du leben wirst, dann wird dir Werk und Leben dieses vernachlässigten Mannes erschlossen werden. In zehn Jahren, kleine Ursula – und früher schon – kannst du wissen, daß dieser Lessing nicht nur ein großer Schriftsteller, sondern auch ein lustiger Liebhaber war, der einmal ein Wunschbild von einem Mädchen sah, das deiner Art nicht allzu fremd gewesen sein dürfte:

„Zum Mädchen wünscht' ich mir – und wollt es, ha! recht lieben –
Ein junges, nettes, tolles Ding.
Leicht zu erfreun, schwer zu betrüben,
An Wuchse schlank, im Gange flink,
Von Aug ein Falk,
Von Mien ein Schalk . . ."

In zehn Jahren, kleine Ursula, kannst du schelmisch lächeln, wenn du erfährst, daß Lessing vierundzwanzig Jahre alt war, als er Gedichte wie dieses in einem Buch veröffentlichte und im Vorwort dazu schrieb: „Diese Lieder enthalten nichts als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? – Was man will . . . Genug, sie sind da, und ich glaube, daß man sich dieser Art Gedichte so wenig als einer anderen zu schämen hat."

Ein heiterer Bursche war er; sechs Lustspiele allein hatte er schon mit einundzwanzig Jahren geschrieben. Unter ihnen war „Der Schatz", von dem

der Autor meinte, daß man sich an ihm durch Lachen erholen könne – nur deshalb aber schrieb er das Stück nicht. In diesem Lustspiel ist ein Vormund, der gleich zu Beginn seinen jungen Neffen fragt, ob er sich nicht schäme, ein Mädchen sich zur Frau auszuersehen, das nichts habe – und der Junge gibt ihm die großartigste Antwort: „Sie hat alles, was zu einer vollkommenen Frau gehört; nur kein Geld hat sie nicht."

Dieses muntere Jugendwerk enthüllt schon Lessings tiefste sittliche Überzeugung: der Mensch ist das Kostbarste von allem. Er sagte es später einmal mit diesen Worten selbst: „Die edelste Beschäftigung ist der Mensch." Und er sagte es in einer Zeit, die Friedrich Engels das jämmerlichste Jahrhundert der deutschen Misere nannte.

Das kannst du alles einmal lernen, kleine Ursula, und dazu beitragen, daß Lessing auch in den Herzen der Braunschweiger Heimatrecht erwirbt. Du kannst wissen, daß der Junge erst siebzehn Jahre alt war, als er zur Universität nach Leipzig ging, daß er dort sein in Meißen entworfenes erstes Lustspiel „Der junge Gelehrte" vollendete, und daß die berühmte Neuberin – die Erneuerin des deutschen Theaters – es in Leipzig aufführte. Und wie zeitgemäß dieses Stück wieder geworden ist! – dieses Stück, in dem Lessing mit scharfem Spott einen jungen deutschen Gelehrten zeichnet, einen Windhund und Nachahmer von Ausländern; einen, der sich rühmt, fremde Sprachen zu sprechen, vergißt, daß er deutsch spricht, und der erklärt: „Was geht uns Gelehrten Sachsen, was Deutschland, was Europa an? Ein Gelehrter, wie ich bin, ist für die ganze Welt; er ist ein Kosmopolit!" Zu diesem Hohn wurde Lessing durch seine eigenen Jugenderlebnisse getrieben: „Unter diesem Ungeziefer wuchs ich auf", schrieb er später; und weil die nationale Würdelosigkeit, die er beobachtete, in seiner Seele brannte, begann er schon mit seinem ersten Stück einen Kampf, der sein ganzes Leben bestimmte: den Kampf für eine nationale deutsche Kultur.

Es wäre schrecklich, zu denken, daß er gerade deshalb in Braunschweig vergessen ist.

Ein kleiner Raum vor dem Grab ist frei. Dort steht eine steinerne Bank, und zwischen Grab und Bank liegt ein abgeschlagener Hühnerkopf; weiß Gott, wie er dorthin gekommen ist, aber dort liegt er. Die Bank selbst ist wegen des klebrigen Schmutzes, mit dem sie bedeckt ist, nicht benutzbar. Eine Gedenktafel: „Friedrich König, Lessings Stiefsohn, letzter Vicarius des Stiftes Blasi 1768–1855" lugt aus dem Gestrüpp am Rande des kleinen freien Raumes. Rechts vom Grabe Lessings liegt ein umgeworfenes Kreuz, hinter dem Grabe eine weiße, zerbrochene Grabtafel mit dem eingravierten Namen Erna Meyer. Das Grab bedrückt ein Wulstring faulenden Lorbeers und ein verregneter Kranz unter verblaßter Schleife mit der kaum lesbaren Auf-

schrift: „Dem unver... Dichter und Denker – ... der Lessingstadt Wolfenbüttel." Kein Blümlein schmückt den Hügel, kein Grün säumt ihn, keine Hand pflegt ihn – nichts ist da als nackte Erde mit zwei alten, zerfallenden Kränzen.

Verzeih uns, großer Lessing, daß wir Deutsche – alle Deutschen – zu schlecht mit unserer nationalen Sache gewirtschaftet haben, als daß wir die Schande dieser Verwahrlosung hätten verhüten können. Die Franzosen tragen ihre großen Schriftsteller ins Panthéon, die Russen betten die großen Dichter neben ihre Staatsmänner an die Kremlmauer oder pflegen ihre Grabstätten wie einen Schrein der Nation – aber das Grab unseres Lessing ist eher ein Müllhaufen im Gestrüpp als die verehrte Stätte eines Unsterblichen.

Verzeih uns, großer Lessing! Kein Trost ist es, daß der greise Goethe um 1830 zu Eckermann sagte, es würden wohl noch ein paar Jahrhunderte vorübergehen, ehe wir sagen könnten: wir sind Barbaren *gewesen*. Du, Lessing, hast ein Beispiel gesetzt, als du mit den Besten deiner Zeit gegen die Barbarei kämpftest – in welch einer Zeit! In dem Jahre, da du geboren wardst, vollendete Johann Sebastian Bach seine Matthäus-Passion, aber um die gleiche Zeit erfand der spätere Friedrich der Zweite für seinen Vater die Methode, Bauernjungen von Werbern mit ebenso gemeinen wie erfolgreichen Mitteln fangen und in die Armee pressen zu lassen. Zu der gleichen Zeit, da du, ein fünfjähriges Kind noch, nur mit Büchern gemalt sein wolltest, plante der junge Friedrich seine Kriege. Als du im Alter von zwölf Jahren Latein und Griechisch lerntest, ließ Friedrich der Zweite auf seinem Kriegszug die sächsische Stadt Meißen bombardieren, und du verglichest in einem Brief an deinen Vater die Stadt mit einer Fleischbank. „Alles ist voller Gestank und Unflat", schriebst du. „Aber wohl in der ganzen Stadt kein Ort erbärmlicher als unsere Schule." Denn in der Schule lagen die Verwundeten.

Dein Abscheu vor dieser „Fleischbank" des Krieges blieb unauslöschlich. Ein Vierzehnjähriger erst, schriebst du in einer Neujahrsadresse über „die wahre Zufriedenheit", „die allgemeine Wohlfahrt" und „vollkommene Glückseligkeit Aller". Und während Friedrich der Zweite nicht einmal deutsch konnte, französisch sprach, unter den dreihundert deutschen Fürsten seine Hausmacht vergrößern wollte und über die Preußen sagte: „Dies Volk ist faul und plump und verdient nicht, aufgeklärt zu werden" – schriebst du, der du die einige deutsche Nation fordertest: „Ich war an der Quelle der Wahrheit und schöpfte ... Das Volk lechzet schon lange und vergehet vor Durst." Während Friedrich der Zweite erklärte: „Es wird immer Kriege geben" – schriebst du in einem deiner Stücke: „Umsonst haben wir Ströme Bluts vergossen, umsonst Länder erobert."

Das alles sollte Braunschweig nicht wissen? Oder wissen es die Verantwortlichen und belegen just darum dies Grab mit einem Bann?

Die Universität Königsberg bot dir, weiser Lessing, eine Professur an, aber du lehntest ab, weil du verpflichtet gewesen wärest, jedes Jahr einmal eine Lobrede auf Friedrich den Zweiten zu halten. Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin wählte dich zu ihrem Mitglied – obwohl sie nicht wußte, mit welchem Titel sie dich wählen sollte, weil du ein Feind aller Titel warst; aber Friedrich der Zweite verweigerte dir die Bestätigung.

Was für eine Zeit! Die Speichellecker und Duckmäuser wurden amtlich geehrt, gefeiert, beschenkt; du lebtest karg und einsam, aber dich liebten die Besten der Nation und anderer Nationen; dich liebte das Volk, wo immer du zu ihm sprachst. Dein Bühnenstück „Miß Sara Sampson", das erste deutsche bürgerliche Trauerspiel, in dem der Mißbrauch des Menschen durch den Menschen gegeißelt wird, gewann internationalen Ruhm, wurde von dem großen französischen Schriftsteller Diderot gerühmt und bei seiner Uraufführung in Frankfurt an der Oder nach zeitgenössischen Berichten von den Zuschauern erschüttert, schweigend und schluchzend aufgenommen.

Fünfzehn Jahre lang schriebst du an deinem Lustspiel „Minna von Barnhelm", um dem vermeintlichen, erstarrten Ehrbegriff des preußischen Offiziers die Heiterkeit und schlichte Menschlichkeit eines Mädchens entgegenzustellen. Als Greis noch sagte Goethe über die frühe Aufführung der Minna in Leipzig, der er beigewohnt hatte: „Sie mögen denken, wie das Stück auf uns Anfänger wirkte, als es in dieser dunkeln Zeit hervortrat. Es war wirklich ein glänzender Meteor. Es machte uns aufmerksam, daß noch etwas Höheres existierte, wovon die damalige schwache Epoche keinen Begriff hatte." Als „Minna von Barnhelm" abgeschlossen war, lagen siebzehn Jahre zurück, seit du die Fürstenschule in Meißen verlassen hattest. Diese Jahre waren voll von Arbeit, Kampf gegen die Not, voll von Erfolg und Enttäuschung. Neben Theaterstücken entstanden Fabeln, Gedichte, Polemiken, wissenschaftliche Streitschriften; neben eigener schöpferischer Arbeit stand die Leitung des Feuilletons der Berliner Zeitung, der nachmaligen Vossischen Zeitung, stand die Entwicklung der „Literaturbriefe" zur führenden kritischen Zeitschrift Deutschlands. Deine Polemik wurde von allen Dunkelmännern oder Hochstaplern der Literatur gefürchtet. Du schlugst zu mit Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Witz und Spott. „Gesunde Ordnung im Denken", schriebst du einmal, „lebhafter Witz, Kenntnis der Welt, ein empfindliches Herze, Leichtigkeit des Ausdrucks sind Dinge, die den Deutschen weniger fehlen würden, wenn man sie in den Schulen lernen könnte." Dir fehlten sie nicht – das alles hattest du – das alles könnten die Heutigen von dir lernen. Aber du bist ja ein Fremder in der Stadt deiner letzten Rast.

Das Thema, das du in deinem ersten Theaterstück „Der junge Gelehrte" angeschlagen hattest: die Verhöhnung der Ausländerei in Deutschland, Kampf gegen die Überfremdung und Zerstückelung Deutschlands und für

eine einheitliche Nation – dieses Thema blieb dein Anliegen dein Leben lang. Selbst in der Form der Fabel setztest du diesem tückischsten und gefährlichsten Feinde Deutschlands zu:

„Nenne mir ein so geschicktes Tier, dem ich nicht nachahmen könnte!, so prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiderte: Und du, nenne mir ein so geschwätziges Tier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen. Schriftsteller meiner Nation . . . muß ich mich noch deutlicher erklären?"

So schriebst du in einer deiner Fabeln. Auch das sollte Braunschweig nicht wissen? Bonn nicht? Ah, die Verantwortlichen wissen es vielleicht nur zu gut! Und darum wird dein Grab mit faulendem Unrat und umgeworfenen Denkzeichen geschändet.

Du erlebtest die Bitternis, daß das berühmte Theater der Neuberin, die ihre Bühne zu einem *deutschen* Theater zu erneuern unternommen hatte, aus Geldgründen einging. Jahre später schriebst du: „Wir haben kein Theater, wir haben keine Schauspieler, wir haben keine Zuhörer . . . Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne, da der Deutsche kaum Buden hat . . . da der Deutsche sehr zufrieden sein muß, wenn ihm ein paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen." Du wandtest dich unablässig gegen jene, die fremde Einflüsse förderten: du verlangtest ein deutsches Nationaltheater. Und mit diesem Verlangen gingst du, achtunddreißigjährig, nach Hamburg, wo sich eine Schar von Schauspielern mit ähnlichen Bestrebungen gesammelt hatte. Hier entstanden deine Besprechungen, Analysen, Kritiken, die unter dem Titel „Hamburgische Dramaturgie" das kritische Fundament des deutschen Theaters legten. Aber auch dieses Theater war nach einem Jahre gescheitert, und du, der große Lessing, warst gezwungen, sechstausend Bände deiner Bibliothek zu verkaufen, um das Notwendigste zum Leben zu haben.

Der Kurfürst der Pfalz ließ dir einen Sitz in der Akademie zu Mannheim mit hundert Louisdors jährlicher Rente anbieten, lockte dich nach Mannheim, bot dir die Leitung des Mannheimer Theaters unter Bedingungen an, die du ablehntest, und du erhieltest daraufhin weder den Sitz in der Akademie noch die Rente. Der Erbprinz von Braunschweig, der dich als Bibliothekar in Wolfenbüttel anstellte, zahlte dir ein schäbiges Gehalt, versprach Aufbesserung, hielt sein Wort nicht, datierte sogar einmal einen Brief, in dem er dir Audienz gewährte, zurück, so daß der Zeitpunkt der Audienz verstrichen war, als du den Brief erhieltest. Deine Stimmung in jener Zeit läßt sich aus einer Bemerkung über einen Besuch in Braunschweig erkennen: „Zum neuen Jahre bin ich bei Hofe gewesen . . . ich habe Bücklinge gemacht und das Maul bewegt."

Aber der Einblick in das höfische Treiben fördert die Vollendung des größten Trauerspiels dieser Epoche: „Emilia Galotti" – die Bürgertochter in

frivoler höfischer Umgarnung, der Mensch in der Hand gleißender Unmenschlichkeit, der Mord an einem Unschuldigen um einer lüsternen Laune willen. „Emilia Galotti" war ein hohes literarisches Kunstwerk und zugleich ein Zeitstück ersten Ranges. Es stach in die Beulen seiner Zeit. Es wirkte nach, literarisch wie politisch. Diesem Stück folgte das dramatische Gedicht „Nathan der Weise" als großes humanistisches Vermächtnis an die deutsche Nation. Seitdem gab es keine Generation, in der nicht die besten Deutschen mit dem Namen Lessing den ersten großen deutschen Bürger bewunderten, den Vorkämpfer für die Einheit Deutschlands. Und zu den schönsten Aussagen gehörte die Würdigung aus der Feder des 1889 verstorbenen russischen Schriftstellers Tschernyschewski: „Dieser Schriftsteller übte den gewaltigsten Einfluß nicht allein auf die Literatur, sondern auf das gesamte öffentliche Leben Deutschlands aus, das Resultat seines Schaffens war nicht allein die Erneuerung der Literatur, sondern die Erneuerung der Nation."

Als der Tod zum Aegidienmarkt gekommen war und der Leichnam durch die Straßen zum Magnifriedhof gebracht wurde, da schloß – so wird berichtet – ein Bäckermeister seinen Laden und verrammelte Türen und Fenster, weil das Gerücht ausgestreut worden war, der Teufel hole den Feind der Kirche selber ab. Die Beerdigung auf diesem Magnifriedhof geschah auf Staatskosten, weil der Bibliothekar eines Fürsten und Dichter einer Nation bettelarm gestorben war. Die geistige Finsternis der Zeit schien unaufhellbar zu sein, die düstere Fürstenherrschaft unwandelbar, unbrechbar – aber es vergingen nur wenige Jahre und Goethe erkannte den Beginn einer neuen Epoche der Weltgeschichte!

Wahrheit ist das edelste Rohmaterial der Kunst, Präzision ihre beste Behandlungsweise. In den Ländern, in denen die Freiheit darniederliegt und die Tyrannei herrscht, dominiert in der Literatur gefühlsbetonte Verschwommenheit, mystisches Schwärmen für Blut und Boden und dergleichen, weil kein Problem des Lebens angeschnitten werden darf. Uns aber stehen der Mensch und das Leben am höchsten, ihnen, ihrem Sein und Bewußtsein soll unsere Literatur dienen.

Egon Erwin Kisch

Paul Reimann

SCHILLERS JUGEND- UND KAMPFJAHRE

Goethe und Herder waren schon lange in Weimar, die hohen Wogen des Sturm und Drang hatten sich gelegt, da erscholl aus dem Süden Deutschlands, aus Würtemberg, die Losung: „In tirannos" (gegen die Tyrannen). Die Losung stand unter der Abbildung eines Löwen mit mächtiger Mähne auf dem Titelblatt der zweiten Buchausgabe der „Räuber", des Erstlings eines leidenschaftlichen jungen Dichters, der seinen Einzug in die deutsche Literatur hielt. Die tiefe Wirkung, die von Schillers „Räubern" ausging, die Begeisterung, mit der sie insbesondere von der deutschen Jugend aufgenommen wurden, lassen sich nur aus den republikanischen Grundsätzen erklären, die keiner der Dichter des Sturm und Drang vorher mit solcher Offenheit proklamiert hatte, wie Schiller es tat. Trotz der antifeudalen Haltung, die den Sturm und Drang kennzeichnete, trotz der leidenschaftlichen Kritik, die Voß, Bürger und andere an der sozialen Grundlage des Feudalismus, der Leibeigenschaft, übten, waren die politischen Ideale des Sturm und Drang unklar und verschwommen. Niemand hatte vorher so klar und offen wie Schiller ausgesprochen, was der von revolutionären Gedanken erfüllte beste Teil der deutschen Jugend wollte und anstrebte: „Nein! Ich mag nicht daran denken. Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren in Gesetze. Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet; aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus. Sie verpalisadieren sich ins Bauchfell eines Tyrannen, hofieren der Laune seines Magens und lassen sich klemmen von seinen Winden. – Ah! daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte! – Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen!"

So kühn und neu war diese Sprache, daß der Mannheimer Theaterintendant Dalberg, dem immerhin das Verdienst gebührt, die Räuber zur Aufführung angenommen zu haben, darauf bestand, daß auf dem Theater die Handlung ins 16. Jahrhundert zurückverlegt werde, um keinen allzustarken politischen Anstoß zu geben. Aber auch so wurde das Drama verstanden und stellte Schiller gleich in die erste Reihe der deutschen Literatur.

Durch seine ganze Fragestellung mußte das Drama trotz aller Abschwächungen auf der Bühne eine mächtige Wirkung ausüben. Keinen Räuber und gemeinen Verbrecher zeichnete Schiller in seinem Karl Moor, sondern einen edlen, für hohe Ideale begeisterten Jüngling, der – auf die Bahn des Verbrechens gedrängt – sich als Rächer des Volkes an seinen Unterdrückern betrachtet. Es ist nicht die Sprache eines Räubers, sondern eines von freiheitlichen Idealen erfüllten jungen Menschen, wenn Moor in der Szene mit dem Pater sich gegenüber diesem Vertreter der feudalen Knechtung seiner Taten rühmt und die Geistlichkeit als Heuchler und Falschmünzer kennzeichnet: „Diesen Rubin zog ich einem Minister vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füßen seines Fürsten niederwarf. Er hatte sich aus dem Pöbelstaub zu seinem ersten Günstling emporgeschmeichelt, der Fall seines Nachbars war seiner Hoheit Schemel – Tränen der Waisen huben ihn auf. – Diesen Demant zog ich einem Finanzrat ab, der Ehrenstellen und Ämter an die Meistbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von seiner Türe stieß."

Stolz sagt Moor von sich: „Ich bin kein Dieb ... Mein Handwerk ist Wiedervergeltung – Rache ist mein Gewerbe."

Dem von humanistischen Gefühlen beseelten Räuber Moor stellte Schiller in der Gestalt seines Bruders Franz nicht nur einen Heuchler, Banditen und rücksichtslosen Egoisten entgegen, der fähig ist, über Leichen zu gehen, und selbst vor dem Vatermord nicht zurückschreckt, sondern gleichzeitig auch den Typus des brutalsten feudalen Scharfmachers, der beim Antritt seiner Herrschaft zynisch sein Programm verkündet: „Nun sollt ihr den nackten Franz sehen und euch entsetzen! Mein Vater überzuckerte seine Forderungen, schuf sein Gebiet zu einem Familienzirkel um, saß liebreich lächelnd am Tor und grüßte sie Brüder und Kinder. – Meine Augenbrauen sollen über euch herhangen wie Gewitterwolken, mein herrischer Namen schweben wie ein drohender Komet über diesen Gebirgen, meine Stirne soll euer Wetterglas sein! Er streichelte und koste den Nacken, der gegen ihn störrisch zurückschlug ... Ich will euch die zackichten Sporen ins Fleisch hauen und die scharfe Geißel versuchen. – In meinem Gebiet soll's so weit kommen, daß Kartoffeln und dünn Bier ein Traktament für Festtage werden, und wehe dem, der mir mit vollen, feurigen Backen unter die Augen tritt! Blässe der Armut und sklavischen Furcht sind meine Leibfarbe; in diese Liverei will ich euch kleiden!"

In Gestalt der beiden Moor ließ Schiller die scharfen sozialen Gegensätze seiner Zeit aufeinanderprallen und verwandelte so das Familiendrama, dem das Thema der feindlichen Brüder zugrunde lag, in eine kraftstrotzende soziale Anklage gegen die herrschenden Mächte. In den „Räubern" offenbarte sich die tiefe Gärung dieses besten Teils der deutschen Jugend, die von

dem Bestreben geleitet war, die sozialen und politischen Zustände Deutschlands von Grund auf zu ändern. Aber die „Räuber" zeigen auch, wie schwach noch die Grundlagen dieser Bewegung waren, die sich für den Gedanken einer deutschen Republik begeisterte, aber dabei im dunkeln tappte und noch keinen Weg vor Augen sah, die freiheitlichen republikanischen Ziele zu realisieren. Allein die Tatsache, daß Schiller seinen Karl Moor zum Führer einer Räuberbande machte – der, nachdem er sich immer mehr in Verbrechen verstrickt, am Ende seiner Laufbahn sich freiwillig den Gerichten stellt und so der Ordnung beugt, gegen die er anzukämpfen versuchte –, beweist, daß in der deutschen Wirklichkeit noch keine Lösung des von Schiller gestalteten Konflikts möglich war. War Goethe im „Götz" gezwungen, in die Reformationszeit zurückzugehen und einen fragwürdigen Raubritter, der die aufständischen Bauern verriet, zum Freiheitshelden zu machen, so fand Schiller, der die Konflikte seiner Zeit gestalten wollte, einen Helden, den er selbst als eine Art von Don Quichotte bezeichnete: „Falsche Begriffe von Tätigkeit und Einfluß, Fülle von Kraft, die alle Gesetze übersprudelt, mußten sich natürlicherweise an bürgerlichen Verhältnissen zerschlagen, und zu diesen enthusiastischen Träumen von Größe und Wirksamkeit durfte sich nur eine Bitterkeit gegen die unidealische Welt gesellen, so war der seltsame Don Quichotte fertig, den wir im Räuber Moor verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern."

In dieser Erklärung, die Schiller in der unterdrückten Vorrede zur ersten Ausgabe der „Räuber" für den Charakter seines Karl Moor gab, sind die Widersprüche enthüllt, die die noch ziellose und unklare Bewegung der deutschen Jugend kennzeichneten. Nach Schillers Meinung scheitert Karl Moor nicht daran, daß er einen falschen Weg einschlägt, sondern daran, daß seine Begriffe von Tätigkeit und Einfluß, sein Kampf gegen die bestehende Gesetzlichkeit selbst ein Irrtum sind und an den „bürgerlichen Verhältnissen" zerschellen müssen. Mit dem leidenschaftlichen revolutionären Protest gegen die herrschenden Zustände äußert sich so beim jungen Schiller der Zweifel an den Perspektiven einer aktiven revolutionären Tätigkeit überhaupt, ein Zweifel, der keine subjektive Schwäche des Dichters, sondern eine Folge der ausweglosen Zustände seiner Zeit war. Die tiefe Gärung, die in den politischen und sozialen Auffassungen des Räubers Moor zum Ausdruck kommt, beschränkt sich auf eine kleine Schicht der fortschrittlichen bürgerlichen Intelligenz, die noch nicht fähig war, die breiten Massen des Volkes zum Kampf zu bewegen. Und auch in den Köpfen dieser Intelligenz sah es noch wunderlich aus: hielt es doch selbst Schiller, der nach Franz Mehrings Worten „noch tief in biblischen Anschauungen und Vorstellungen lebte", für notwendig, die negativen Züge seines Franz Moor dadurch zu verstärken, daß er ihn zum Materia-

listen und Atheisten machte. Die Schwächen der „Räuber" sind keineswegs, wie das die bürgerliche Forschung behauptet, Ausdruck jugendlicher „Unreife", die der „reife" Schiller durch „geläuterte", das heißt idealistische Anschauungen überwand, sie sind der Ausdruck der Schwächen der deutschen Entwicklung selbst. Es wäre jedoch falsch, über diesen Schwächen die große Stärke des Schillerschen Erstlings zu verkennen, der ein leidenschaftlicher Protest gegen die Zustände war, die das deutsche Volk zu Boden drückten. Der Enthusiasmus, mit dem Schiller in den „Räubern" seine republikanischen Ideale verkündete, wirkte in seiner Zeit so mächtig, daß demgegenüber alle Schwächen in den Hintergrund traten.

Es war kein Zufall, daß der Dichter, der als erster offene republikanische Ansichten verkündete, aus dem Süden, aus Schwaben stammte. Schwaben war, wie das Wekherlin in der „Reise Anselmus Rabiosus durch Oberdeutschland" zeigte, ökonomisch und politisch eines der rückständigsten Gebiete Deutschlands. In dem verhältnismäßig kleinen Gebiet, das den schwäbischen Kreis des deutschen Reiches bildete, gab es 97 Kleinstaaten: 4 geistliche und 14 weltliche Fürsten, 23 Prälaten, 25 reichsunmittelbare Grafschaften und 31 Reichsstädte, darunter Buchau mit 1000, Isny mit 1300, Bopfingen mit 1600 Einwohnern. In dem so zersplitterten Süden Deutschlands war Württemberg, das Heimatland Schillers, das damals nur die Hälfte des Territoriums des späteren Königreiches und etwa 600000 Einwohner hatte, schon ein verhältnismäßig großer Staat. Dies bedeutet aber nicht, daß die ökonomischen und sozialen Verhältnisse Württembergs sich von denen der kleinen Nachbarstaaten unterschieden. Von 1744 bis 1793 stand Württemberg unter der Herrschaft des Herzogs Karl Eugen, der als einer der brutalsten Despoten des 18. Jahrhunderts weit bekannt war. Das kleine, ökonomisch schwach entwickelte Land mußte unter seiner Herrschaft außer der eigentlichen Beamtenschaft noch einen Hof von annähernd 2000 Personen aushalten, der ungeheure Summen verschlang. Bekannt ist auch, daß Karl Eugen, mit seiner „Kunstliebe" protzend, in seiner Residenz Ludwigsburg ein großes Ballett und eine Oper unterhielt und daß seine Hoffeste Millionen Gulden verschlangen. Um diese Ausgaben zu bestreiten, führte der Herzog neue hohe Abgaben, unter anderem auch eine Kopfsteuer ein, die nach einer Beschwerdeschrift der Landstände im Jahre 1764 „alle Kräfte des Landes überstieg", eignete sich Kirchengüter an und überhäufte Württemberg mit einer solchen Schuldenlast, daß, wie die erwähnte Beschwerdeschrift ausführte, „selbige sichrem Vernehmen nach, schon den ganzen Wert des Herzogtums übersteigen sollen". Unfähig, die ungeheuren Summen, die er verschwendete, allein aus der verarmten Bevölkerung seines Landes herauszupressen, ging Karl Eugen im Jahre 1752 einen Vertrag mit Frankreich ein, durch den er sich verpflichtete,

gegen Subsidien von 325000 Livres jährlich ein Truppenkorps von 6000 Mann zur Unterstützung Frankreichs auszuheben. Als der Siebenjährige Krieg ausbrach und Frankreich von ihm Truppen forderte, blieb Karl Eugen nichts anderes übrig, als die Verfassung zu brechen, nach der kein Württemberger zwangsweise zur Armee einberufen werden durfte, und mit Gewalt einige tausend Untertanen zu rekrutieren, die von seinen Werbern buchstäblich aus den Betten gerissen wurden. Der Menschen, die während der Feldarbeit oder in den Häusern überfallen und zum Militärdienst geschleppt wurden, bemächtigte sich eine solche Empörung, daß es in Stuttgart zu einem regelrechten Aufstand kam, bei dem die zwangsweise Rekrutierten ein Pulvermagazin stürmten und in Brand steckten. Auch später kam es zu Massendesertionen, die Karl Eugen veranlaßten, die Leibeigenen einen eigenen Wachdienst organisieren zu lassen, der verpflichtet war, Deserteure einzufangen; dabei kam es in manchen Fällen zu blutigen Kämpfen. Auf den Protest der Württembergischen Landstände, deren Sprecher der bekannte konservative Rechtswissenschaftler J. J. Moser war, reagierte Karl Eugen durch die Einkerkerung Mosers, der fünf Jahre auf dem Hohentwiel gefangengehalten wurde. Nur der Druck Friedrichs II., der den Widerstand der württembergischen Landstände gegen Karl Eugen unterstützte, erzwang schließlich Mosers Freilassung. Dem Gewaltakt gegen Moser folgte 1777 die Einkerkerung des auf württembergisches Gebiet gelockten Dichters Schubart. Nur ein Jahr später hielt Karl Eugen anläßlich seines 50. Geburtstages eine heuchlerische Ansprache an sein Volk, in der er nach einem Eingeständnis seiner früheren „Schwächen" versprach: „Wir sehen den heutigen Tag als eine neue Periode unseres Lebens an. Württembergs Glückseligkeit soll von nun an auf der Beobachtung der echten Pflichten des getreuesten Landesvaters gegen seine Untertanen beruhen." Diese Erklärung hinderte ihn natürlich nicht, Schubart im Kerker zu halten.

Wie es sonst in Württemberg zuging, zeigt nicht nur Schillers Schicksal, sondern auch der Bericht von Schlözers Staatsanzeiger aus dem Jahre 1784 über die Erschlagung eines höheren Beamten, der auf der Straße vor einem vorübergehenden Offizier nicht devot den Hut gezogen hatte.

Diese württembergische Wirklichkeit bildet den historischen Hintergrund von Schillers beiden großen Jugenddramen „Die Räuber" und „Kabale und Liebe", ihr entlehnt er die realistischen Bilder, durch die diese beiden Dramen zur fürchterlichsten Anklage des deutschen Absolutismus des 18. Jahrhunderts wurden. Die harten Bedingungen seines Lebens waren es, die Schiller den Weg zum Realismus wiesen, von dem er sich später, als er vom schwersten Druck der Verhältnisse befreit war, abwand, um sich der idealistischen, philosophischen Spekulation in die Arme zu werfen.

Als Sohn eines württembergischen Werbeoffiziers am 10. November 1759 geboren, wurde Schiller, trotz der Proteste seines Vaters und obwohl er selbst den Wunsch hatte, Theologie zu studieren, durch Karl Eugen gezwungen, im Alter von 13 Jahren in die herzogliche Militärakademie, die spätere Karlsschule, einzutreten. Im Jahre 1780, noch als Zögling dieser Schule, vollendete er die „Räuber", die den einundzwanzigjährigen Dichter mit einem Schlage zu einem Repräsentanten der deutschen Literatur machten. Die Wirkung der Erstaufführung im Mannheimer Theater, zu der Schiller heimlich gekommen war, schildert ein Augenzeuge: „Das Theater glich einem Irrenhaus, rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Schreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Türe. Es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht."

Die Entscheidung über Schillers Laufbahn war gegen Karl Eugen ausgefallen. Eine heimliche Reise ins „Ausland", das heißt nach Mannheim, gab Karl Eugen den Vorwand, Schiller, der 1780 Regimentsmedikus mit einem Monatsgehalt von 18 Gulden geworden war, das „Komödienschreiben" und jeden Verkehr mit dem Ausland bei Strafe der Kassation zu verbieten. Blieb also für Schiller kein anderer Weg als die Flucht, die ihn nach Mannheim führte. Schillers Hoffnungen, bei Dalberg eine Anstellung als Theaterdichter zu finden, schlugen fehl, und so war die Einladung einer thüringischen Adligen, Frau von Wolzogen, zu einem Aufenthalt auf ihrem Gut für Schiller Rettung aus schwerster Not. Erst im Jahre 1783 wagte es Dalberg, den Flüchtling Schiller mit einem Gehalt von 300 Gulden als Theaterdichter in Mannheim anzustellen, wo Schiller zwei Jahre in drükkenden materiellen Verhältnissen zubrachte. Zwei neue Dramen „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua" und „Kabale und Liebe" waren das Resultat der ersten Jahre seines unsicheren Emigrantenlebens.

Im Jahre 1783 trat Schiller mit seinem zweiten Drama hervor, „Fiesco", das er als „republikanisches Trauerspiel" bezeichnete. Auf den Stoff wurde Schiller durch seinen Lieblingsautor Rousseau hingewiesen, der in dem historischen Fiesco das Vorbild eines republikanischen Helden sah. Die Figur eines republikanischen Helden wollte auch Schiller in „Fiesco" gestalten, aber das Studium der historischen Quellen zeigte ihm ein anderes Bild. Fiesco erschien ihm in seiner wahren Gestalt als der ehrgeizige Führer einer reichen Adelsclique, dem die republikanische Bewegung nur als Sprungbrett diente, seine eigene Herrschaft an die Stelle der Dorias zu setzen, das Haupt der Familie Doria, Andreas, als verdienter Patriot, der seine Vaterstadt von französischer Herrschaft befreite und mit den autokratischen Bestrebungen seines Neffen und Erben Gianettino Doria nichts

gemein hatte. Der historische Fiesco ging durch einen Zufall unter. Diese Lösung war für Schiller unbrauchbar. „Die Natur des Dramas duldet den Finger des Ohngefährs oder der unmittelbaren Vorsehung nicht", erklärte er in richtiger Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit der dramatischen Dichtung in der Vorrede zu „Fiesco". So wurde Fiesco für ihn zum „Opfer der Kunst und Kabale", der an seinen ehrgeizigen Plänen als Verräter der republikanischen Sache scheitert. Sein Gegenspieler Verrina, den Schiller als aufrechten Republikaner darstellt, stürzt Fiesco in dem Augenblick, wo er an das Ziel seiner ehrgeizigen Pläne gelangt ist. So wandelte sich „Fiesco" unter den Händen des Dichters aus einem Freiheitshelden zum Typus des Emporkömmlings und Verräters der republikanischen Bewegung. Durch viele überzeugende und starke literarische Züge reiht sich „Fiesco" an die übrigen republikanischen Dramen des jungen Schiller: der Ablauf der Handlung, der aus dem Konflikt zwangsläufig erwächst, ist ein Zeugnis der großen gestaltenden Kraft des Dramatikers Schiller. In der eindringlichen, bilderreichen Sprache bewährte sich aufs neue seine große dichterische Begabung. Aber neben diesen starken Seiten zeigten sich auch die Schwächen, die dazu beitrugen, daß „Fiesco" vom Publikum nicht so aufgenommen und verstanden wurde wie vorher die „Räuber" und nachher „Kabale und Liebe": das Intrigenspiel, das Fiesco in Gang setzt, ist allzu kompliziert, und stellenweise stört auch der Hang zu unehrlichen theatralischen Effekten. Trotz Schillers richtiger Einsicht, daß der Zufall dem Wesen des Dramas widerspreche, ist der Tod von Fiescos Gattin Lenore Folge einer unglücklichen, zufälligen Verwechslung und daher dramatisch nicht motiviert. Für das Publikum konnte es auch nicht überzeugend sein, daß der Republikaner Verrina, nachdem er Fiesco gestürzt hat, sich Andreas Doria zuwendet. Aber mit allen diesen Schwächen war auch Fiesco der erste bedeutsame dramatische Versuch, die Gestalt des Karrieristen und Renegaten als abschreckendes Beispiel mit den Mitteln des Dramas lebendig zu machen. In der Schlußszene zwischen Fiesco und Verrina erhebt sich das Drama zu einer wuchtigen Anklage des Despotismus, die ebenso wie in den Räubern den deutschen Zuständen galt. Daß das Publikum diese Absicht nicht begriff, hat Schiller schwer betroffen. „Den Fiesco verstand das Publikum nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name – in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut", schrieb er nach der Erstaufführung an einen Freund.

Um so größer und durchschlagender war der Erfolg von „Kabale und Liebe", das Friedrich Engels als das „erste deutsche politische Tendenzdrama" bezeichnet hat. Mit „Kabale und Liebe" kehrte Schiller zur deutschen Wirklichkeit zurück. Es waren die Erfahrungen seines eigenen

Lebens, es waren die württembergischen Zustände seiner Zeit, die Schiller den Vorwurf für dieses sein größtes realistisches Drama gaben. Überwunden ist hier der ungebärdige und zügellose Subjektivismus des „Räubers" Moor. In diesem Drama gibt es kein „Genie" der Sturm-und-Drang-Zeit, das auf eigene Faust die herrschende Ordnung mit untauglichen Mitteln umstürzen will; die Helden von „Kabale und Liebe" sind zwei einfache deutsche Menschen, deren Liebe auf die Schranken der herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse stößt. In „Kabale und Liebe" gab Schiller realistische Charaktere aus dem deutschen Leben seiner Zeit. Mit wenigen Strichen ist jede einzelne der handelnden Personen gezeichnet. Der zynische Präsident Walter, der durch ein Verbrechen zu fast unbegrenzter Macht am Hof eines deutschen Fürsten emporstieg, der den eigenen Sohn, um seine Stellung zu festigen, mit einer fürstlichen Mätresse verkuppeln will. Der hohle und eitle Hofmarschall Kalb, für den es die wichtigste Frage im Leben ist, als erster beim Lever seines Fürsten zu sein, und den es schrecklich erregt, daß ihm der Straßenkot seine Beinkleider bespritzt. Der Kriecher Wurm, den Miller mit einem knappen Satz kennzeichnet: „Ein konfiszierter widriger Kerl, als hätt' ihn irgendein Schleichhändler in die Welt meines Herrgotts hineingeschachert." Musikus Miller, in dem Schiller das noch schwache, aber dennoch sich langsam entwickelnde bürgerliche Klassenbewußtsein charakterisiert; seine Frau, die als typische Kleinbürgerin ihrer Zeit in Ehrfurcht vor sozial höher Gestellten erstirbt. Die widerspruchsvolle Gestalt, die der idealisierten fürstlichen Mätresse, Lady Milford, die erst durch ihren Kammerdiener aus der Illusion gerissen wird, daß sie eine Wohltäterin des Landes sei. „Kabale und Liebe" wurde zur stärksten Anklage eines ganzen Systems, weil Schiller, dem Vorbild folgend, das Lessing mit „Emilia Galotti" aufstellte, den Stoff direkt der deutschen Wirklichkeit entnahm. Schiller scheute sich nicht, die realen Erscheinungsformen des deutschen Despotismus auf die Bühne zu bringen. So lagen zum Beispiel der erschütternden Kammerdienerszene wirkliche Vorkommnisse zugrunde. Bei den Soldatenverkäufen deutscher Fürsten in der Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges war es mehr als einmal zu Meutereien und Aufständen gekommen. Am 9. März 1777, also nur wenige Jahre, bevor Schiller „Kabale und Liebe" schrieb, meuterte bei Ochsenfurt ein ganzer Soldatentransport, den Markgraf Karl Alexander von Ansbach-Bayreuth an England verkauft hatte; die Soldaten hatten, von der Bevölkerung unterstützt, scharenweise die Transportschiffe verlassen. Bei der Verfolgung der Flüchtigen, die in die Berge gegangen waren, kam es zu einem regelrechten Gefecht. Es ist nicht wichtig, welche von diesen Begebenheiten Schiller zu jener großen Szene anregte, wesentlich ist, daß seine Darstellung der brutalen Methoden, mit denen die deutschen Fürsten damals ihre

Untertanen verschacherten, um die Ausgaben ihres verschwenderischen Schmarotzerlebens decken zu können, der Wahrheit entsprach und darum zu einer furchtbaren Anklage des deutschen Absolutismus wurde, die ein weites Echo im deutschen Volk fand. Und eine tiefe Wirkung übte auch die Figur seines Ferdinand aus, des „deutschen Jünglings", der allen Verlockungen zu einer reichen, aber ehrlosen Heirat mit einer fürstlichen Mätresse widerstand, der höfischen Gesellschaft und auch dem eigenen Vater den Kampf ansagt:

„Umgürte dich mit dem ganzen Stolz deines Englands – Ich verwerfe dich – ein deutscher Jüngling!" Diese Worte, mit denen Ferdinand die fürstliche Mätresse zurückweist, die Kühnheit, mit der er der ganzen höfischen Welt trotzt, fanden bei der von patriotischen Gefühlen erfüllten Jugend stets einen starken Widerhall, machten Ferdinand in noch höherem Grade als Karl Moor zum Vertreter des Kampfes gegen die herrschenden Zustände. Und auch Luise, die in ihrer Liebe zu Ferdinand aufgeht, die in ihrer jungfräulichen Reinheit den schärfsten Kontrast zu der Sittenlosigkeit der herrschenden Kreise bildet, war eine Gestalt, deren Leid und Unglück tiefe Bewegung auslöste. Mit diesen Gestalten appellierte Schiller an die besten Kräfte der deutschen Jugend, die sich in der Bewegung des Sturm und Drang gegen die Lotterwirtschaft der deutschen Höfe auflehnte und die Mätressenwirtschaft und den Prunk der Machthaber verdammte, die auf Ausplünderung des Volkes beruhten.

So erreichte Schiller, der in Mannheim als Flüchtling in bitterem Elend, bedrängt von Schulden lebte, in „Kabale und Liebe" den Höhepunkt des realistischen literarischen Schaffens seiner ersten Periode. Schiller war es nicht gegeben, was er in „Kabale und Liebe" geleistet hatte, in seiner späteren zwanzigjährigen literarischen Wirksamkeit zu übertreffen. So sehr sich auch der beste Teil der deutschen Jugend, der sich in diesen Jahrzehnten zum Bewußtsein von der Unhaltbarkeit der deutschen Zustände durchrang, empörte und auflehnte, in dem kleinstaatlich zersplitterten Deutschland fehlten noch die Kräfte, die fähig gewesen wären, diese Zustände zu ändern. Das ist der Grund, warum auch Schiller keinen Weg vor sich sah, warum er sich unfähig zeigte, die Linie des Kampfes gegen die deutschen Zustände, die er in „Kabale und Liebe" eingeschlagen hatte, fortzusetzen, weshalb er eine Lösung auf dem Wege der philosophischen Spekulation zu suchen begann. Nicht die reale Befreiung von dem auf dem Volk lastenden Druck, sondern die „innere Freiheit" des Menschen wurde mit dem Jahre 1785 zum Hauptthema in Schillers Schaffen.

Es wäre ungerecht, den Bruch, der sich in Schillers Entwicklung seit 1785 anbahnte, als Ausdruck einer subjektiven Schwäche zu betrachten. Das Streben Schillers, in der Idee die Widersprüche zu lösen, die das deutsche

Leben seiner Zeit beherrschten, war – wie die Klassiker des Marxismus in der Charakteristik des großen Dichters aufdeckten – eine Folge der Trostlosigkeit der damaligen deutschen Zustände.

Diese Abkehr Schillers vom Realismus wurde beschleunigt durch die Wendung, die in seinem persönlichen Leben vor sich ging.

Die von Mannheim aus angeknüpfte Freundschaft mit dem Dresdner Konsistorialrat Körner, einem begeisterten Verehrer der Dichtung Schillers und Anhänger der Philosophie Kants, ermöglichte es Schiller, sich von den drückenden Verhältnissen seines Mannheimer Lebens zu befreien. Im April 1785 nahm er die Einladung Körners zunächst nach Leipzig, dann nach Dresden an und verbrachte in Körners Haus einige glückliche Jahre. Unter dem Eindruck der Freundschaft schrieb Schiller 1785 das „Lied an die Freude", eine Art dichterisches Manifest neuer, auf der Freundschaft von Millionen begründeter menschlicher Beziehungen, das in der unsterblichen Vertonung Beethovens durch die Jahrhunderte fortlebt und die fortschrittlichsten Kräfte im Kampf für eine Neuordnung der gesellschaftlichen Beziehungen anspornt und begeistert.

Im Hause Körners, wo Schiller frei von unmittelbaren materiellen Sorgen sich bestrebte, die Lücken seiner bisherigen philosophischen Ausbildung zu überbrücken, begann jene tiefe Wandlung in Schillers Denken, die den wirklichkeitsnahen, realistischen Dichter von seinem ursprünglichen Weg auf das Gebiet der abstrakten philosophischen Spekulation ablenkte. Schiller, der in den realen Verhältnissen der deutschen Gesellschaft seiner Zeit keine Kraft entdecken konnte, die reif und fähig gewesen wäre, die wirklichen Lebensverhältnisse umzugestalten, begann unter dem Einfluß des Kantianers Körner den Ausweg in der idealen spekulativen „Freiheit des Denkens" zu suchen. Das war ein Weg, der ihn als Dichter vom lebenskräftigen Realismus wegführte zur idealisierten Gestaltung großer historischer Konflikte. Diese neue Tendenz kündigte der im Hause Körners vollendete „Don Carlos" an, zu dessen dramatischer Hauptfigur nicht „Don Carlos", sondern der „idealisierte" Freiheitskämpfer Marquis von Posa wurde, eine jener Gestalten, an die Marx dachte, als er Schillers Gestalten „Sprachröhren des Zeitgeistes" nannte. Was Schiller mit dieser Figur wollte, läßt er den König von Spanien beim Anblick der Leiche Posas sprechen: „Der Freundschaft arme Flamme füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug der ganzen Menschheit. Seine Neigung war die Welt mit allen kommenden Geschlechtern."

Die Gesinnung Posas, die Schiller durch den König charakterisieren läßt, war im Grunde Schillers eigene Gesinnung. „Don Carlos" konzipierte Schiller als Anklage gegen die mittelalterliche feudal-absolutistische und klerikale Reaktion. In den Mittelpunkt des Dramas stellte er eine akute

Frage der bürgerlichen Revolution, den Kampf um die persönliche Freiheit, als deren Tribun Marquis von Posa aufgefaßt ist. Auf der Entlarvung der Gewaltherrschaft der mittelalterlichen Reaktion, die sich im spanischen Despotismus und in der Inquisition verkörpert, beruht die dramatische Kraft des Schillerschen Werkes, das durch viele Generationen eine unverminderte Wirkung ausübt. In seinen Briefen über „Don Carlos" hat Schiller die Absicht seines Dramas klar ausgesprochen: „Freiheitssinn und Despotismus im Kampfe, die Fesseln der Dummheit zerbrochen, tausendjährige Vorurteile erschüttert, eine Nation, die ihre Menschenrechte wieder fordert, republikanische Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe in Umlauf, die Köpfe in Gärung, die Gemüter von einem begeisterten Interesse erhoben." Das ist der Kreis der Fragen, der in Schillers großer Dichtung im Mittelpunkt des dramatischen Konflikts steht. Auf der leidenschaftlichen Parteinahme des Dichters für die Sache des historischen Fortschritts beruht ihre überzeugende, fortwirkende Kraft. Und dennoch zeigt „Don Carlos" im Vergleich zu „Kabale und Liebe", wie tiefgehend die Wandlung war, die sich im Denken des Dichters vollzogen hatte. Sein Begriff von der Freiheit selbst hatte sich geändert. Es ging in den „Räubern" und in „Kabale und Liebe" um die reale soziale und politische Freiheit, um die Verwirklichung republikanischer Ideale; so steht im Mittelpunkt von „Don Carlos" die „Freiheit des Gedankens". Die Waffe, die Schillers Held verwendet, ist nicht wie in den früheren Dramen die Waffe der revolutionären Umwälzung, es ist die Waffe der Worte, der Überzeugung, durch die er seine Ziele zu verwirklichen strebt. In dieser Fragestellung wurzelten die Widersprüche seines Marquis von Posa, der als Vertreter fortschrittlicher Ideen ohnmächtig bleibt, der über Freiheit nur deklamiert, ohne die Fähigkeit, revolutionär zu handeln. In seinen Briefen über „Don Carlos" verteidigte sich Schiller gegen den Einwand, daß er einen spanischen Adligen aus der Zeit Philipps II. zum Träger politischer Ideen machte, die dem 18. Jahrhundert angehörten:

„Der Zeitpunkt, wo er sich bildet, ist allgemeine Gärung der Köpfe, Kampf der Vorurteile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgendämmerung der Wahrheit – von jeher die Geburtsstunde außerordentlicher Menschen . . . alle Grundsätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen sich um republikanische Tugend."

Wenn Schiller sein Recht, einen spanischen Adligen zum Repräsentanten republikanischer Ideen zu machen, mit guten Argumenten verteidigte, gab er keine Antwort auf die Frage, auf die es eigentlich ankam. Seine Briefe über „Don Carlos" zeigen, daß Schiller instinktiv die Schwächen dieses Charakters fühlte, aber nicht fähig war, eine richtige Lösung zu finden. In den „Räubern" und in „Kabale und Liebe", in denen sich

Schiller realistischer Mittel bediente, erwächst der Kampf gegen die bestehende Ordnung aus den realen Verhältnissen selbst. Nicht nur die Vorkämpfer neuer gesellschaftlicher Beziehungen, Karl Moor und Ferdinand, sondern auch ihre Gegner, Franz Moor, der Präsident von Walter, Hofmarschall Kalb sind hier die Vertreter realer Interessen. Die Schwäche des „Don Carlos" besteht nicht darin, daß Schiller einen spanischen Adligen zum Träger seiner freiheitlichen Ideen machte, sondern darin, daß er diesen Kampf in die Sphäre des spanischen Hofs übertrug, wo für diese Ideen kein Boden war. Bekannt ist die Szene, in der Marquis von Posa von Philipp II. „Gedankenfreiheit" fordert, eine Forderung, auf die der König mit dem Wort „Sonderbarer Schwärmer" reagiert. Schiller selbst sah in dem Umstand, daß Marquis von Posa seine Hoffnungen, sei es auch nur zeitweise, mit dem König verknüpfte, eine Schwäche seines Helden. Aber die wirkliche Schwäche, die eine Schwäche Schillers und nicht die seines Helden war, lag tiefer. In dem Augenblick, da sich der Freiheitskampf der Niederländer gegen die spanische Despotie mit voller Kraft entfaltet, setzt Posa, losgelöst von dieser großen Volksbewegung, seine Hoffnungen auf eine Lösung von oben. Er verwickelt sich in kompliziertes höfisches Intrigenspiel, um ein illusorisches Ziel zu erreichen, den spanischen Königssohn für seine Mission als Befreier der Niederlande zu erhalten. Diese irrige Konzeption suchte Schiller in den Briefen über „Don Carlos" mit seinem Hinweis auf den Charakter des königlichen Prinzen zu begründen: „Aber wie sollte ein königlicher Prinz aus dem 16. Jahrhundert – Philipps des Zweiten Sohn – ein Zögling des Mönchsvolkes, dessen kaum aufkeimende Vernunft von so strengen und scharfsichtigen Hütern bewacht wird, zu dieser liberalen Philosophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war gesorgt. Das Schicksal schenkte ihm einen Freund, einen Freund in den entscheidenden Jahren, wo des Geistes Blume sich entfaltet, Ideale empfangen werden und die moralische Empfindung sich läutert – einen geistreichen gefühlvollen Jüngling, über dessen Bildung selbst (was hindert mich, dieses anzunehmen?) ein günstiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle sich ins Mittel geschlagen, und den irgendein verborgner Weise seines Jahrhunderts diesem schönen Geschäfte zugebildet hat."

Und selbst wenn es Schiller gelungen wäre, Don Carlos wirklich als einen solchen Ausnahmemenschen, als einen königlichen Prinzen mit liberalen Ideen zu zeigen, was wäre für sein Drama gewonnen? In den Illusionen des Marquis von Posa, daß Don Carlos zum Retter der Niederlande berufen ist, kommen die Irrtümer der idealistischen Geschichtsauffassung zum Ausdruck, die das Volk ignorierte und glaubte, daß das Eingreifen von Einzelpersönlichkeiten in entscheidender Weise den Gang der geschichtlichen Entwicklung beeinflussen könne.

„Don Carlos" bedeutet so einen Wendepunkt in Schillers persönlicher und literarischer Entwicklung. Nicht mehr in der realen Welt, sondern im Reich der Ideen suchte er den Weg zur Freiheit; und die Freiheit, die er nunmehr suchte, das war nicht die Befreiung von den wirklichen Fesseln der feudalen Unterdrückung, sondern eine abstrakte übersinnliche Freiheit, die nur im Reiche der Ideen zu finden ist. Diese Auffassung mußte Schiller in tiefe Widersprüche verwickeln, eine tiefe Krise in seiner persönlichen und literarischen Entwicklung auslösen. Der frühere Realist Schiller suchte auf dem Weg der philosophischen Spekulation einen Ausweg aus den gesellschaftlichen Widersprüchen, die ihn beunruhigten und quälten. Seine leidenschaftliche Begeisterung für die Philosophie Kants, in der er eine Lösung dieser Widersprüche zu finden glaubte, machte ihn einseitig und ungerecht gegen jene Schriftsteller, die in dieser oder jener Form die volkstümlichen realistischen Tendenzen Lessings und der Sturm-und-Drang-Periode fortentwickelten. Für Schillers Einseitigkeit in dieser Periode zeugt seine Rezension von Goethes „Egmont" und auch seine Rezension der Gedichte Bürgers, die vielfach nicht als Ausdruck der Entwicklungskämpfe, die Schiller durchmachte, sondern als eine objektive Würdigung der literarischen Bedeutung Bürgers aufgefaßt wurde. Die Unfähigkeit Schillers, das Wesen und die treibenden Kräfte der bürgerlichen französischen Revolution zu begreifen, mußte diese Krise in seiner persönlichen Entwicklung verschärfen. In der Suche nach Klärung der politischen und philosophischen Fragen, die ihn beschäftigten, verstummte Schiller als Dichter für lange Zeit. Erst die Freundschaft mit Goethe ermöglichte es Schiller, in den letzten zehn arbeitsreichen Jahren seines Lebens die schöpferische Krise, die ihn lange Zeit lähmte, zu überwinden.

Georg Herwegh

EPILOG ZUM KRIEGE (1871)

Germania, der Sieg ist dein!
Die Fahnen wehn, die Glocken klingen,
Elsaß ist dein und Lotharingen;
Du sprichst: „Jetzt muß der Bau gelingen,
Bald holen wir den letzten Stein."

Gestützt auf deines Schwertes Knauf,
Lobst du in frommen Telegrammen
Den Herrn, von dem die Herren stammen,
Und aus Zerstörung, Tod und Flammen
Steigt heiß dein Dank zum Himmel auf.

Nach vierundzwanzig Schlachten liegt
Der Feind am Boden, überwunden;
Bis in die Stadt voll Blut und Wunden,
Die keinen Retterarm gefunden,
Brichst du dir Bahn – du hast gesiegt!

Schwarz, weiß und rot: Um ein Panier
Vereinigt stehen Süd und Norden;
Du bist im ruhmgekrönten Morden
Das erste Land der Welt geworden:
Germania, mir graut vor dir!

Mir graut vor dir, ich glaube fast,
Daß du, in argen Wahn versunken,
Mit falscher Größe suchst zu prunken
Und daß du, gottesgnadentrunken,
Das Menschenrecht vergessen hast.

Schon lenkt ein Kaiser dich am Zaum,
Ein strammer, strenger Zepterhalter.
Hofbarden singen ihre Psalter
Dem auferstandnen Mittelalter,
Und 89 wird ein Traum.

Ein Traum? Du sahst, wie Frankreich fiel
Durch einen Cäsar, sahst die Sühne
Vollzogen auf der Schreckensbühne –
Deutschland, gedeihe, wachse, grüne,
Geläutert durch dies Trauerspiel!

Alfred Kantorowicz

HEINRICH MANNS ESSAY ÜBER ZOLA

ALS BRENNPUNKT DER WELTANSCHAULICHEN BEZIEHUNGEN ZWISCHEN HEINRICH UND THOMAS MANN

Fortsetzung und Schluß

Mehr als zwanzig Jahre später gedachte Thomas Mann in dem Vortrag „Meine Zeit", den er im Mai 1950 beim Anlaß seines bevorstehenden 75. Geburtstages hielt, in seiner Altersweisheit noch einmal mit bewunderungswürdiger Freimütigkeit der „don-quijottesken und weitläufigen, als Arbeit Jahre verschlingenden Verteidigung romantischer Bürgerlichkeit, des Nationalismus, des deutschen Krieges ... die unter dem Namen ‚Betrachtungen eines Unpolitischen' unliebsam bekannt geworden ist." – „Die ‚rückwärtigen Bindungen', von denen ich sprach, und die mir zum Werke notwendig gewesen waren, machten sich nun mit negativem Effekte geltend: sie machten mich zum Reaktionär oder ließen mich doch einen Augenblick so erscheinen. Denn das Buch war im Innersten weit mehr Experimental- und Bildungsroman als politisches Manifest; es war, psychologisch genommen, eine lange Erkundung der konservativ-nationalen Sphäre in polemischer Form, ohne den Gedanken an endgültige Festlegung. Kaum war es fertig, 1918, so löste ich mich von ihm ..."

Man verspürt diese mit noch unterdrücktem Bewußtsein schon als unhaltbar erkannte Verteidigungsstellung auch aus schmerzlichen Fragestellungen der „Betrachtungen": „Diese Zeitwende wäre ‚meine Stunde'? Sie ist es nur insofern, als ihr Donner unverhältnismäßig-überwältigend die Wende meines persönlichen Lebens betont – *das Ende meiner ‚Stunde'* bezeichnet sie, wenn mich nicht alles täuscht, und nicht ihren Anfang. Mein günstigster Augenblick! Tor, siehst du denn nicht, daß es dein günstigster Augenblick ist, der deine vielmehr?! Die Politisierung, Demokratisierung Deutschlands, die das Werk dieses von dir humanitär verneinten Krieges ist, schafft sie nicht die Atmosphäre, in der dein Werk und Wille, deine politische Moralität und politische ‚Menschlichkeit' endlich ruhmreich gedeihen können? Blüht denn dein Werk nicht auf? Sammeln sich nicht die Deinen und verkündigen deinen Namen, der ihnen ein Symbol der neuen Wahrheit und Ehre ist?"

Der Mann, der hier einmal direkt angesprochen wird und der „unter dem Namen des Zivilisationsliteraten durch die Seiten dieses Buches spukt", wird nicht genannt. Aber es konnte für die Leser des Zola-Essays niemals zweifel-

haft sein, wer gemeint war –selbst, wenn man nicht bei der Lektüre der alles in allem 650 Seiten langen „Betrachtungen" immer wieder auf wörtliche Zitate aus Heinrich Manns „J'accuse" gestoßen wäre. Er wird mit vielen zornigen, ironischen, herabsetzenden Umschreibungen bedacht, dieser „Zivilisationsliterat": „Rhetor-Bourgeois", „politischer Neu-Pathetiker", „Boulevard-Moralist", „Bummel-Psychologe", „Politikus", „Voluntarist", „Ententefreund", der „deutsche Westler", „citoyen vertueux", der „deutsche Belles-lettres-Aktivist", der den „Jargon einer französischen Partei" spricht, der Mann des „Fortschritts und der sittlichen Geborgenheit". – „Vor dem Kriege nämlich waren wir Brüder, o mein Gott! Wo wir es aber etwa nicht waren, da waren die Kampfmittel ‚geistig' – ich muß sehr bitten. Und die Inhumanität der Kampfmittel ist es, was der Zivilisationsliterat verabscheut. Die Inhumanität beginnt ihm dort, wo Blut fließt: Das kann er nicht sehen. Seelenmord scheint ihm fortschrittsgemäßer, als Bajonett- oder Handgranatenkampf – und da hat er recht!"

Man sieht, wie tief Thomas Mann sich verletzt fühlte, wie verzweifelt er um sich schlug auf seinem Rückzuge, den man (worauf Georg Lukács in seiner Studie „Auf der Suche nach dem Bürger" zuerst aufmerksam gemacht hat) dialektisch zugleich als einen „Vormarsch zur Demokratie" erkennen muß. Eine Stelle im „Lebensabriß" von 1930 macht das deutlich: „Die ‚Betrachtungen' erschienen 1918, im – äußerlich gesehen – ungünstigsten, ja unmöglichsten Augenblick, dem des Zusammenbruchs und der Revolution. In Wahrheit war es der richtige: Was über das deutsche Bürgertum an geistiger Not und Aufgabe jetzt hereinbrach, hatte ich anticipando durchgemacht und ausgesprochen, und es ist manchem behilflich gewesen – nicht ganz allein im Beharren, so will ich meinen . . ."

Schon einige Jahre zuvor in dem Aufsatz „Kultur und Sozialismus" hatte er darauf hingewiesen: „Man verleugnet sein Leben, seine Erlebnisse nicht, verleugnet nicht das, was man ‚durchgemacht' hat, weil man es ‚durch' gemacht hat und – wenn nicht wesentlich, so doch willentlich – ein Stück darüber hinausgekommen ist."

Daher konnte das gegenseitige Abschiednehmen der Brüder nicht von Dauer sein. Auf der vorletzten Seite der „Betrachtungen" zwar wird noch einmal beziehungsvoll ausgerufen: „*Und eh nicht*, heißt es in dem Gedicht vom Bruderzwist in Habsburg,

Und eh nicht, die nun Männer, faßt das Grab.
Und, die nun Kinder, Männer sind geworden,
Legt sich die Gärung nicht, die jetzt im Blut.

Der Krieg geht weiter; und auch dies Buch, darin er sich im Kleinen abbildete, im Persönlichen wiederholte, könnte weitergehen mit ihm – und währt' er dreißig Jahr."

Der „Bruderzwist" währte nicht einmal mehr drei Jahre. Heinrich Mann hatte schon im Zola vorausgesagt: „Die unfehlbare Prüfung kommt, und sieh, die Geister erkennen einander, die reinen Geister, die immer noch lieber in keiner guten Zukunft je wirken wollen als in einer schlechten Gegenwart; die Geister der Wahrheit; die menschlichen Geister."

Es war nun einmal so, daß Heinrich Mann in diesem geistigen Streit die von der gesellschaftlichen Entwicklung bestätigte Position innehatte. Das war offenkundig am Ende des Jahres 1917, des Jahres, in dem die bislang nur von wenigen tausend Kennern bewunderten Romane und Erzählungen seiner ersten Schaffenszeit in Massenauflagen erschienen und die junge Generation ihn als ihren berufenen geistigen Führer und Wegweiser zur Demokratie und Humanität grüßte. Schon darum durfte er versöhnlich, entgegenkommend sein. Er tat den ersten Schritt.

Wenn wir nun hier einige beziehungsvolle Stellen aus dem vom Heinrich-Mann-Archiv der Deutschen Akademie der Künste sorglich gehüteten Schatz, dem Briefwechsel der Brüder Heinrich und Thomas Mann, preisgeben, so dürfen wir uns heute im Zeitpunkt erneut krisenhaft zugespitzter weltanschaulicher Gegensätze mit besonderem Recht auf die Erklärung Thomas Manns in seiner Einführung zu den „Betrachtungen" berufen, wo er von dem „intimen Konflikt" spricht, „dem eine Reihe von Seiten besonders gewidmet sind, und der auch sonst vieler Orten mein Denken färbt und bestimmt", und von dem gilt, daß seine Preisgabe „geistig berechtigt ist und darum der Anstößigkeit entbehrt. Denn dieser intime Konflikt spielt im Geistigen, und er besitzt ohne allen Zweifel genug symbolische Würde, um *ein Recht auf Öffentlichkeit* zu haben und folglich, dargestellt, nicht schimpflich zu wirken".

Am 30. Dezember 1917 hatte Heinrich Mann, wie aus einem mit diesem Datum versehenen Entwurf ersichtlich ist, einen Brief an seinen Bruder Thomas geschrieben. Die Notizen tragen die Überschrift: „Versuch einer Versöhnung", und es heißt darin: „Lieber Tomy, Dein Artikel im B. T. *(„Berliner Tageblatt". A. K.)* wurde in meiner Gegenwart verlesen. Ich weiß nicht, ob es den anderen Hörern auffiel, mir selbst schien es, als sei er in einzelnen Abschnitten an mich gerichtet, fast wie ein Gruß."

Eine Erinnerung an diese heute völlig vergessenen, dennoch denkwürdigen, nicht nur zeitgeschichtlich, sondern (in diesem Fall auch besonders) literaturgeschichtlich interessanten Meinungsäußerungen der Brüder ist am Platze. Das „Berliner Tageblatt" hatte zu Weihnachten 1917 eine Umfrage an eine Anzahl hervorragender deutscher Schriftsteller und Wissenschaftler gerichtet, ihre Meinung zu den „Möglichkeiten eines künftigen Weltfriedens" mitzuteilen. Heinrich und Thomas Mann waren unter denen, die ihre Überzeugungen zum Ausdruck brachten. Der Artikel von Heinrich Mann war unter der Überschrift „Leben, nicht Zerstörung" am 25. Dezember 1917

erschienen. Die bezüglichen Stellen sagen: „Wir sollen wissen und uns bewußt bleiben, daß die Ansichten und Urteile, die uns den Krieg als erträgliches Auskunftsmittel oder gar als befreiendes Erlebnis zeigten, falsch waren und niemals richtig werden können. Die große Zeit soll künftig der Friede sein: das Leben, nicht seine Zerstörung. Der Friede soll erhöht und bereichert werden durch wahrhaftes Erleben.

Wir Deutschen haben, nun wir zur Demokratie heranwachsen, von uns das allergrößte Erleben. Ein Volk erlangt nicht die Selbstherrschaft, ohne über den Menschen viel zu lernen und mit reiferen Organen das Leben zu handhaben. Das Spiel der gesellschaftlichen Kräfte liegt in Völkern, die sich selbst regieren, allen Augen offen, und auch die einzelnen dort erziehen einander, öffentlich handelnd, zur Erkenntnis von ihresgleichen ...

Güte und die Annahme einer menschlichen Gleichheit, jene schöne Vorliebe des gereiften achtzehnten Jahrhunderts, warum sollten sie nicht wiederkehren – und auf festerem Erdboden vielleicht, seitdem er so viel Blut getrunken hat? Demokratie, Erkenntnis, Friede sind Wege."

Am 27. Dezember 1917 veröffentlichte die große liberale Zeitung (nach einer abgrenzenden Vorbemerkung) Thomas Manns Artikel, der schon durch das Fragezeichen in seiner Überschrift: „Weltfrieden?" die noch bestehende Skepsis zur Möglichkeit echter, dem Volkswillen folgender demokratischer Entwicklungen kenntlich macht. Er kann den Glauben an „die Rousseau-Lehre vom ‚guten Volk'", den „revolutionären Optimismus überhaupt" nicht teilen.

Die Abschnitte, die Heinrich Mann „fast wie ein Gruß" empfand und die in dem Briefwechsel von Bedeutung sind, lauten: „... In Richard Dehmels neuem merkwürdigen, dreistrophigen Drama *(„Die Menschenfreunde". A. K.)* sagt jemand, der sich auf Gewissensangelegenheiten versteht: ‚Selbst das größte Gefühl wird klein, wenn es sich aufputzt mit großen Begriffen; ein bißchen Güte von Mensch zu Mensch ist besser als alle Liebe zur Menschheit.' So ist es, glaube das nur! Die rhetorisch-politische Menschheitsliebe ist eine recht periphere Art der Liebe und pflegt am schmelzendsten verlautbar zu werden, wo es im Zentrum hapert. Werde besser du selbst, weniger hart, weniger rechthaberisch-dünkelhaft, weniger angreiferisch-selbstgerecht, bevor du den Philanthropen spielst... Es mag einer großen Sukzess haben, der sehr schön zu sagen versteht: ‚Ich liebe Gott!' Wenn er aber unterdessen ‚seinen Bruder hasset', dann ist, nach dem Johannes-Evangelium, seine Gottesliebe nichts als schöne Literatur und ein Opferrauch, welcher nicht steigt..., – Weltfriede... Keinen Tag, auch in tiefster nationaler Erbitterung nicht, bin ich des Gedankens unfähig gewesen, daß der Haß und die Feindschaft unter den Völkern Europas zuletzt eine Täuschung, ein Irrtum ist – daß die einander zerfleischenden Parteien im Grunde gar keine Parteien sind, sondern

gemeinsam, nach Gottes Willen, in brüderlicher Qual an der Erneuerung der Welt und der Seele arbeiten. Ja, es ist erlaubt, von einem begütigten und versöhnten Europa zu träumen ... Ich fürchte, der ‚europäische Intellektuelle' wird mir das Recht bestreiten auf solche Träume. Es ist wahr, ich fand mich nationaler, als ich gewußt hatte, daß ich sei; aber ein Nationalist, ein ‚Heimatkünstler' war ich ja niemals. Ich fand es unmöglich, mich den Krieg ‚nichts angehen' zu lassen, – etwa weil der Krieg nichts mit Kultur zu tun habe, was eine sehr gewagte Behauptung ist. Erschüttert, aufgewühlt, gellend herausgefordert, warf ich mich in den Tumult und verteidigte disputierend das Meine. Aber wohler, Gott weiß es, wird mir sein, wenn meine Seele wieder von Politik gereinigt, Leben und Menschlichkeit wird anschauen dürfen, besser als jetzt wird mein Wesen sich bewähren können, wenn die Völker hinter gefriedeten Grenzen in Würden und Ehren beieinander wohnen und ihre feinsten Güter tauschen: der schöne Engländer, der polierte Franzose, der menschliche Russe und der wissende Deutsche."

In seinem „Versuch einer Versöhnung" nun bezieht sich Heinrich Mann des weiteren auf diesen Artikel. Er schrieb: „Daher glaube ich Dir antworten zu müssen, wenn auch ohne den Umweg über die Presse und nur zu dem einen Zweck, um Dir zu sagen, wie unberechtigt der Vorwurf des Bruderhasses ist. – In meinen öffentlichen Kundgebungen kommt kein ‚Ich' vor und daher auch kein Bruder. Sie sind in das Weite gerichtet, sehen ab – wenigstens will ich es so – von mir, meinem Bürgerlichen, meinem Vortheil oder Nachtheil und gelten allein einer Idee. Liebe zur Menschheit (politisch gesprochen europäische Demokratie) ist allerdings die Liebe einer Idee ... ‚Güte von Mensch zu Mensch' verlangt das Stück, für das ich dem Verfasser Dehmel sogleich nach dem Anhören der Generalprobe meine wärmste Sympathie dargeboten habe ...

Dein ganzes Werk ist von mir begleitet worden mit dem besten Willen, es zu verstehen und mitzufühlen. Die Gegnerschaft Deines Geistes kannte ich von jeher, und wenn Deine extreme Stellungnahme im Krieg Dich selbst verwundert hat, für mich war sie vorauszusehen. Dieses Wissen hat mich nicht gehindert, Dein Werk oftmals zu lieben, noch ... es öffentlich zu decken oder zu vertheidigen, und Dich, wenn Du an Dir zweifeltest, zu trösten wie einen jüngeren Bruder. Bekam ich von dem allen nichts zurück, ich habe es mich nicht verdrießen lassen ..."

In einigen Sätzen schwingt die Überreiztheit des hitzigen Streites noch nach – bis zur Ungerechtigkeit. Aus den uns vorliegenden Briefen Thomas Manns an seinen Bruder, die mit dem Jahre 1900 beginnen und sich bis nach dem Kriegsbeginn fortsetzen, geht hervor, daß die brüderliche Verbindung – von unwichtigen privaten Mißhelligkeiten abzusehen – geistig sowohl Nehmen wie Geben war. Noch in einem Brief vom 7. August 1914 teilt sich Thomas

Mann dem Bruder aufgeschlossen mit: „Ich bin noch immer wie im Traum, – und doch muß man sich jetzt wohl schämen, es nicht für möglich gehalten und nicht gesehen zu haben, daß die Katastrophe kommen mußte. Welche Heimsuchung! Wie wird Europa aussehen, innerlich und äußerlich, wenn sie vorüber ist? Ich persönlich habe mich auf eine vollständige Veränderung der materiellen Grundlagen meines Lebens vorzubereiten ... Was will das besagen gegen die Umwälzungen, namentlich die seelischen, die solche Ereignisse im Großen zur Folge haben müssen!"

Doch auch an öffentlichen Kundgebungen der Verbundenheit hat es in der Vorkriegszeit nicht gefehlt. Nicht nur Heinrich Mann hat das Werk des Bruders wiederholt gedeckt und verteidigt,* sondern auch Thomas Mann hat mehrfach seine Bewunderung für die Meisterwerke der ersten Schaffensperiode seines Bruders mitgeteilt. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß er in seinem 1910 veröffentlichten Aufsatz über „Königliche Hoheit" schrieb: „In dem Schicksal meiner drei fürstlichen Geschwister, Albrechts, Klaus Heinrichs und Ditlindens, malt sich symbolisch die Krise des Individualismus, in der wir stehen, jene geistige Wendung zum Demokratischen, zur Gemeinsamkeit, zum Anschluß, zur Liebe, die stürmischer und vorbehaltloser in Heinrich Manns fast gleichzeitig erschienener Romandichtung ‚Die kleine Stadt' zum Ausdruck gelangt."

So darf es nicht wundernehmen, daß der sich in Verteidigungsstellung befindende Thomas Mann auf diesen, von ungerechtem Vorwurf nicht ganz freien „Versuch einer Versöhnung" mit noch größerer Gereiztheit antwortete. Sein Brief (vom 3. Januar 1918) macht seine tiefe Selbstqual ergreifend spürbar. „Ich frage mich", so heißt es in diesem Schreiben, „ob es einen Sinn hätte, die Gedankenqual zweier Jahre noch einmal in einen Brief zu pressen, der notwendig viel länger ausfallen müßte, als der Deine. Ich glaube Dir aufs Wort, daß Du keinen Haß gegen mich empfindest. Nach dem erlösenden Ausbruch des Zola-Aufsatzes ... hast Du gar keinen Grund dazu ... Das Wort vom Bruderhaß war auch mehr ein Symbol für allgemeinere Diskrepanzen ...

Hattest Du es schwer mit mir, so hatte ich es natürlich noch viel schwerer mit Dir. Dies lag in der Natur der Dinge; und auch ich habe redlich das Meine gethan. Wenigstens zwei Deiner Bücher preise ich bis zum heutigen Tage gegen jedermann als Meisterwerke ... Dinge wie Du sie in Deinem Zola-Essay Deinen Nerven gestattest und den meinen zugemutet hast, – nein, dergleichen habe ich mir niemals gestattet und nie einer Seele zugemutet. Daß Du nach den wahrhaft französischen Bösartigkeiten, Verleumdungen, Ehr-

* Zum Beispiel in der scharfen polemischen Auseinandersetzung mit der Kritik Richard Schaukals an Thomas Manns Drama „Fiorenza", vgl. „Die Zukunft", März 1906.

abschneidereien dieses glanzvollen Machwerks, dessen zweiter Satz bereits ein unmenschlicher Exzeß war, glaubtest, ‚Annäherung suchen' zu können, obgleich es ‚hoffnungslos schien', beweist die ganze Leichtlebigkeit Eines, der ‚sein Herz ins Weite erhob' . . .

Ich habe aber nicht zwei Jahre lang gelitten und gerungen, meine Pläne vernachlässigt, mich zum künstlerischen Verstummen verurteilt, mich erforscht, mich verglichen und behauptet, um auf einen Brief hin, der – begreiflicher Weise – Triumph atmet, mich nach letzten Argumenten suchend an der Spitze einiger, ‚Verzweifelter' sieht und schließlich findet, ich brauche Deiner nicht als eines Feindes zu gedenken, – um Dir auf diesen in keiner Zeit von etwas anderem als sittlicher Geborgenheit und Selbstgerechtigkeit diktierten Brief hin schluchzend an die Brust zu sinken. Was hinter mir liegt, war eine Galeeren-Arbeit . . .

Mögest Du und mögen die Deinen mich einen Schmarotzer nennen. Die Wahrheit, meine Wahrheit ist, daß ich keiner bin. Ein großer bürgerlicher Künstler, Adalbert Stifter, sagte in einem Brief: ‚Meine Bücher sind nicht Dichtungen allein, sondern als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernste bewahrte menschliche Würde haben sie einen Wert, der länger bleiben wird, als der poetische.' Ich habe ein Recht, ihm das nachzusprechen, und Tausende, denen ich leben half – auch ohne, eine Hand auf dem Herzen und die andere in der Luft, den Contrat Social zu rezitieren –, sehen es.

Du nicht. Du kannst das Recht und das Ethos meines Lebens nicht sehen, denn Du bist mein Bruder. Warum brauchte niemand weder Hauptmann, noch Dehmel, der sogar die deutschen Pferde besang, noch der präventivkriegerische Harden (dem Du jetzt Huldigungsvisiten machst) die Innektion des Zola-Artikels auf sich zu beziehen? Warum war er in seiner ganzen reißenden Polemik auf mich eingestellt? Das brüderliche Welterlebnis zwang Dich dazu. Demselben Dehmel, der mir für meine ersten Kriegsartikel in der Neuen Rundschau aus dem Schützengraben Dank und Glückwunsch sandte, kannst Du als Generalproben-Intimer wärmste Sympathie darbieten, und er kann sie annehmen; denn ihr seid zwar sehr verschiedene Geister, aber ihr seid nicht brüderliche Geister und darum könnt ihr beide leben. – Laß die Tragödie unserer Brüderlichkeit sich vollenden."

Die Antwort Heinrich Manns, oder richtiger: die nicht vollständig ausgeführten Entwürfe einer Antwort tragen den Vermerk: „nicht abgeschickt". Die vorliegenden Notizen sind teilweise unleserlich und teilweise unzusammenhängend; am Ende werden nur stichwortartige Hinweise auf noch auszuarbeitende Entgegnungen gegeben. Doch zeigen die zusammenhängenden Abschnitte im allgemeinen nachdenkliche Versöhnlichkeit:

„Lieber Tomy, vor solcher Erbitterung mußte ich verstummen und die ‚Trennung für alle Zeitlichkeit' hinnehmen, wie sie geboten sind (ist). Aber

ich will nichts versäumen. Ich will Dir nach Kräften helfen, die Dinge später, wenn alles vorbei ist, gerechter zu sehen . . .

Nicht Auseinandersetzungen wollte ich, nicht einmal auf vier Briefseiten – und mit tiefem Bedauern erfahre ich, daß eine einzige, von mir gehörte Meinungsäußerung Dich genötigt hat, zwei Jahre lang Deine Antwort auszuarbeiten. Ich denke das Buch *(„Betrachtungen eines Unpolitischen". A. K.)* sollte nicht die Rücksicht auf meinen Ruf mich anders bestimmen, ungelesen zu lassen – nicht aus Mißachtung, sondern weil ich eine polemische Verbindung mit Dir weniger wünsche, als die andere, natürliche. Du hast, nach allem was ich sehe, Deine Bedeutung in unserem Leben unterschätzt, was das natürliche Gefühl betrifft, und überschätzt hinsichtlich der geistigen Behinderung. Die letztere, negative Gestalt ist von Dir einseitig erlitten worden, Du mußt diese Wahrheit schon hinnehmen, es ist keine Schmähung, wie alle die mehr pathetisch als ethischen Wendungen Deines Briefes . . .

Bezieh nicht länger mein Leben, Handeln auf Dich, es gilt nicht Dir und wäre ohne dem wirklich wörtlich dasselbe. Der zweite Satz des ‚Zola' hat nichts mit Dir zu thun und die wenigen Seiten weiterhin, die auch Dich angehen, ständen so oder ähnlich noch da, wenn es nur die Anderen gäbe. Von diesen Anderen haben manche seither sich eines Besseren besonnen und ich bin wieder ihr Freund. Ich trenne mich niemals vorsätzlich und für immer.

Selbstgerechtigkeit? O nein – sondern weit eher das Gemeinschaftsgefühl mit denen, die auch gleich mir, es wissen, wie viel alle, die Kunst und Geistesart unserer Generation, verschuldet haben, daß die Katastrophe kommen konnte. Selbstprüfung, wenn schon bescheidener, Kampf erleben noch einige neben Dir, aber dann auch Reue und neue Tatkraft."

Nur an einer Stelle der Entwürfe bricht Empörung durch:

„Die Unfähigkeit, ein fremdes Leben ernst zu nehmen, bringt schließlich Ungeheuerlichkeiten hervor, – er, so findest Du, mein Brief, der eine Gebärde der einfachen Freundlichkeit war, athme Triumph! Triumph worüber? Daß alles gut für mich ‚steht und liegt', nämlich die Welt . . . und 10 Millionen . . . (Tote unter?) der Erde. Das ist doch mal eine Rechtfertigung! Das verspricht doch Genugthuungen dem Ideologen! Aber ich bin nicht der Mann, Elend und Tod der Völker auf die Liebhabereien meines Geistes zuzuschneiden, ich nicht . . ."

Andere zusammenhängende Stellen aus den Entwürfen – einer davon ist mit dem Datum: 5. Januar 1918 versehen – unterstreichen die Bereitschaft zur Verständigung. Wir entziffern:

„Nicht gegen Dich nur, gegen eine Lehre . . . Anstatt der Lehre sind es heute nur noch einige Verzweifelte . . . Du selbst schreibst wehmütig . . . Dein letztes Argument wäre immer der Vorwurf des Bruderhasses? Ich kann Dir betheuern, wenn nicht beweisen, daß es mich nicht betrifft. Nie aus solchem

Gefühl habe ich gehandelt – und habe ihm gerade entgegen gehandelt, als ich Annäherung suchte sogar in der Zeit, als es hoffnungslos schien ... Vielleicht finden meine heutigen Erklärungen ein besseres Gehör, das wäre möglich, wenn Deine neueste Klage gegen mich von Schmerz diktiert ist. Dann magst Du erfahren, daß Du meiner nicht als eines Feindes zu denken brauchst ..."

Das Ende der zusammenhängenden Stellen der Entwürfe läßt die Zuversicht auf die unausbleibliche Versöhnung zwei kongenialer Geister erkennen: „Du aber ... wirst, will Gott es, noch einmal 40 Jahre Zeit haben, Dich zu prüfen, wenn nicht zu ‚behaupten'. Die Stunde kommt, ich will es hoffen, in der Du Menschen erblickst, nicht Schatten, und dann auch mich. Heinrich."

Als dieser Briefwechsel stattfand, waren die Positionen des geistigen Streites schon beinahe wesenslos geworden. Ein Ereignis war eingetreten, das eine Umwertung der Begriffe unabweislich machte und eine völlig neue Ausgangsbasis schuf: die Große Sozialistische Oktoberrevolution.

Thomas Mann nimmt auf den letzten Seiten der „Betrachtungen" jedenfalls indirekt, ohne Bewußtsein ihrer weltverändernden Tragweite darauf Bezug: „Ich schließe diese Aufzeichnungen an dem Tage, an dem der Beginn der Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Deutschland und Rußland gemeldet wird. Wenn nicht alles täuscht, soll der lange, fast seit Beginn des Krieges gehegte Wunsch meines Herzens sich erfüllen: Friede mit Rußland! Friede zuerst mit ihm! ..."

Es mutet wie ein ungewolltes Paradoxon an, daß Thomas Mann – von hier und heute aus gesehen – mit dieser Formulierung am Ende sogar dem Bruder, der im Zola-Essay noch Vertrauen in die demokratische Mission der Westmächte gesetzt hatte, um einen Schritt des Weges voraus zu sein schien. Denn auch Heinrich Manns weltanschauliche Konzeption mußte nun revidiert werden. Er behielt nur scheinbar recht gegen die Behauptung des Bruders, der zu Beginn der „Betrachtungen" herausfordernd geschrieben hatte: „Der Zivilisationsliterat wird nicht die débâcle des deutschen second empire zu schreiben haben, das keinesfalls. Er wird froh sein müssen, wenn Deutschland nicht allzu auffällig siegt ..."

Als das im Zola-Essay vorausgesagte Debakel dann eintrat, erwies sich die Zuversicht auf die zivilisierende und humanisierende Folge des Sieges der „Demokratien" als trügerisch vor der Wirklichkeit des Frankreich der Clemenceau, Foch, Pétain und de Wendel, des England der Lloyd George, Haig und der „Bank of England" und des Amerika der Negerverfolgungen und der Wallstreet.

Hans Mayer hat in seinem Thomas-Mann-Buch darauf hingewiesen: „Die Antithesen sind scheinhaft geworden ... Beide Haltungen waren in ihrer Fundierung, trotz allen Aufgebots an schriftstellerischer Kraft, an philoso-

phischer Grundsteinlegung, an gesellschaftlicher Bundesgenossenschaft, nur provisorisch. Heinrich Manns gesamte spätere Entwicklung hat erkennen lassen, daß er sich im Laufe der Jahre bei der Gleichsetzung französischer und bürgerlicher Demokratie mit dem erträumten Ziel einer Welt des Geistes, der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht zufriedengab . . . Die gegnerischen Positionen waren zeitbedingt und dazu bestimmt, gesellschaftlich relativiert zu werden. Überdies waren sie von aller Eindeutigkeit weit entfernt. Was den Zeitgenossen und den streitenden Brüdern damals als Antinomie schroffster Art erscheinen mußte, erweist sich heute als eine höhere Gemeinsamkeit, in deren Bereich die Überschneidungen und Querverbindungen ebenso leicht aufgespürt werden könnten wie in der Epoche der literarischen Anfänge beider Brüder."

Viktor Mann, der jüngste Bruder, hat in seinem Erinnerungsbuch: „Wir waren fünf – Bildnis der Familie Mann" bestätigt, daß „schlecht Beratene, die sich durch skeptische Bemerkungen über den vermeintlichen Gegner angenehm machen wollten", Abfuhren erlebten: „Einer sprach mit lächelnder Abfälligkeit über ein Drama von Heinrich: ‚Oh, Sie müssen sich eben an anderes halten', war die ernste Antwort, ‚lesen Sie den Zola-Essay meines Bruders!'" „Auch Heinrich verhielt sich gegen unfriedliche Anzapfungen genau so ablehnend wie Thomas, und ich fühlte, daß es nur eines unvermittelten Anlasses bedurfte, um auch die persönliche Distanz aufzuheben." Dieser äußere Anlaß war eine schwere Erkrankung Heinrich Manns im Jahre 1919, „eine Operation wurde von einer Stunde zur anderen notwendig", berichtet Viktor Mann, „und als sie vorüber war, da stand Thomas am Lager des Bruders. Alles war gut . . . Es war ja überhaupt keine Versöhnung von zweien, die sich beleidigt hatten, sondern ein Wiederfinden nach weit voneinander getrennten Wegen durch schmerzvolles Dunkel." Im Sommer fuhren die Brüder gemeinsam an die Ostsee.

Die „dramatische" Versöhnung fand also nicht, wie die breitere Öffentlichkeit glaubte, erst beim Anlaß von Thomas Manns 50. Geburtstag im Jahre 1925 statt, als – woran Thomas seinerseits in seiner Ansprache zu Heinrichs 60. Geburtstag im Jahre 1931 erinnerte – der Bruder im Münchner Rathaussaale an seiner Seite stand und „in seltsam und heiter erschütternden Akzenten von Kindheitsgeburtstagen im Elternhaus" sprach. Aufmerksamen Lesern konnte übrigens nicht entgangen sein, daß Thomas Mann schon in seinem im Jahre 1920 veröffentlichten autobiographischen Aufsatz „Kinderspiele" des Bruders freundlich gedacht hatte mit dem Satz:

„Bei allem ist wohl kein Zweifel, daß ich meine schönsten Stunden unserem Puppentheater verdankte, das schon meinem älteren Bruder Heinrich gehört hatte und dessen Dekorationen durch ihn, der gern Maler geworden wäre, um viele, sehr schöne selbstgemalte vermehrt worden waren."

Von Privatem, so aufschlußreich es sei, abzusehen: man hatte bald Gelegenheit, die Brüder in einer öffentlichen Kundgebung im „Kampf um München", die am 30. November 1926 in der Tonhalle zu München stattfand, als Redner im Streite wider die aufkommende Reaktion Seite an Seite zu sehen.

Diese Gemeinschaft beider im geistigen und im persönlichen Begriff brüderlich verbundenen Humanisten hat bis zum Tode Heinrich Manns, am 12. März 1950, gewährt. Der Briefwechsel der Brüder bekräftigt es. Auch an öffentlichen Kundgebungen der Verbundenheit hat es nicht gefehlt. Den wechselseitigen Geburtstagswünschen folgte, schon im Exil, Heinrich Manns „Begrüßung des Ausgebürgerten", die das schöne Bekenntnis enthält:

„Seien wir bescheiden. Thomas Mann, seit Neuestem kein ‚Deutscher' mehr, hat mit Goethe wenigstens, allerwenigstens gemein, daß er sich müht und trägt die auferlegte Last."

Als Gegengruß lasen wir in der „Neuen Weltbühne" vom 26. März 1936 die „öffentlich liebevolle Huldigung" Thomas Manns zu des Bruders 65. Geburtstag:

„Der Fünfundsechzigjährige ist wahrhaft zu beglückwünschen. In diesem doch schon späten Jahr seines Lebens hat er außer einer Menge kleinerer Beiträge zum Ideenkampf der Zeit, deren jeden wir mit einer ob seiner moralischen Klarheit und Gewißheit fast heiteren Ergriffenheit lasen, den großen Roman von der Jugend des Königs Henri siegreich vollendet: ein Werk erster Ordnung, in dem Güte und Kühnheit sich auf eine Weise mischen, die, aus dem Intellektuellen ins Wirkliche übertragen, einen Erdteil erretten könnte; ein Geschichts- und Menschheitsgedicht, dessen trauernde Ironie und grimmige Kenntnis des höllisch-Bösen seinem Glauben an die Vernunft und das Gute keinen Abbruch tut; eine Synthese aller Gaben dieses großen Künstlers, worin sich der schon politisch gespannte Ästhetizismus seiner Jugend mit der durchaus eigenartigen kämpferischen Milde seines Alters bewundernswert zusammenschließt. Das Leben ist eine klare Einheit; da es außerdem großes Format hat, so gewährt es den immer noch unvergleichlichen Genuß des Anblicks einer Persönlichkeit."

Wurde der einstigen trotz allem fruchtbaren und förderlichen Auseinandersetzung gedacht, so waren es Worte der Erkenntlichkeit. Als Thomas Mann am 12. November 1929 den Nobelpreis erhielt, kam Heinrich Mann in einer festlichen Rede, die der Berliner Rundfunk noch am gleichen Tage sendete, auch auf das Motiv der „Betrachtungen" zu sprechen. Die „Betrachtungen eines Unpolitischen", sagte er, „entstanden schon aus den mitgefühlten Gefahren und dem miterlebten Glück der ganzen Nation in ihren schwersten Tagen."

Thomas Mann seinerseits kam in einem Aufsatz aus dem Jahre 1943, der René Schickeles Wirken als Romanschriftsteller, aber auch als Herausgeber der „Weißen Blätter" würdigt, beziehungsvoll auf die eminente Be-

deutung des Zola-Essays zurück. Er schrieb: „Die Zeitschrift bedeutete die Mobilisierung des Geistes für die Politik, und zwar für eine antimilitaristische und pazifistische. Eine ihrer kennzeichnendsten Kundgebungen war ein Beitrag meines Bruders Heinrich, – jenes unter dem Schein eines enthusiastischen Zola-Porträts geschleuderte J'accuse gegen den imperialistischen Krieg."

Als Heinrich Mann 75 Jahre alt wurde, veröffentlichte die Monatszeitschrift „Freies Deutschland" in Mexiko (März 1946) Thomas Manns „Bericht über meinen Bruder", in dem noch einmal die Erinnerung an die drei Jahrzehnte zurückliegende Antithese: „Zola" – „Betrachtungen eines Unpolitischen" beschworen wurde in dem wahrhaft ergreifenden Eingeständnis:

„Wer war der gesellschaftliche Seher und Bildner? Wer hat den ‚Untertan' geschrieben und wer in Deutschland die Demokratie verkündet, zu einer Zeit, als andere sich in der melancholischen Verteidigung protestantisch-romantisch-antipolitischer deutscher Geistesbürgerlichkeit gefielen?"

Diese Erinnerung war nicht so weit hergeholt, wie es den Anschein haben mochte. Die Erfahrungen und Erkenntnisse jener Jahre des ersten Weltkrieges hatten ihre Nachwirkungen inmitten des zweiten. Heinrich Mann hat uns in seinem erwähnten, zum 70. Geburtstag des Bruders, 1945, zuerst veröffentlichten (und im „Zeitalter" aufgenommenen) Aufsatz „Mein Bruder" darüber verständigt.

„Ich hatte mein zeitgenössisches Deutschland früh angezweifelt zum berechtigten Unwillen meines Bruders ... Er hat Deutschland, wie es war, vormals gehalten gegen die Wut der Welt und gegen eigene Bedenken. Sein Gewissen hatte einen schweren Weg, bis es gegen sein Land entschied ... Ihn mußte, mehr als die meisten, sein Deutschland enttäuschen. Was es seither aus sich gemacht hat – oder wie es erlaubt hat, daß man es zeige – Feind der Vernunft, des Gedankens, des Menschen: ein Anathem, das traf ihn persönlich, je später es ihn traf. Er fühlte sich verraten ...

Ein Überraschter in seinem Zorn muß wohl achtgeben, damit er nicht mit wenigen Bösewichtern, oder mit einem gerade lebenden Geschlecht von Boshaften, die Nation verwirft. Wenn wir nunmehr besprechen, was dieses Zeitalter tut, seine ganze schöne Bescherung – wir reden selten und knapp: aber eher bin ich es, der in dem unglücklichen Land unseres Ursprunges keinen monströsen Einzelfall erblickt."

Gewissermaßen ergänzend erzählt Thomas in dem „Bericht über meinen Bruder" die folgende aufschlußreiche Anekdote: Nach der Rückkehr von einem der regelmäßigen Besuche Heinrich Manns im Hause Thomas' – die Brüder wohnten beide in Los Angeles, nicht allzu weit voneinander entfernt, und sahen sich häufig – sagte Heinrich Mann zu Thomas Manns Tochter Erika, die ihn heimfuhr:

„Mit deinem Vater verstehe ich mich politisch jetzt wirklich recht gut. Etwas radikaler ist er als ich." Thomas Mann kommentiert: „Das klang unendlich komisch, aber was er meinte, war unser Verhältnis zu Deutschland, dem teuern, auf das er weniger zornig ist als ich, aus dem einfachen Grunde, weil er früher Bescheid wußte und keinen Enttäuschungen ausgesetzt war. Heute lehnt er es ab, in der deutschen Aufführung einen ganz und gar ‚monströsen Einzelfall', eine ‚unbedingte und zusammenhanglose Verschuldung' zu sehen – ich brauche seine Worte. Es ist alles bedingt und erklärlich, wenn nicht verzeihlich, und die Deutschen sind auch nur Menschen: ich glaube, die Behauptung, sie seien so ganz ausnehmend schlecht, würde ihm als eine Form des Nationalismus erscheinen."

In der Tat: er hatte rechtzeitig Bescheid gewußt, und er war in seiner Altersweisheit gefeit gegen Einseitigkeit und Ungerechtigkeit. Im Zola-Essay hat er die bitterste Kritik an seinem Volk geübt – weil er sein Volk liebte. Da steht es ja, schwarz auf weiß:

„Oh! sein Volk verachtet niemand, es ist ewig, es hat Zeiten gehabt, für die wir ihm danken, und wird groß sein, wenn das kleine Geschlecht, dem wir durch Zufall beiwohnen, lange vorbei ist. Aber dies kleine Geschlecht unserer zufälligen Zeitgenossen stellt uns nun einmal die nächsten, erkennbarsten Vertreter des menschlichen Geschlechtes. An seine Geistesform sind wir hundertfach gebunden. Seine Geistesform zu entwickeln und zu erhöhen, sind wir hundertfach verbunden. Sie wollten ihn ausschließen! Die Unglücklichen, sie vermaßen sich, ihn zu einem Abtrünnigen zu stempeln – und waren selbst bestimmt, seinen Stempel zu tragen. Wenn anders seinem Volk die Zukunft gehörte, bestimmte auch er sie. Mehr, als es ihm mitgegeben hatte, sollte er diesem Volk hinterlassen. Lange nach ihm mochten Züge von ihm national heißen, die es ohne ihn nicht geworden wären."

Doch auch dies sah er im Zola-Essay voraus:

„Den Sieg, wir wissen es, erlebt man nicht. Wir können ihm nur entgegenträumen, wenn wir endlich ruhen vom Kampf."

Von dem Hinscheiden seines Bruders Heinrich hat Thomas Mann in einem Brief* Bericht gegeben; darin wetterleuchtet feierlich über die Entfernung von fast vier Jahrzehnten hinweg noch einmal in merkwürdiger Umkehrung das Gedächtnis an den Friedrich-Essay, der einst die These des Zola-Essays mit herausgefordert hatte. „Er wußte wohl", schreibt Thomas Mann, „daß sein Werk – ein gewaltiges Werk! – getan war, wenn auch sein letztes ganz großes Unternehmen, die in eigentümlichem Emailleglanz historischen Kolorits leuchtenden episch-dramatischen Szenen, welche (überraschende Stoff-

* „Brief über das Hinscheiden meines Bruders Heinrich" in „Altes und Neues", Seite 790 ff.

wahl!) dialogisch das Leben des preußischen Friedrichs erzählen, unvollendet liegen blieb."

Heinrich Mann hatte sich in seiner späten Zeit neben der Vollendung anderer Arbeiten (darunter dem „Zeitalter" und den Romanen „Der Atem" und „Empfang bei der Welt") auch dem Friedrich-Stoff zugewandt. Ein Schreiben vom 3. März 1943 an Alfred Kantorowicz gibt Aufschluß über das Motiv dieser „überraschenden Stoffwahl". Darin heißt es: „Jetzt habe ich einen dialogisierten Roman über das Ende des Henkers Heydrich geschrieben.* Das Nächste wird wohl sein, daß ich meinen ‚Friedrich den Großen' fortsetze: persönliche Auffassung, wie ich möchte, daß künftig über ihn gelehrt wird. Ich bin nur erst beim Kronprinzen und behandele auch diesen Gegenstand szenisch. Erzählen – dauert zu lange. Diesen Monat werde ich 72."

Das Manuskript ist nach den Mitteilungen des Freundes und Nachbars von Heinrich Mann in Los Angeles, Lion Feuchtwanger, Fragment geblieben. Ein Abschnitt erschien unter dem Titel „Der König von Preußen" im Frühjahr 1949 in der Zeitschrift „Die neue Rundschau" (Heft 14). Dies Kapitel ist nicht dialogisiert. Es handelt von der unterwürfigen Bewunderung Friedrichs II. der französischen Zivilisation und dem Hofe von Versailles gegenüber und lehrt andererseits: „Friedrich ist allerdings in seiner Person das vorweggenommene Preußen-Deutschland, wie es eines späten Endes werden sollte. Die Überspannung der Kräfte, das ist er. ‚Das gefährliche Leben' für alle Tage, die herausgeforderte Entzweiung des einzelnen Landes mit der europäischen Ordnung, man erkennt ihn."

Ein Jahr nach dem Tode des Bruders sandte Thomas Mann unter dem Datum des 16. März 1951 einen Brief an uns, mit dem wir als verpflichtendem „letzten Wort" enden:

„Sie können dazu beitragen, im deutschen Volk – und zwar im ganzen deutschen Volk – die Erkenntnis zu verbreiten, welchen Schatz es an dem kühnen Lebenswerk dieses vornehm-einsamen und dabei der Demokratie leidenschaftlich ergebenen Geistes besitzt, eines Geistes voll stolzen Schönheitsdranges und gesellschaftlicher Vision, der in allem Glanz seines Künstlertums nichts wollte, als dienen, bessern, helfen, den Weg des Guten weisen. Spät wird ihm Dank dafür, denn die Verbindung des Dichters mit dem politischen Moralisten war den Deutschen zu fremd, als daß sein kritisches Genie über ihr Schicksal etwas vermocht hätte, und noch heute, fürchte ich, wissen wenige von ihnen, daß dieser Tote einer ihrer größten Schriftsteller war."

---

* Gemeint ist der 1943 im Verlag „El Libro Libre" in Mexiko veröffentlichte Roman: „Lidice".

Else Zweisam

ZWÖLF JAHRE

1933

Glocken rufen zur Feier –
Ach, nur ein Schleier
ist zwischen Heute und künft'gem Geschehen.

Tausend Blumen glühen im Licht.
Zittern sie nicht,
weil die Erde von Hufen dröhnt?

Menschen atmen in einer Stadt.
Still – sie hat
kein Fundament mehr: ein Pakt ward besiegelt.

Kinder tollen vor ihren Toren;
schon verloren,
weist ihr Lebensfaden ins Dunkel.

Ach, wir stehen auf dünnem Eis,
unter uns kreist
der Strudel des Verderbens.

Schon neigt der Sommer sich dem Ende,
grau steigen Nebel aus dem Gras.
Das Glück zerrann in jäher Wende,
und unsre Freude sprang wie Glas.

Bald klirrt der Frost die Blumen nieder,
die Welt wird dunkel, totenstill.
Mein Herz ahnt bang: es kommt ein Winter,
der nimmer, nimmer enden will.

1933–1945

Zwölf Jahre Betrug und Leid.
Und plötzlich hat sich die Lebenszeit
leise davongeschlichen.
Das Leben ist uns
manches schuldig geblieben.
Nur unser Lieben
war Erfüllung.

1945

Wenn das silbergraue Auto
der Gestapo vor dem Rathaus stand,
lag Grauen in der Luft
und der Hauch des Todes.

Wenn lederne Stiefel und Gamaschen
nachts an den Häusern vorbeiknarrten,
zitterte das Herz in der Brust
wie ein Vogel in einer groben Faust.

Als der erste Kosak auf dem Walle
der Stadt ritt –
weiß stand sein Pferd vor dem
grauen Turm –,
war das Herz wie ein Tier
hinter Gitterstäben,
die sich schon biegen.

Als Sowjetsoldaten mit
Bajonetten
um die Barrikade bogen,
schlug es wild vor Freude.

Als die Pferde der Steppe
durch die Straßen jagten,
schrie das Herz: „Frei!“
Der Tod hatte das Rennen verloren,
das Leben, das Leben gesiegt.

Gerhard Scholz

Schriftsteller und Theorie

Johannes R. Bechers resolute Mahnung zur Kritik, die seltene Einladung eines Schriftstellers an seine Leser, zu seinem letzten Unternehmen* in eine Art „Mitarbeiterverhältnis" zu treten, wird sicher nicht ungehört verhallen. Sie wird es um so weniger, da Becher auch, zur Erleichterung der Kritik wie zur praktischen Verbesserung ihrer Methode, einige recht freimütige und in unserer Situation beherzigenswerte Vorschläge macht: „Man sollte sich abgewöhnen, die Namen von Dichtern ständig nur in Begleitung von Attributen auftreten zu lassen ... Also: ‚X veröffentlicht ein Werk', und nicht: ‚Der allgemein bekannte X' oder ‚der berühmte X' usw. .. Bescheiden wir uns damit, daß wir sauber und nüchtern unsere kritische Meinung darlegen ..." In gleicher Richtung geht ein sehr begrüßenswerter praktischer Vorschlag: Wir sollten, meint Becher, *konkreter* rezensieren, auf die Gefahr hin, nicht alle Register gezogen zu haben. Wir sollten lernen, *gegenstandsgebunden* zu diskutieren, d. h. weniger in Allgemeinurteilen und Pauschalaussagen des „Gut" oder „Schlecht", des Tadels oder des Lobes.

Nicht ohne Absicht ist die Anlage seiner jüngsten Schrift als Anmerkungs- und Betrachtungsbüchlein anspruchslos in der Form und übersichtlich zugleich. Mit ihren 268 wohlnumerierten Eintragungen gleicht die „Poetische Konfession" einem gut geführten geistigen Haushaltsbuch. Die einzelnen Posten laufender Gedankeneingänge, in solcher Übersicht dargeboten, locken zu kritisch vielfältigem Einhaken. Es wäre als fruchtbare Folge von Bechers gutem Beispiel nur zu begrüßen, wenn mehr solcher Experimentierbücher unserer Schriftsteller entstünden: Schriften der Selbstrechenschaft über die angewandte Methode, d. h. über wichtige Arbeitsvorgänge, über die an einzelnen Gattungen gemachten Erfahrungen und Schriften der Reflexion über das allgemeine Verhältnis der poetischen Praxis zur Theorie. Wir haben Tagebücher und Annalen bitter nötig, welche das Bemühen unserer Schriftsteller um Kontakt mit der Wissenschaft im einzelnen dokumentieren. Solche Anmerkungshefte über das Wechselverhältnis und die Beziehung zu den Wissenschaften verschiedenster Gebiete – nicht etwa nur zu den Fachbereichen der Literaturtheorie und Ästhetik - erfüllen bei unseren jungen Schriftstellern eine wichtige Aufgabe.

Wir eröffnen die Debatte an dem in vielen Bemerkungen Bechers berührten, wohl strittigsten Punkt seiner Aphorismensammlung, über die Frage der Personalunion zwischen Künstler und Wissenschaftler.

Ein Schriftsteller, so glauben wir, muß nicht wie der Wissenschaftler die Gattung, in der er gerade produziert, allseitig erfassen. Es ist jedenfalls nicht generell nötig,

* Johannes R. Becher: „Poetische Konfession", Aufbau-Verlag, Berlin 1954; „Verteidigung der Poesie", Rütten & Loening, Berlin 1952.

daß ihm die Gesetzmäßigkeit des objektiv gegebenen Unterschieds zwischen den Genres begrifflich gegenwärtig sei. Er braucht auch eine bestimmte Gattung nicht in historisch perfekter Übersicht über ihre Entwicklung durch die Zeiten bis auf den heutigen Stand vor sich zu haben, damit sein Werk gelinge. Gerade weil die Einzelwissenschaften seit ihrem Hervortreten im 17. und 18. Jahrhundert eine stärkere Spezialisierung erfuhren, kann man vom Schriftsteller nicht verlangen, daß er den Literaturhistoriker oder den Philosophen ersetzt. Über eines aber besteht kein Zweifel: die Arbeit des Schriftstellers (und damit sein Nachdenken über das Gesetzmäßige in einem bestimmten Genre) kommt sicherer zum Ziel, wenn er mit den Theoretikern der Literatur in einer dauernden Kommunikation steht, und zwar mit solchen Theoretikern, die durch ihren ständigen Umgang mit der Wissenschaft eine hohe Qualität theoretischen Erkennens erreicht haben und befähigt sind, ihm ohne Schematismus zu helfen.

Es ist wichtig, zu beachten, daß die gesellschaftliche Qualität und das Niveau der Beziehungen zwischen Dichtkunst und Philosophie in der feudalen Klassengesellschaft, der bürgerlichen Klassengesellschaft und in einer sozialistischen Gesellschaft fundamentale Unterschiede zeigen. Aber aus dem Vergleich der Gipfelperioden nationaler Kunst in ganz verschiedenen historischen Epochen ergibt sich ein Gemeinsames: die Blute nationaler Dichtung ist immer auch das Ergebnis einer ganz bestimmten Reife der Theorie gewesen. Beispiele wie Baco zur Zeit Shakespeares oder Herder zur Goethezeit lehren, daß sich keineswegs das poetische Erkennen der Wirklichkeit in der Literatur oder der Ästhetik allein entfaltet, sondern auch das wissenschaftliche Erkennen überhaupt. Auch der allgemeine Gipfelpunkt des deutschen poetischen Schaffens im 18. Jahrhundert war ebenso wie der Durchbruch des sozialistischen Realismus im Werke Gorkis vor der Oktoberrevolution – hier allerdings auf einer ungleich höheren Stufe gesellschaftlicher Entwicklung – das Ergebnis der schöpferisch poetischen Konkretisierung einer schon in hohem Maße bestehenden Reife der wissenschaftlichen Theorie. Im Falle Gorkis und des russischen sozialistischen Realismus in seiner ersten Durchbruchsperiode denken wir vor allem an die Mentor-Rolle der revolutionären Demokraten, später an Lenin und Stalin, bei unserer deutschen literarischen Klassik an den starken Einfluß der Theorie durch Männer wie Lessing, Hamann, Herder, Merck, Lichtenberg und andere. Mit anderen Worten: die klassische Reife realistischer dichterischer Gestaltung war nicht zuletzt eine Folge des Einflusses von Schriftstellern, die auch und vor allem bedeutende Theoretiker waren.

Einer solchen Verbindung von Philosophen und Künstlern, von „realistischen Kritikern" und „kritischen Realisten", diesem Dioskurengang von Dichtung und Theorie dankt im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert gerade das halbpoetische Genre des Aphorismus in Deutschland seine Entwicklung zu klassischer Höhe. Die im Werdeprozeß dieser Literaturart seit Kästner und Lessing bis hin zu Büchners und Heines Aphoristik erreichten Resultate solcher Dioskurengänge von Wissenschaftlern und Dichtern waren für die letzteren in den poetischen Formen ein ebenso unentbehrlicher Lehrgegenstand wie für die Wissenschaftler ein bedeutungsvolles Stück Vorgeschichte der klassischen deutschen Philosophie in ihren dialektischen und materialistischen Ansätzen.

Da einerseits die Bedeutung des Zusammenwirkens von Künstlern und Theoretikern im Genre des *Aphorismus* besonders deutlich wird und andererseits Johannes R. Becher sich dieser Gattung in seinen Werken bedient, schicken wir unseren kritischen Erörterungen der genannten Arbeiten Bechers einige Erklärungen zum Aphorismus voraus.

Aphoristik ist Spruch- und Redeweisheit. Zu ihr zählt also die prosaische wie die poetische Form. Zur letzteren rechnen wir u. a. Sinngedicht und Epigramm. In der Arbeit an diesem Genre fanden sich neben zwei bedeutenden Vertretern der Naturwissenschaft und Philosophie in Göttingen, A. G. Kästner und Lichtenberg, Männer wie

Lessing, Hamann, Herder. Außer Klopstock, in seiner dem Genre des Aphorismus nahestehenden poetisch-politischen Spruchkunst, waren ihre schöpferischen Förderer im Hauptberuf kritische Wissenschaftler und wissenschaftliche Kritiker. Die historische Leistung Lessings auf diesem Gebiet hat Lichtenberg mit den Worten gewürdigt: „Lessing war einer der wenigen, die tiefgegründete Sachen kurz und stark zu sagen wissen, fast der einzige, der zwanzig-dreißigjährige Erfahrung in einer Zeile hinwirft, die hernach dem denkenden Leser mit einem Vergnügen, das kein Gleiches hat, sich wieder in Lebensgebrauch auflöst." Davon nicht zu trennen war die Entwicklung eines philosophischen Gehalts mit dialektischen Zügen und zum Teil materialistischen Vorzeichen. Wie eine Art „Vorgebirge der guten Hoffnung" ist diese sowohl ästhetisch als auch philosophisch bedeutsame Literaturart dem hohen Bergmassiv der Klassik Goethes und Schillers historisch vorgelagert. Und indem sich die Aphoristik seit 1750 – von Kästner, Lessing, Hamann, Klopstock, Lichtenberg, Herder und später Seume über Schiller und Goethe bis hin zu Büchner und Heine – besonders auch um die Bildung eines theoretisch umfassenderen Gehalts in inhaltlich wichtigen wissenschaftlichen Fragen bemüht, gehört sie auch zur Vorgeschichte der klassischen deutschen Philosophie.

Zur Bedeutung der Leistung des Realismus in diesem Genre auf deutschem Boden darf nicht zuletzt auf Goethes Urteil über Lichtenbergs Werk als Spiegel „einer ganzen Welt von Wissen und Verhältnissen" hingewiesen werden. Goethe geht – wie der Sturm und Drang nach Lessing – in den Spuren schöpferischer Aneignung und Weiterbildung dieser Form. Das soziale Epigramm und die sozial-historische Anekdote z. B. werden vom jungen Goethe, von Bürger, Lenz und anderen seit 1770 ins eigentlich Poetische ihrer lyrischen und dramatischen Schöpfungen eingeschmolzen. Was die philosophische Seite anbetrifft, so ist eines besonders deutlich: im Ensemble der am Genre des Aphorismus Arbeitenden gehört Goethe zu denen, die dort am intensivsten lernen. So hat dieses Genre seit 1750 noch in ungleich höherem Grad als in der Frühphase seiner Entwicklung gleichsam Steigbügel, Zaum und Zügel künstlerischer Meisterung und Beherrschung der eigentlich poetischen Formen werden können.

Zur ersten allgemeinen Erörterung der Genesis dieser Literaturart gehört also die wichtige Feststellung, daß den am Wort künstlerisch Arbeitenden aus der Philosophie, d. h. von jenseits der Zäune ihres Reviers der stärkste Impuls kam. Halten wir fest: die Bedeutung solcher Kommunikation, wie das Lernen Goethes von Herder und Lessing oder das Lernen Gorkis von Lenin und den Theoretikern der revolutionären Demokraten, dürfte auch heute für unsere Schriftsteller im Prinzip Beispiel bleiben.

In Eintragung 93 des Buches „Poetische Konfession" äußert nun Becher eine Meinung, die ich nicht unwidersprochen lassen möchte, zumal sie ein grundsätzliches Problem anrührt. In dem Vorschlag zur Bildung eines Gremiums zur Förderung des Entstehens einer Nationaloper war von der „Zusammenarbeit zwischen Komponist, Schriftsteller und Wissenschaftler" die Rede. Becher läßt nun zwar das Wechselverhältnis der beiden ersten Gattungen von künstlerisch ausübenden Fachleuten gelten, weist aber die Mitarbeit des Wissenschaftlers ab: „... Nein, wir haben darüber schon bei anderer Gelegenheit geschrieben, der Dichter hat sich keinen Wissenschaftler zuzulegen, sondern er hat selber ernsthaft wissenschaftlich zu arbeiten, und der Künstler selber muß jenes Gremium sein und es hervorragend verkörpern, von dem in der Zeitung die Rede ist."

Hier taucht die Frage auf, ob nicht kollektives Planen ein die künstlerische Arbeit hemmendes Administrieren zur Folge haben könne. Derartige Schwächen sind heute noch nicht restlos überwunden. Bestimmte gewiß wichtige Einzelelemente, wie Thematik und Stoffwahl, lassen sich vorbereiten, aber schon die Diskussion der leitenden Motive einer im großen fertig angelegten Arbeit setzt außer wissenschaftlicher Anleitung des

Künstlers eine hohe Stufe individuellen künstlerischen Gestaltungsvermögens voraus. In den Fehler des Administrierens brauchen nicht etwa nur Staatsorgane oder nicht genügend stark mit hervorragenden Schriftstellern besetzte Gremien zu verfallen. Man könnte sich eine Körperschaft auch von Schriftstellern und Dichtern vorstellen, die in ähnlich unparitätischer Zusammensetzung über das Wohl und Wehe des Werkes eines Wissenschaftlers falsch entscheidet. Solche Konflikte sind Kinderkrankheiten, d. h. dem Wachstum einer neuen Gesellschaft während eines bestimmten Stadiums noch eigene Entwicklungsschwierigkeiten, die eines Tages überwunden sein werden.

Über das Besondere solcher Grenzfälle hinaus aber führt der von Becher so polemisch behandelte Artikel auf eine Kernfrage. Man sollte meinen, daß die in der Presse erhobene Forderung nach künftig enger zu gestaltender Zusammenarbeit zwischen Künstler und Wissenschaftler in unserer Situation noch volle Gültigkeit hat. Die Rufe Bechers nach einer sachlich-kritischen Debatte, nach einem „Mitarbeiterverhältnis" selbst zu Lesern eines breiteren Publikums bestätigen jedoch nur zum Teil solche Annahme. Bechers Mahnung an die Schriftsteller, ihr wissenschaftliches Bildungsniveau auch ästhetisch qualitativ zu erhöhen, könnte der Motor sein, eine allgemein bessere Kommunikation zwischen poetischer Praxis und Theorie zu schaffen, wenn nicht Becher seinen richtigen Grundsatz wissenschaftlich größerer Verselbständigung unserer Schriftsteller dadurch wieder in Gefahr brächte, daß er ihn überanstrengt.

Die ehrlich zu begrüßende und von uns in ihrer Bedeutung auch gewürdigte Forderung nach einer intensiveren Selbsterziehung wird ihm unter der Hand zu einer besonderen Art von Perspektive. Im Eifer ersetzt Becher das richtige Prinzip durch eine Utopie; in einer Art Wunschtraum beginnt sich ihm der „wirklich schöpferische Dichter" in einen zu allen Fragen der literarischen Wissenschaft plötzlich allein und souverän kompetenten Homo universalis der Theorie zu verwandeln.

Das Muster zu diesem Ansatz einer besonderen Theorie der Verwandlung des Dichters auch in einen Repräsentanten der Wissenschaft wird, da ein solcher Homo universalis bei den klassischen Theoretikern der Gesellschaft unmöglich anzutreffen ist, bei den poetischen Klassikern „aufgefunden". Hören wir über die Herleitung seiner „Perspektive" aus der deutschen Klassik Becher selbst: „Unsere Perspektive muß es sein, Kritiker und Künstler in einer Persönlichkeit zu vereinen, insofern wir die Klassik als Vorbild ernst nehmen." („Verteidigung der Poesie", S. 412.)

Wir sehen uns jetzt nur auf seinen eigenen Spuren, an Hand einiger der wichtigsten Zitate aus Bechers Aphorismen, Essays und Reden, d. h. an den Fundstellen seiner besonderen Theorie etwas genauer um. Er schreibt: „Selbstbehauptung des Geistes ist Machtwerdung.

Aber wo sollte sein (Goethes. G. Sch.) Geist Macht werden, wenn er sich nach einer Macht umsah. Wie richtig schätzte er die ein, die an der Macht waren . . ." (S. 287.)

Die Lebens- und Schaffensgeschichte Goethes wird bei Becher auf Grund solchen Isolierens des Dichters zu einem Wechselspiel der Auseinandersetzung von Goethes „Geist" mit einer geistlosen „Macht", nämlich den feudalen Machthabern und dem vom Autor zu ihrem Anhängsel degradierten „Bürgertum". Hören wir, in welchen Worten Becher Goethe, wie Minerva aus dem Haupte des Zeus, in Deutschland unter Menschen, die ihm unterlegen sind, als „Geist" zur Welt kommen läßt. Das Wörtchen „unendlich" hat dabei den Grad der Differenz zu den gewöhnlichen Menschen zu bezeichnen: „Unendlich überstieg der Mensch Goethe den deutschen Menschen, wie er uns vor der Geburt Goethes entgegentritt." (S. 312) Einige Seiten vorher heißt es: „In solch einer Produktivität, in solch einer Universalität . . . hat Goethe alle, die vor ihm waren, übertroffen und alle die nach ihm Kommenden überholt . . . Wer sich so in seiner Zeit als Gestalt erhöht hat wie Goethe, der eilt voraus . . ." (S. 301) Im Gehalt

dieser am Exempel Goethe als Muster entwickelten Theorie spielt der Begriff der „Selbstgestaltung" in Bechers Aphorismenbüchern eine bestimmte Rolle. „Was wäre uns zu vollbringen möglich gewesen", fragt Becher im Namen der Nation, „da es dem deutschen Menschen einmal gelungen ist, sich in der Gestalt Goethes so unendlich über sich zu erheben, sich so unendlich zu übersteigen und solch eine menschliche Höhe zu erreichen!" (S. 312.)

Hier, so scheint uns, wird die wirkliche Geschichte der literarischen Kultur auf ein imaginäres Schauspiel des rätselvollen Auftauchens „unendlich" großer einzelner Genien, den Gang ihrer sogenannten „Macht"- und „Gestalt"-Werdung reduziert. Hören wir Bechers Einführung des Begriffs „geschichtlicher" Kraft in dieses System: „Die menschliche Fülle und die universelle Kraft, wie sie Goethe in sich verkörpert, erscheint uns heute beinahe legendär . . . Goethe selbst erscheint uns gewissermaßen als eine ‚geschichtliche Kraft' . . ." (S. 300.)

Halb zwischen den Zeilen taucht in einem Nebensatz so etwas wie eine Erinnerung oder Vermutung auf, daß auch das noch junge Bürgertum in Deutschland „geschichtliche Kraft", d. h. progressives Element sein könne und daß Goethe eine aus ihm sich erhöhende Persönlichkeit sei: „Und wieder hatte das Bürgertum versagt, dessen wunderbare menschliche Erhöhtheit ein Goethe gewesen war." (S. 297.) Aber sehr rasch verliert Becher dieses Konzept wieder.

Seine allgemeine Schlußfolgerung lautet: „Wenn Schriftsteller, ‚schöpferische' sogar, nach einer Anleitung seitens eines allwissenden Theoretikers verlangen, so erscheint mir dieses Begehren ein wenig absonderlich. Der Schriftsteller muß solch eine ‚Oberleitung' schon in sich selbst tragen, er kann nicht andere für sich denken lassen, außer . . . die Menschheit denkt in ihm, sein Vaterland, sein Volk und in unserem Fall die Partei. Auf jede andere Anleitung und Anweisung muß der Schriftsteller verzichten und sich der Mühe unterziehen, selber und selbständig zu denken." (S. 408.)

Weiter nimmt er an, daß man auf Theorie, auf literaturkritische Instanzen außerhalb des ausübenden Künstlers und Schriftstellers, keine Literatur orientieren könne: „Der Literaturkritiker als ein ideologischer Führer der Literatur, als einer, der Schriftsteller und Dichter anregen und anleiten will und der in der Theorie dem schöpferischen Schriftsteller überlegen sein soll und so weiter – auf ein solches literaturkritisches Genie hin kann man keine Literatur orientieren." (S. 412.)

Im Aphorismus Nr. 105 der „Poetischen Konfession" kehrt diese Anschauung Bechers in konkreter Form der Aussage wieder. Becher formuliert zwar abstrakt richtig: „Nochmals: die Literatur ist ein Ensemble, eine Literaturgesellschaft mit vielerlei Aufgaben, verschiedenartigsten Funktionen, wobei nicht jede von jedem erfüllt werden kann." Wer nun aber am runden Tisch dieser Gesellschaft den Theoretiker sucht, wird ihn nicht finden. Ist er nur vergessen worden? Oder soll der „Lektor" und „Pädagoge" seine Stelle versehen? An dem letzteren wird gerühmt: „. . . ein guter Deutschlehrer versteht es meistens besser als ein Schriftsteller, einen Einführungsunterricht in die Literatur zu erteilen." („Poetische Konfession", S. 75.)

Das für die organisatorische Praxis wichtige Fazit, so scheint es, haben wir in der Begründung vor uns, mit welcher der Autor den in der Presse gemachten Vorschlag zur Bildung eines solchen Arbeitsgremiums abweist: „Nein, der hervorragende Künstler ist gerade darum hervorragend, weil er ein *hervorragend denkendes Wesen* ist; und gerade in unserem Jahrhundert gehört die Wissenschaft mit zur poetischen Substanz, um das ganz unmißverständlich fordernd und herausfordernd auszusprechen." (S. 67/68; Hervorhebung von Johannes R. Becher.) Im gleichen Aphorismus finden wir zu der zuletzt angeführten Formulierung die entsprechende Erläuterung: „Der Künstler selber muß jenes Gremium sein . . ."

Wenn der Dichter wirklich selbst das Gremium verkörpert, welches allein ihn „anleitet", wenn der Schriftsteller für sich jenes „literaturkritische Genie" ist, auf das hin die Literatur „sich orientiert", in dem sozusagen „die Menschheit", „sein Volk", sogar „die Partei" eingekörpert sind, wo bliebe dann die Wissenschaft? Wer unter uns Sterblichen würde wissenschaftlich kritisieren wollen? Wo wäre die wirkliche Menschheit, das wirkliche Volk und nicht zuletzt auch die wirkliche Partei, das heißt, die organisierte Vorhut einer wirklichen Klasse, der Arbeiterklasse, in ihren wirklichen Kämpfen?

Dieselbe Frage haben wir uns schon am Beispiel des 18. Jahrhunderts gestellt und auch beantwortet, als es sich darum handelte, den Fundstellen jener „Einkorperungslehre" genauer nachzuspüren. Wenn es Becher mit der Tendenz zu solcher Geist-Macht-Lehre wirklich ernst ist, *wie könnte* – und sollte eigentlich – *neben einer solchen besonderen Theorie die allgemeine und wissenschaftliche noch gelten, daß die Geschichte in ihren antagonistischen Entwicklungsphasen*, wozu die Goethezeit rechnet, *eine Geschichte von* wirklichen *Klassen in ihren* wirklichen *Kämpfen ist?*

Wir müssen jetzt auf die politische Seite dieser schroffen Zurückweisung jeder sogenannten „Anleitung" genau an der Stelle noch einmal eingehen, wo der Autor sich in seinen Aphorismenbüchern literaturpädagogisch auf das Beispiel Goethes beruft. Es geht hier um das wissenschaftlich entscheidende Problem richtiger Aneignung des klassischen nationalen Literaturerbes, und zwar nicht etwa nur im einzelnen, sondern im ganzen.

Mit anderen Worten: Es handelt sich um die alternative Frage: Überhaupt Aneignung oder nicht? – Sollte es möglich sein, daß dieser entscheidende Punkt eine der schwächsten Seiten in Bechers ästhetischen Anschauungen ist, wie sie die Aphorismenbände zeigen?

Es ist der Aufmerksamkeit Günther Deickes in seiner Rezension (NDL 7/54) nicht entgangen, daß in dieser letzten wichtigen Frage, die in Bechers Aphorismen aufgeworfen wird, überhaupt noch Unklarheit besteht. Deicke zitiert das ihn stark befremdende Urteil, „daß man auf das eingehende Studium der Vergangenheit, z. B. der Klassik verzichten könnte, wenn eine bedeutende moderne Literatur vorhanden wäre, die in ihren vielartigsten Erscheinungen das Beste der Vergangenheit, so wie es unserem Jahrhundert gemäß ist, in sich aufgenommen hätte." Bemerkenswert ist dieses Urteil aus mehr als einem Grunde.

Becher hat unter seinen Aphorismen Lenin geradezu als Maxime wörtlich zitiert, Lenin, der als Sohn des russischen Volkes in Gorkis Werken und denen anderer großer zeitgenössischer Autoren eine solche „bedeutende moderne Literatur" vorgefunden hatte, und doch gab er jene wissenschaftlich so wohl fundierte Aufforderung zu eingehendem Studium wie zu der kritischen und schöpferischen Aneignung des kulturellen Erbes der Nation durch alle Epochen! (Auch Becher selbst steht als Herausgeber klassischer und vorklassischer Literatur gegen seine oben zitierte theoretische Bemerkung.)

Wie wir oben sahen, forderte Becher ursprünglich, gleichsam als Voraussetzung seiner Perspektive, „Kritiker und Künstler in einer Persönlichkeit zu vereinen", „die Klassik als Vorbild ernst zu nehmen".

Droht er nicht dieser Aufgabe jetzt selbst untreu zu werden? Mit seinem leisesten Schwanken in der entscheidenden Frage, ob im Gange der Literaturentwicklung im 18. Jahrhundert heute noch gültige, nach objektiver Gesetzmäßigkeit wirkende Werte hervorgebracht wurden, wird notwendig auch seine allgemeine und ihn in vielen Urteilen seiner Aphorismen leitende richtige Theorie in die Luft gestellt. Wird nicht damit auch die Objektivität einer strengen Gesetzmäßigkeit der Entwicklung zum sozialistischen Realismus angezweifelt?

In welchem Grade diese Schwäche des Autors mit seiner idealistischen Macht-Geist-Konzeption zusammenhängt, zeigt die Bemerkung „Von einer Nationalliteratur der Deutschen". Hier führt ihn jener Ansatz zu einem unhistorisch-scharfen Trennungsstrich zwischen heute geistig „machtgewordener" Literatur in der Deutschen Demokratischen Republik und der in der Vorgeschichte unserer Gegenwartsliteratur niemals „machtgewordenen" Literatur. Es wird damit auch das Standbild Goethe wieder eingeschmolzen. Wir zitieren: „Das Problem Geist und Macht, wie es seit je die bedeutendsten Persönlichkeiten der Menschheitsgeschichte beschäftigt, sind wir gewillt, auch im Bereich der Literatur zu lösen . . . Von der Macht darf man nicht im allgemeinen sprechen, sondern muß sie, wenn wir sie in Beziehung zu einem konkreten Geist setzen, ebenfalls konkret bestimmen . . . Die Deutsche Demokratische Republik ist im Begriff, die besonders günstigen Verhältnisse zu entwickeln, die Goethe als Voraussetzung für das Entstehen einer Nationalliteratur anführt . . . Diese neuartige Beziehung zwischen Literatur und Staat, zwischen Geist und Macht, haben wir in unserer bisherigen Geschichte noch nicht erlebt. Im Gegenteil: unsere bisherige Geschichte charakterisiert die Diskrepanz zwischen der Staatsmacht und jeder Bemühung um ein geistiges Leben." („Verteidigung der Poesie", S. 366/67.)

So wichtig die Beachtung der Rolle und Bedeutung des Überbaus, die Funktion des Staatsapparates in den gesellschaftlich richtigen Händen ist, so metaphysisch verzerrt muß ein Geschichts- und Literaturbild werden, das einen Überbaufaktor schlechthin zur Dominante macht, sei es nun einen „Geist" oder „den Staat". Es sind Kehrseiten der gleichen Münze. Bechers Polemik gegen das „Leiten" und „Anleiten" des Künstlers steht in engem Zusammenhang mit diesem Überbetonen der Funktion des „Geistes" einerseits und des „Staates" andererseits. Da nämlich im Rahmen seiner Geist-Macht-Konzeption auch die Theorie und Wissenschaft immer nur im großen Einzelnen, d. h. im schlechthin überragenden Geist als eigentlich geschichtlicher Kraft vorgestellt wird, ist dieser schlechthin geniale Wissenschaftler ebenso wie der schlechthin geniale Künstler unanleitbar.

In keinem Bereiche ist nun die Rückwirkung des Fehlers im theoretischen Ansatz gesellschaftlich so einschneidend wie in der literaturpädagogischen Anwendung wissenschaftlicher Lehre, also beim Vermitteln der Theorie. Der Autor hat zu dieser Frage eine Alternative gestellt, die seiner besonderen Theorie entspricht: „Anleiten" oder nur „anregen" und sich „anregen lassen"? Das ist die von Becher alternativ gestellte Frage, die er in einer Reihe von Aphorismen im Sinne des „Anregens" rigoros beantwortet.

Dieses Problem und seine richtige Entscheidung sind von großer Tragweite; nicht nur für die Arbeit des Schriftstellerverbandes, sondern auch für das Zusammenwirken jedes Ensembles, in dem sich Wissenschaftler und ausübende Künstler bei der Förderung der Methoden poetischer Praxis etwa künftig zusammenfänden.

Fast apodiktisch formuliert Becher, seine besondere Theorie nicht aus dem Auge lassend: „Man kann sich schwerlich einen Kritiker vorstellen, der zum Beispiel Goethe angeleitet hätte, aber daß sich Goethe von allem und jedem, was anregenswert war, anregen ließ, ist wieder für jeden schöpferischen Menschen eine Selbstverständlichkeit." (S. 412) Wenn wir von Anleitung sprechen, so drückt das immer auch den Optimismus in folgender Richtung aus: Der Einsicht in die objektiven Gesetze kann und muß es als Lehre möglich sein, auf die jeweilige Praxis individuell und konkret einzuwirken. Goethe war gerade darin ein in hohem Grade schöpferischer Mensch, daß er sich – um nur ein Beispiel unter sehr vielen herauszugreifen – in der Periode der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" von einzelnen Mitarbeitern jenes Redaktionskollektivs, von Merck und Herder, auch anleiten ließ, d. h., er schenkte ihnen – und zwar nicht über kurze Zeit – so intensiv Gehör, daß er in theoretisch wichtigen Dingen neu lernend und umlernend von Herder zum Beispiel befähigt wurde-

einen höheren Standort kritischer wie künstlerischer Arbeit zu erreichen.* Zahlreiche Dokumente, Äußerungen, besonders auch von Goethe selbst, geben Zeugnis davon, wie weit hinaus über bloße „Anregung von allen und jedem" Herders Einflußnahme ging. In seinem Bericht über die erste Begegnung mit Herder betont Goethe, wie ihm als Patrizierkind eine noch durchaus „behagliche" Art innerer Anteilnahme an Zeugnissen feudaler Kultur, an den Festivals deutscher kaiserlicher Repräsentanten eigen war. Diese erlitt jedoch durch Herders neue Sicht und kritischere Betrachtung politischer wie historischer Dinge einen harten Stoß. Nicht zuletzt habe er, Goethe, gelernt, daß Dichtung keineswegs „ein Privaterbteil einiger feinen gebildeten Herren" sei, sondern eine „Welt- und Völkergabe" („Dichtung und Wahrheit").

Es war während der letzten zwei, drei Jahrzehnte eine herrschende Tendenz der Literaturtheorie des Imperialismus, Herders Wirkung auf Goethe, wie überhaupt auf die Klassik, zu bagatellisieren, auf die Entwicklung des jungen Goethe möglichst ganz einzuschränken.

Die biographischen und werkgeschichtlichen Fakten dagegen sagen etwas anderes aus. Noch der Vierzigjährige hat, wie uns die Briefe melden, bei der Arbeit an der Iphigenie zu ästhetisch wesentlichen Fragen Herders Rat eingeholt. Wir wissen weiter, daß, selbst während der kurzen Spanne privat getrübteren Verhältnisses zwischen 1793 und 1796 bei der Zusammenarbeit für Schillers „Horen", Herders lehrende Stimme zu bedeutsamen Fragen von Goethe gehört wurde.

Man kann, so glauben wir, in dieser Frage selbst bestimmten Biographen Goethes seit dem ersten Weltkrieg kein Zugeständnis machen, welche trotz der Vielzahl historischer Dokumente versuchten, Herder mit einer sogenannten „Vorromantik" enger zu verknüpfen. Gundolf, Jaspers und andere erreichten damit, Goethe in die geschichtlich große „Ausnahme" und den isolierten genialen „Einzelnen" zu verwandeln.

Anregen und sich anregen lassen – das ist auf Goethe und die Klassik nicht anwendbar! Es trifft auf keinen großen deutschen Dichter zu. Es gilt schon gar nicht von Becher selbst. Und darum bedeutet uns seine Dichtung viel. Was er uns als deutscher Dichter gestern und heute geworden ist, wurde er, wie er freimütig bekennt, durch die leitenden und anleitenden Erfahrungen der allgemeinen Theorie. Er wurde, was er ist, durch entscheidende kritische Einsichten, die uns eine Reihe seiner Aphorismen zu stark unter den Scheffel gerückt haben.

Daß in der ganzen Frage einer solchen Alternative Becher gegen Becher steht, daß dem Kritiker im Dichter selbst ein scharfer wissenschaftlicher Widerpart dort entsteht, wo der Literaturhistoriker und Pädagoge hinter dem politischen Selbstbiographen zurücktritt, ist in beiden Aphorismenbänden auffallend. Mit dem geradezu leidenschaftlichen Hervorheben der Bedeutung anleitender Erfahrungen in Bechers politischer Selbstbiographie werden endlich die am literaturhistorischen Beispiel der Klassik in ein starkes Zwielicht geratenen Kriterien wieder ins Licht gesetzt. Lassen wir am Schluß in einem Beispiel den Johannes R. Becher als leidenschaftlichen Verteidiger der allgemeinen Theorie zu Worte kommen. Unter der Jahreszahl 1950 finden wir in seinen „Bemerkungen" unter dem Titel „Geheimnis des Jahrhunderts" folgendes eingetragen: „Mir scheint, man kann sich keine würdigere Abschlußfeier der ersten Hälfte des Jahrhunderts denken, als daß jeder auf seine Weise von einem Ereignis Zeugnis ablegt, das ihn entscheidend beeinflußt hat und das er auch heute noch als entscheidend für die Entwicklung der Menschheit betrachtet. Für mich also war es ein Buch. Sein Verfasser hieß Lenin und der Titel: ‚Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus'.

* Auf das Problem des Lernens und die Bedeutung der Theorie ist an diesem besonderen Falle in einem Aufsatz von uns in der „Bildenden Kunst", H.3/53, S.52/54 näher eingegangen worden. G. Sch.

Damit soll nicht behauptet werden, daß andere Bücher, und nicht zuletzt selbstverständlich auch literarische Werke, auf mich keinen tiefen, nachhaltigen Einfluß ausgeübt hätten. Aber dieses Buch – Lenins Werk – hat mich am tiefsten auf den Grund der Dinge schauen lassen, und ohne diesen Blick auf den tiefsten Grund der Dinge wäre mir das wesentliche Verständnis für unsere Zeit vorenthalten geblieben ... Damit habe ich wohl auch manchem Leser geantwortet, der erstaunt sein mag, daß ein Dichter von einer nüchternen, wissenschaftlichen Schrift, wie sie Lenins Werk darstellt, so entscheidend beeindruckt wurde ...

Damit die Schönheit lebendig bleibe und an Schönheit zunehme, damit sich die Kunst auf der Höhe dessen halte, was die Großen aller Völker an Kunstwerken hervorgebracht haben, muß sie sich mit dem Geist der Wahrheit messen und ihm standhalten ... Keine Niederlage ist es, wenn sich in diesem Sichmessen Lenin als der Stärkere erweist; aus dieser Art von Niederlage kann auch der Künstler, wenn er lernwillig ist, als Sieger hervorgehen." (Verteidigung der Poesie, S. 8/9.)

Es ist klar, daß ein Sich-Erinnern an die historischen Daten der Beziehung Goethe – Herder nicht den Sinn haben kann, literaturkritische Genies heute zu suchen. Mit den Veränderungen in der Gesellschaft hat sich sowohl in der neuen Qualität der Theorie als in der Struktur des Ensembles die Form des Kontaktes von Schriftsteller und Theorie verändert. Für unsere Literatur in ihrer Entwicklung zum sozialistischen Realismus ist die Bedeutung der Theorie bei der Bildung solcher anleitenden Ensembles größer geworden als je zuvor. Zur Literatur an der Schwelle zum Realismus im 18. Jahrhundert hat Goethe bekanntlich das nüchterne Urteil gefüllt: Die deutsche Sprache begann „durch kein großes Dichtergenie, sondern durch bloße mittelmäßige Köpfe ... zur Dichtersprache gebraucht zu werden".* Der frühe Abschnitt, auf den Goethe hiermit gewiesen hat, glänzt immerhin bereits mit so bedeutenden Namen wie Klopstock, Wieland, Bürger. Sie sind auch in der Einleitung zu jenem Urteil genannt. In den Prozeß dieses zähen Ringens, um aus dem „Dilettieren", d. h. einem durch Einsicht in die Gesetzmäßigkeit nur sporadisch erhellten Praktizieren herauszukommen, schließt Goethe also sich selber kritisch mit ein. Der dabei von ihm formulierte Maßstab ist noch unser aller, und heute erst recht unser *Richtmaß:* „Begriff des Künstlers im Gegensatz des Dilettanten. Ausübung der Kunst nach Wissenschaft. Annahme einer objektiven Kunst. Schulgerechte Folge und Steigerung ..."** Die vor 155 Jahren von Goethe gestellte Perspektive hat auch Gültigkeit für den Kern der von Becher in seinen beiden Aphorismenbüchern richtig gesehenen Aufgabe heute. Nur in der Frage des notwendigen Kontakts zwischen Dichtern und Wissenschaftlern sind wir von seinen Ansichten abgewichen.

* Goethe: „Über den Dilettantismus" (1799).

** „Über den sogenannten Dilettantismus oder die praktische Liebhaberei in den Künsten (Allgemeinstes)." Inselausgabe 1923, Band 2, S. 228.

Maxim Gorki und die Literatursprache

Auf dem Moskauer Schriftstellerkongreß hat der Chefredakteur der „Literaturzeitung", Rjurikow, über die große Bedeutung der Arbeit an Stil und Sprache gesprochen. Auch in den Diskussionsbeiträgen wurde vielfach darauf hingewiesen, daß literarische Kunstwerke nur in einer kunstvollen, meisterhaft beherrschten Sprache geschaffen werden können und daß der Kampf um die Reinheit der Literatursprache in der Gorkischen Tradition fortgeführt werden muß.

Wie sehr diese Wahrheiten in der Sowjetunion über den Kreis der Schriftsteller und Kritiker hinaus zum Gemeingut aller an der Literatur Interessierten geworden sind, zeigt die (im folgenden mit unwesentlichen Kürzungen veröffentlichte) Abhandlung einer Moskauer Studentin des ersten Kurses der journalistischen Fakultät. Uns scheint, daß diese „Prüfungsarbeit" einer jungen Studentin vielen von uns als Beispiel und Anregung, der Beschäftigung mit der Literatursprache mehr Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen, dienen kann.

Maxim Gorki war sich völlig im klaren darüber, daß die Sprache „die Wirklichkeit des Gedankens" (Marx) ist. Er wurde nicht müde, in zahlreichen Artikeln, in Gesprächen und in Briefen an junge Autoren zu wiederholen, daß „das Wort das Gewand aller Tatsachen und aller Gedanken" ist („Unterhaltung mit jungen Autoren") und daß „das Wort der Stoff ist, aus dem die Hosen für die Gedanken und Gefühle genäht werden" (aus einem Brief an I. A. Alexandrow).

Gorki beurteilte die Entstehung und die Bedeutung der Sprache vom marxistischen Standpunkt aus. In den Artikeln „Über die Sprache", „Über die Kunst", „Über die Märchen" und in anderen erklärt er, daß die Sprache durch die Arbeit entstanden sei und dem Kollektiv der Urgesellschaft zur Erleichterung dienen sollte; er weist darauf hin, daß die Sprache als Verständigungsmittel ungeheure Bedeutung für den Urmenschen hatte und in der weiteren Entwicklung der Gesellschaft zum wichtigsten Instrument der Kultur wurde.

Seit Gorki zu schreiben begonnen hat, ist er stets für die Reinheit und Genauigkeit der russischen Literatursprache eingetreten. Er mußte dabei einen Zweifrontenkrieg führen, mußte an der einen Front gegen die Formalisten und an der anderen gegen die Vulgarisatoren kämpfen.

In mehreren Artikeln wandte sich Maxim Gorki gegen alle, die den Standpunkt vertraten, die Sprache sei klassengebunden. Gorki ging zwar nicht direkt auf diese Frage ein, bekämpfte jedoch alle Erscheinungen, die namentlich infolge dieser Auffassung von der Sprache auftraten. (Das bezieht sich

auf die Polemik über die Sprache mit F. Panfjorow, auf die Antwort an die absoluten Gegner von Ausdrücken aus dem Altslawischen, auf den Kampf gegen die Vulgarisierung der Sprache, gegen den Naturalismus, z. B. in Äußerungen über die Sprache in F. Gladkows Roman „Zement" u. a.)

Panfjorow vertrat den Standpunkt, es sei notwendig, durch die spontane Einführung von Dialektismen, Vulgarismen und plumpen Neologismen (die angeblich in Analogie zu der „kräftigen Bauernsprache" gebildet waren) in die Literatursprache, irgendeine neue Sprache zu schaffen – diese Gedanken erfuhren in den zwanziger und dreißiger Jahren durch die These vom Klassencharakter der Sprache weite Verbreitung. Wenn aber die Sprache klassengebunden sei, meinte Panfjorow, so müsse die Revolution nicht nur die alten Ausbeuterklassen, die Träger der „adligen", der „bürgerlichen" und der „kirchlichen" Sprachen, sondern auch deren Sprachen beseitigen. Statt ihrer sollte die neue „proletarische" Sprache herrschen. Daher rühren die erfolglosen Versuche vieler angesehener Schriftsteller, mit Dialektausdrücken, Vulgarismen oder durch Mißachtung der alten grammatischen Formen und durch Wortkunststückchen diese neue Sprache zu schaffen. So klagte I. Selwinski in den dreißiger Jahren in einem Gedicht, daß die alten Formen nicht dem Geist der revolutionären Epoche entsprächen. Der Dichter fühlte sich, nachdem er in der Revolution gesiegt hat, in eine Wort„leere" versetzt und jammert darüber, daß „das Volk – o weh! – die Jamben bevorzugt" (d. h. die Jamben der Klassiker), während seiner Meinung nach in den Jamben etwas „vom Glanz der Epauletten" liege. Eine derartige Ablehnung des klassischen Erbes, der Notwendigkeit, die Sprache und die Form der Literatur gründlich zu studieren, kam den schrecklichen Vereinfachern gerade zupaß, die Gorki einmal mit folgenden Worten charakterisierte: „Zur Kategorie der Simplifikatoren gehören unbegabte, talentlose Menschen, aber auch ‚Raffer', Leute, die danach trachten, angesehene Stellungen einzunehmen – Parasiten, die die Arbeiterklasse in ihrer Umgebung und auch in ihren Reihen schon großgezogen hat."

In seiner Antwort an den Autor der Arbeit „Die Sprache der Dorfkorrespondenten" schreibt Gorki: „Sie halten ‚örtliche Redewendungen' und ‚Provinzialismen' für neue, originelle Wortbildungen, während mir Ihr Material nur zeigt, daß die herrliche, aphoristische Sprache, das bildhafte und treffende russische Wort entstellt und ‚vulgarisiert' werden."

Der Massenzustrom junger Kräfte aus den Reihen der Werktätigen zur Literatur war zweifellos eine positive Erscheinung. Man mußte diesen jungen Kräften helfen, damit sie sich möglichst schnell Bildung aneigneten, und ihnen für ihre weitere selbständige Arbeit die richtige Richtung weisen. Gerade weil ihr kulturelles Niveau gehoben und ihnen ideologisches Rüstzeug mit auf den Weg gegeben werden mußte, tat es not, schädliche Theorien, die die Ent-

wicklung der Literatur hemmten, energisch zu bekämpfen. Obendrein betätigten sich unter den ehrlichen, der Revolution ergebenen Schriftstellern auch ideologische Schädlinge, denen diese Theorien sehr gelegen kamen. Bezeichnend dafür ist ein Fall, den A. Tarassenkow schildert; es handelt sich um ein Erlebnis Fjodor Gladkows, der damals im Jahre 1921 noch am Anfang seiner literarischen Laufbahn stand:

„Fjodor Wassiljewitsch kam zur Versammlung in den damaligen Schriftstellerverband und las seine Erzählung ‚Selenja' vor . . . Die Erzählung war in einfacher realistischer Sprache geschrieben. Und was geschah? . . . Die damaligen Mitglieder des Schriftstellerverbandes fielen über ihn her und zerrupften die Erzählung, daß nichts von ihr übrigblieb. ‚Das ist altmodisch', sagten die Ästheten. ‚Sie schreiben nach einem altväterischen Kanon. Kann man denn das tun, wo es doch bei uns solche Meister wie Remisow, Andrej Bely und Pilnjak gibt? Lernen Sie bei ihnen!'"

In der Tat kam Gladkow zu dem Entschluß, daß man in Fragen der Sprache und der Form auf den Realismus verzichten und einen neuen Stil entdecken müsse. So flossen aus seiner Feder solche Zeilen wie: „Die Menge brach in ein Pferdegelächter aus." Oder: „Dieses Banner ist rot . . . Sapperlot, bis zum Brennpunkt des Auges ist es ein Lappen . . . Na, Genosse, dein Auge ist ja an rote Luft gewöhnt . . . Ich spreche von Herzen, Genosse: das ist unser Schicksal, unser Blut ist dieses Banner."

Gorki hat sich geduldig und unablässig jeder Entstellung der Sprache, jedem Unterfangen, die Unkultur und die Wortkunststückchen in den Rang einer „neuen Sprache" zu befördern, widersetzt. In einem offenen Brief an Serafimowitsch bezieht er sich auf Panfjorows Klagen, daß die Kritik der „neuen, von der Revolution geschaffenen Sprache" noch immer keine Beachtung schenke, und schreibt:

„Auf dem Gebiet der Kunst des Wortes ist die sprachliche und lexikalische Unkenntnis stets ein Zeichen für geringe Bildung und stets mit ideologischer Unkenntnis verquickt; es ist an der Zeit, dies endlich zu begreifen!"

Stalin weist in seiner Arbeit „Der Marxismus und die Fragen der Sprachwissenschaft" darauf hin, daß die Sprache zwar an und für sich nicht klassengebunden sei, daß sich jedoch die Klassen und sozialen Gruppierungen ihr gegenüber keineswegs undifferenziert verhalten und daß sie versuchen, sie für ihre Ziele nutzbar zu machen. Gorki hat das ausgezeichnet verstanden und ist in seinem Kampf um die Reinheit der russischen Literatursprache davon ausgegangen. In seiner „Unterhaltung mit jungen Autoren" äußerte er: „In unserem Lande hat die Auseinandersetzung über die Qualität der Sprachkunst einen bestimmten, zutiefst sozialen Sinn." In seinem Artikel „Über die Sprache" hebt Gorki hervor, daß der Kampf um die Reinheit und um die Kultur der Sprache „ein Kampf um eine Waffe der Kultur ist. Je schärfer diese

Waffe, je genauer sie auf ihr Ziel gerichtet ist, desto erfolgreicher wird sie sein. Namentlich deshalb trachten die einen stets danach, die Sprache abzustumpfen, während die anderen sie zu schärfen suchen."

Die Sprache ist also eine Waffe der Kultur. Welcher Art ist nun der Charakter unserer Kultur, der Kultur der sozialistischen Gesellschaft?

„Der Marxismus hat sich als Ideologie des revolutionären Proletariats dadurch welthistorische Bedeutung erobert, daß er, der Marxismus, die wertvollsten Errungenschaften der bürgerlichen Epoche keineswegs beiseite geworfen, sondern im Gegenteil sich alles zu eigen gemacht und umgearbeitet hat, was es an Wertvollem in der mehr als zweitausendjährigen Entwicklung des menschlichen Denkens und der menschlichen Kultur gegeben hat", sagt Lenin („Über die proletarische Kultur").

Daraus ist die Schlußfolgerung zu ziehen: Für den endgültigen Sieg des Kommunismus und für den Aufbau einer wahrhaft proletarischen Kultur muß man die ganze Kultur der Vergangenheit studieren und sie sich aneignen, und nicht nur das, man muß sie auch kritisch umdenken.

Was für die Kultur zutrifft, kann man auch auf die Sprache anwenden. Die zeitgenössische russische Literatursprache ist die Schatzkammer, in der wir die sprachlichen Errungenschaften aller älteren Generationen des russischen Volkes finden. Das Volk ist der Schöpfer der Sprache, wiederholt Gorki stets aufs neue. Die Volkssprache ist das Material, aus dem die Meister des Wortes die Literatursprache schaffen.

Die besten Quellen für das Studium der Volkssprache sind die Folklore und die lebendige Umgangssprache des Volkes. Gorki hat einmal in einer Rede vor Zeitungsredakteuren die bedeutendsten Vorzüge der auf realistischem Denken fußenden Volkssprache hervorgehoben: Bildhaftigkeit, Klarheit und Treffsicherheit. Über die Folklore und die Werke der Volksdichtung sagte Gorki, sie biete in höchstem Grade vollkommene Gestalten, auf denen die Entwicklung der Weltliteratur beruhe. Die volkstümlichen Redewendungen und Sprichwörter lehren den Schriftsteller, genau und sparsam mit Worten umzugehen, sie „ballen die Worte wie Finger zur Faust zusammen".

Wie soll man aber dieses überaus reiche Material verwerten, wie soll man zufällige, ortsgebundene Redewendungen und unschöne Untertöne, die uns in volkstümlichen Ausdrücken begegnen, beseitigen?

Auf diese Fragen antwortet Gorki in dem Artikel „Über den sozialistischen Realismus": „Die wahre Schönheit der Sprache als wirksame Kraft entsteht durch Genauigkeit, Klarheit und Klangfülle der Worte, die die Bilder, Charaktere und Gedanken der Bücher formen. Der Schriftsteller, der seine Kunst beherrschen will, muß den ganzen Reichtum des russischen Wortschatzes kennen, er muß fähig sein, die genauesten, klarsten und stärksten Ausdrücke auszuwählen."

In einem anderen Artikel („Anläßlich einer Polemik"), in dem Gorki scharfe Kritik an der von wenig Bildung zeugenden, grellen Sprache des Schriftstellers Iljenkow übt, lesen wir die Worte: „Ein Schriftsteller muß die Fähigkeit besitzen . . ., die lebendigsten, genauesten, einfachsten und klarsten Worte zu wählen." Was haben wir unter solcher Einfachheit zu verstehen und wie ist sie zu erreichen? „Einfachheit und Klarheit des Stils werden nicht durch eine Minderung der literarischen Qualität, sondern durch echte Meisterschaft erzielt", antwortete Gorki darauf („Über die Themen").

Einfachheit ist nicht mit primitiver Darstellung und nicht mit Naturalismus, einer vereinfachenden Auffassung von Realismus, gleichzusetzen, gegen die Gorki energisch aufgetreten ist. Es liegt keine Veranlassung vor, die Forderung nach Einfachheit mit der Propagierung der Vereinfachung durcheinanderzubringen. Sie „kann sich in die Gewohnheit verwandeln, alles zu vereinfachen, und kann die Unsitte, schlecht zu arbeiten, dem Material nicht gerecht zu werden und es zu entstellen, legalisieren", schreibt Gorki in seinem Artikel „Anläßlich einer Polemik".

Um dem Primitivismus zu entgehen und wahre Einfachheit zu lernen – das heißt mit wenigen, aber treffenden Worten das unter tausend Varianten einzig mögliche Bild zu zeichnen und einen Gedanken zu äußern –, müssen wir, so riet Gorki, das Schaffen der Klassiker der Weltliteratur und das Volksschaffen gründlich studieren. In seinem „Gespräch mit der Jugend" fordert Gorki „eine klare, präzise Sprache und sorgfältig gewählte Worte. In einer solchen Sprache, die sie allmählich, im Laufe der Jahrhunderte schufen, schrieben die ‚Klassiker'. Es ist die wahre Literatursprache. Obgleich sie aus der Umgangssprache der werktätigen Massen geschöpft wurde, unterscheidet sie sich scharf von ihrem Ursprungsmaterial; denn bildlich gesprochen entfernt sie aus dem sprachlichen Element alles, was darin zufällig, zeitbedingt und nicht von Dauer ist, was einer Laune entspringt oder phonetisch verstümmelt wurde, was aus verschiedenen Gründen nicht dem eigentlichen ‚Geiste', das heißt dem Bau der gemeinsamen Stammessprache, entspricht."

Gorki erkennt demzufolge drei Quellen an, aus denen sich die Literatursprache bereichert: 1. die Volkssprache, 2. die Folklore, die durch jahrhundertelange Auslese die besten Beispiele lebendiger Volkssprache bietet, und 3. die Sprache der Klassiker, bei deren Studium sich der Schriftsteller die verschiedenen Prinzipien für die Auswahl und das Ausfeilen des sprachlichen Materials zu eigen machen kann.

Wodurch entsteht eine schlechte, farblose Sprache? Dafür gibt es viele Ursachen, und Gorki ist in seinen Rezensionen bald auf die eine, bald auf die andere eingegangen. Wir führen hier nur die wichtigsten an:

1. Ungenauigkeit im Denken, Mißachtung der Form, die sich aus der falschen Vorstellung vom Wesen der proletarischen Kultur und vom sozialisti-

schen Realismus ergibt – als ob ein guter, ideologisch „konsequenter" Inhalt jede Nachlässigkeit rechtfertige. Man sagt: „Wir sind ja schließlich nicht irgendwelche ästhetisierenden Formalisten!" Doch bilden Form und Inhalt bekanntlich ein einheitliches Ganzes, und eine schlechte Form, eine schlechte Sprache sind geeignet, jeden, auch den „konsequentesten" Inhalt zu kompromittieren, wie es zum Beispiel das Schicksal der meisten Bücher von F. Panfjorow beweist.

Ohne exaktes, klares Denken gibt es keine klare Sprache. Anton Tschechow hat einmal über Prshewalski gesagt: „Es ist immer so, je näher ein Mensch der Wahrheit ist, desto einfacher und verständlicher ist er." Das trifft auch für die Sprache zu. So ist die Sprache Stalins beispielhaft einfach und namentlich durch ihre harmonische Einfachheit schön.

2. Geringe Allgemeinbildung, das Fehlen tiefer Kenntnisse und vor allem die Halbbildung sind ebenfalls Ursachen einer schlechten Sprache. Gorki führt eine Menge Beispiele von anekdotisch sinnwidrigen Sätzen an, die durch Unkenntnis der grammatischen und stilistischen Grundgesetze entstanden sind.

3. Nachlässigkeit und Flüchtigkeit führen zu schablonenhafter Sprache, wie wir sie besonders häufig in den Zeitungen finden.

Welche Unzulänglichkeiten der Sprache müssen wir demzufolge in erster Linie bekämpfen?

Die wichtigste Forderung Gorkis an alle mit der Sprache Arbeitenden war Klarheit und Einfachheit. Um dieser Forderung gerecht zu werden, muß man sich besonders vor der Verschwommenheit und vor der Geschwätzigkeit hüten. Das hängt selbstverständlich von der Genauigkeit im Denken ab. „Wenn er (der Schriftsteller) weitschweifig schreibt", sagt Maxim Gorki, „so bedeutet das auch, daß er selbst nur schlecht versteht, worüber er spricht."

In Briefen an junge Schriftsteller findet man folgende kritische Bemerkung Gorkis: „‚Der sinnlose, irgendwie träge, langweilige Tod lag wie gleichmäßiges Atmen in der Luft', schreiben Sie auf Seite 129. Dieser Satz ist für Sie sehr charakteristisch. Aber er enthält, außer den drei Bestimmungen des Begriffes ‚Tod' keine Klarheit. Zu sagen ‚der träge Tod' und zu dem Wort ‚träge' noch das Wort ‚irgendwie' hinzufügen, heißt die Richtigkeit des Epithetons ‚träge' anzweifeln. Sie fügen dann noch das Wort ‚langweilig' hinzu – weshalb diese Häufung?... Dies alles hat Sie auf der Suche nach individueller Eigenart in Verwirrung gebracht, aber Sie sollten nach Einfachheit und Klarheit suchen."

Ein besonderes Übel sind die überflüssigen Wörter, das Wortunkraut. Wenn Gorki davon spricht, daß es notwendig sei, eine klare, präzise Sprache zu sprechen und zu schreiben, betont er, man müsse lernen, „von ihr jede Schale abzuschälen, müsse lernen, mit der Verzerrung und Sinnverschleierung der Worte Schluß zu machen . . . Die Vorliebe für Provinzialismen und ört-

liche Redewendungen untergräbt die Klarheit der Darstellung; ebenso wird unserem Leser durch die Einführung von Fremdwörtern in die russische Sprache die Lektüre erschwert. Es ist sinnlos, Kondensierung zu schreiben, wenn wir das gute eigene Wort Verdichtung haben."

Gorki hat jungen Schriftstellern mehrfach den Rat gegeben, provinzielle Redewendungen und Fremdwörter nur sehr behutsam und mit viel Feingefühl zu verwenden. Der übermäßige Gebrauch von Wörtern, die einem Dialekt entlehnt sind, und von Fremdwörtern kann ein Werk geradezu entstellen und sogar seines Sinnes berauben. Als Beispiele zitiert Gorki die Wörter „luncht" und „diniert" aus den Werken Pilnjaks und bemerkt dazu mit Recht, daß der Leser dieser Wörter überhaupt nicht bedarf, weil es die entsprechenden Wörter in seiner Muttersprache gibt („ißt zu Mittag" und „ißt Abendbrot").

Gorkis Rat, die Sprache behutsam und anspruchsvoll zu behandeln, wird in der zeitgenössischen Sowjetliteratur lebendig erhalten und weiterentwickelt. Äußerst bezeichnend dafür ist der Weg des Schriftstellers Gladkow. Leider haben die meisten Kritiker, die über Gladkows Trilogie „Erzählung von der Kindheit", „Wolniza" und „Eine schwere Zeit" etwas geschrieben haben, der sprachlichen Entwicklung des Verfassers zuwenig Aufmerksamkeit geschenkt. Gladkow hatte seinerzeit dem Naturalismus und dem „Neuerertum" auf dem Gebiet der Sprachkunst seinen Tribut gezollt, jetzt aber ist seine Sprache eines echten, reifen Meisters würdig. Es ist eine einfache, realistische Sprache ohne jede Vergröberung, eine zutiefst volkstümliche und gemeinverständliche Sprache. Mit dem richtigen Gefühl fürs Maß gebraucht Gladkow Dialektwendungen, in der Regel zur Individualisierung des gesprochenen Wortes bei seinen Helden. Erzählt der Autor selbst, so fehlen sie völlig. An diesen Stellen erinnert die Sprache seiner Trilogie in vielem an die Sprache Gorkis.

Mit großer Gewissenhaftigkeit arbeitet auch Michail Scholochow an der Sprache seiner Werke. In der neuen, letzten Ausgabe seines Romans „Neuland unterm Pflug" sind die unverständlichen, örtlichen Redewendungen, mit denen die alte Ausgabe dieses Romans durchsetzt war, fast ganz ausgemerzt. Waren in der alten Ausgabe 110 spezielle Erklärungen von Dialektwörtern erforderlich, so bedurfte es jetzt nur noch 20 solcher Erklärungen. Grobe Ausdrücke, überflüssige Wörter in den Äußerungen der einzelnen Helden sind nun verschwunden. Dadurch hat Scholochows Sprache an Klarheit gewonnen, ohne an Saft und Kraft etwas einzubüßen; im Gegenteil, die Sprache ist ausdrucksvoller geworden.

Alexander Fadejews berühmte Erzählung „Die Neunzehn" ist viele Male aufgelegt worden. Jedesmal hat der Verfasser die Sprache seines Werkes überprüft. Fadejews Arbeit lief im Grunde ebenfalls darauf hinaus, Vergröberungen zu beseitigen und durch eine Verkürzung der Sätze den Sinn klarer auszudrücken. Mundartliche Wörter waren bei Fadejew ohnedies

selten, aber auch sie suchte er durch Wörter, die das ganze Volk gebrauchte, zu ersetzen.

Doch sind neben den unzweifelhaften Erfolgen in der Entwicklung und Bereicherung der Sprache, die wir in erster Linie unseren an Gorkis Traditionen anknüpfenden Schriftstellern verdanken, auch Unzulänglichkeiten zu beobachten. Einige dieser Unzulänglichkeiten, die Gorki noch bekämpfen mußte, zum Beispiel das platte Halbanalphabetentum, sind aus der Literatursprache völlig verschwunden. Stand in den zwanziger und dreißiger Jahren der Kampf gegen die wuchernden Vulgarismen, gegen die Ausdrücke aus Dialekten und die Jargonredensarten im Vordergrund, so wird gegenwärtig der größte Schaden durch den Mißbrauch des in der Produktion, in der Wissenschaft oder in den Kanzleien üblichen Vokabulars verursacht.

Der Kampf gegen die Geschwätzigkeit ist, wie Gorki sagte, nicht vom Kampf um die Genauigkeit der Wortwahl zu trennen. Die Ursachen für die Ungenauigkeit im Wortgebrauch sind verschiedener Natur. Vor allem gehören dazu die Armut des Wortschatzes und, im Zusammenhang damit, die Unkenntnis der grammatischen und stilistischen Gesetze, dann aber auch die Wortkunststückchen, die „wichtigtuerischen Mätzchen", wie Gorki sie nannte. Gorki führte dafür folgendes Beispiel an: „Teleshkin, gerade wie ein Pfahl, stieß mit dem Kopf an die Decke." (Iljenkow.) In einer Rundfunkreportage über die 1.-Mai-Parade auf dem Roten Platz waren folgende Worte zu hören: „Es scheint, als marschiere die Geschichte des militärischen Denkens selbst mit festem Schritt über den Platz . . ." Dieser Satz ist deshalb schlecht, weil darin die abstrakten Begriffe „Geschichte" und „Denken" mit einem so „gewichtigen" Bild wie „mit festem Schritt über den Platz marschieren" verbunden werden. Dadurch entsteht eine unerwartete Komik. Obendrein ist hier die schablonenhafte Wendung „Die Geschichte marschiert" ungeschickterweise angewendet.

Worauf, wenn nicht auf Nachlässigkeit, sollte jedoch die Entstehung solcher köstlichen Sätze zurückzuführen sein: „Iwan Jewdokimowitsch zog sich mühsam den rechten Ärmel seines Hemdes an . . ." Und: „Die Äpfel hingen da, die Zweige besäend und zogen sie zur Erde nieder . . ." (Beide Beispiele aus Panfjorows „Mütterchen Wolga".)

Je mehr unsere Kultur wächst, um so seltener begegnen uns die oben aufgezählten Sünden: das Überhandnehmen von Provinzialismen, die Vergröberung, die Unbildung. Aus der Literatursprache sind sie fast völlig verdrängt. Bedauerlicherweise kann man dies nicht vom gesprochenen Wort sagen. So klagt Fjodor Gladkow in „Sowjetskoje Iskusstwo" vom 17. Mai 1952 mit Recht darüber, daß die falsche Aussprache vieler in die Literatursprache aufgenommener Wörter weit verbreitet sei, und wendet sich dagegen, daß auf der Bühne einige längst russifizierte Lehnwörter absichtlich mit ausländischem

Akzent gesprochen werden, worin er eine Äußerung der spießbürgerlichen Anbetung alles Ausländischen sieht.

Die Arbeit an der Sprache besteht jedoch nicht nur in der präzisen Wortwahl und der Reinigung der Sprache von Überflüssigem, man muß auch einen Satz zu bauen verstehen. Darauf hat Gorki mehrere Male hingewiesen. Allerdings beschränkte er sich gewöhnlich darauf, einen falschen Satzbau etwa folgender Art festzunageln: „Das Stubenmädchen ging hinaus auf dem Kopf mit einem gestärkten Häubchen." Er wies also auf die einfachste Verletzung der Syntax hin. Das ist so zu erklären, daß Gorki vor allem die unzureichende Bildung der jungen Autoren bekämpfen mußte.

Gegenwärtig stößt man häufiger auf das Unvermögen, die Struktur mehrerer Sätze verschiedenartig zu gestalten und sich verschiedener Stilarten zu bedienen, um dem Material Farbe zu verleihen. Auch dies führt zu einer eintönigen, schablonenhaften Sprache, durch die sich besonders die Tageszeitungen hervortun. Dazu schreibt die „Prawda" am 5. Mai 1954 in ihrem Leitartikel: „Die Tendenz zum Schema, zur Schablone in Artikeln und Berichten . . . vermindert die Wirksamkeit einiger Zeitungen und Zeitschriften, macht ihre Seiten matt und wenig zugänglich. Die Journalisten müssen energisch darauf hingewiesen werden, daß es ihre Aufgabe ist, die eigenen fachlichen Leistungen zu verbessern."

Ich möchte ein Beispiel für eine solche Zeitungsschablone anführen, einen Auszug aus dem Artikel von Schmeljow „Was ist die Europäische Verteidigungsgemeinschaft?" („Literaturnaja Gaseta" vom 17. Dezember 1953). Darin ist die Rede von der Deutschlandpolitik der USA: „Sie wollen das Bonner ‚Reich' in einen Lieferanten von Kanonenfutter, in ein Waffenarsenal und einen strategischen Brückenkopf verwandeln. Dieses Ziel im Frontalangriff zu erreichen, ist unmöglich. Allzu heftig ist der Widerstand, den der Plan der Remilitarisierung Westdeutschlands in den westeuropäischen Ländern hervorruft. Die Völker Europas haben die Lehren der Geschichte nicht vergessen, sie kennen die Manieren des deutschen imperialistischen Räubers. Sogar in den herrschenden Kreisen einiger westeuropäischer Länder, vor allem in Frankreich, hat der Gedanke, die wirtschaftliche und militärische Macht der deutschen Monopole wiederherzustellen, große Befürchtungen hervorgerufen und eine bedeutende Opposition ausgelöst. Unter Berücksichtigung all dieser Tatsachen haben die Washingtoner Politiker ein Umgehungsmanöver eingeleitet. Sie haben beschlossen, die Wehrmacht und die kriegswirtschaftliche Macht Westdeutschlands unter der Flagge der ‚Europaarmee' wiedererstehen zu lassen . . ."

Alles, was wir in diesem Auszug (wie übrigens in dem ganzen Artikel) lesen, ist Zeitungsschablone. Greifen wir die augenfälligsten Schablonen heraus: Lieferant von Kanonenfutter, heftiger Widerstand, die Völker Europas

haben die Lehren der Geschichte nicht vergessen, die Manieren des deutschen imperialistischen Räubers, ein Umgehungsmanöver einleiten, unter der Flagge, bedeutende Opposition. Wir stellen ferner fest, daß das Wort „hervorrufen" mit dem nachfolgenden „Widerstand", „Protest", „Opposition" oder dem „breiten Widerhall" dem Zeitungsleser ebenfalls zuwider ist; es begegnet uns in einem einzigen Absatz zweimal. Über das Maß werden ferner die Worte „westeuropäisch", „europäisch", „westlich", „militärische und wirtschaftliche Macht", „wiederherstellen", „wiedererstehen lassen", „Wiederherstellung" gebraucht. Alles dies in sechzehn Zeilen eines Absatzes in einer Zeitung.

Vergleichen wir, auf welche Weise ein Meister der Publizistik wie Ilja Ehrenburg einen ähnlichen Gedanken formuliert: „Nein, nicht in der Aufstellung einer Wehrmacht, nicht in der Gründung neuer Kriegskoalitionen und nicht in der Zerreißung Europas in zwei Teile erblicken die Völker ihre Rettung. Sie wollen, daß Europa einem Garten und nicht einem Kriegslager gleiche; sie wollen, daß ihre Straßen nicht durch Stacheldraht abgeschnitten werden und daß ihr Schicksal von ihnen selbst am runden Tisch, nicht in Geheimkabinetten der Neuen Welt entschieden werde . . . Jene Menschen, die dem Frieden die gewinnbringende Zerstörung eines fremden Kontinents vorgezogen haben, sind nicht zur Einsicht gekommen und haben sich nicht beruhigt, im Gegenteil, sie reden jetzt mit noch größerer Halsstarrigkeit vom Krieg, von den verschiedenen Bombardements und von dieser oder jener Waffengattung. Sie wollen nicht begreifen, daß sich im letzten Jahre vieles auf der Welt verändert hat und daß sie mit ihren bösartigen Verschwörungen dem Lauf der Ereignisse keine andere Richtung geben können. Der Zeiger des Barometers steigt, und das ist weitaus wichtiger als der Theaterdonner jenseits des Ozeans . . ."

Die Gegenüberstellung dieser beiden Zitate, scheint mir, beweist, wie wichtig es ist, sich den ganzen Reichtum der Sprache anzueignen; denn das gestattet uns, einen Text stilistisch vielfältig zu gestalten und den Gedanken zu variieren. Die Aufsätze von Ehrenburg, Saslawski und Shukow haben vornehmlich deshalb eine starke Wirkung auf den Leser, weil man hinter ihrer Sprache das festfundierte Allgemeinwissen ihrer Verfasser spürt.

Das aufmerksame und gedankenvolle Studium von Gorkis Arbeiten über die Sprache ist unerläßlich für jeden, der ehrlich darum bemüht ist, sich den ganzen Schatz der russischen Sprache zu eigen zu machen. Die gesamte Entwicklung der Sowjetliteratur, der belletristischen und der publizistischen, liefert dafür einen eindeutigen Beweis. *I. M. S.*

Aus dem Russischen von Günther Stein

Eberhard Hilscher

Ein Künstler als Abenteurer

Thomas Mann: „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. Der Memoiren erster Teil", S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1954.

Nach der Vollendung des kleinen Romans „Königliche Hoheit" (1909) begann Thomas Mann, angeregt durch die Lektüre der Memoiren des international bekannten Juwelendiebes und Schwindlers Georges Manolescu, als nächste erzählerische Arbeit die „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull" zu schreiben. Einen besonderen Reiz hatte dabei die noch nicht geübte Form der Ich-Aussage und der heiter-parodistische Einschlag im Hinblick auf berühmte Autobiographien der Weltliteratur (Augustinus, Rousseau, Goethe u. a.). Da das Thema die Möglichkeit zu breitester Gestaltung und Ausführung bot, andererseits aber auch eine besondere Konzentriertheit, Einfühlungs- und Erfindungsgabe erforderte, entschloß sich der Dichter im Frühjahr 1911 dazu, von den Anspannungen des angefangenen großen Werkes ein wenig „auszuruhen" und eine kürzere Novelle einzuschalten. Über einen hochinteressanten Plan äußert er sich im Jahre 1951 in einem Brief an den Verfasser dieser Arbeit: „Schon um das Jahr 1910 oder 11 herum hatte ich den Wunsch oder träumte den Traum, eine Goethe-Erzählung zu schreiben, und zwar schwebte mir eine Novelle vor, die Goethes letzte Liebespassion in Marienbad behandeln sollte. Ich hatte damals nicht den Mut, mich an die Darstellung des Großen, mit der ungeheuren Perspektive seines Werkes heranzuwagen"; nach einem Aufenthalt am Lido im Mai 1911 habe sich das Vorhaben schließlich in die seltsame Tragödie „Der Tod in Venedig" verwandelt.

Nach dem Abschluß der Geschichte Gustav von Aschenbachs sollte der „Krull" wiederaufgenommen werden, doch ein Besuch in einem Sanatorium des Schweizer Hochgebirges im Mai und Juni 1912 schuf abermals „Ablenkung", und die wunderlichen Erlebnisse und Gedanken bei dieser Reise wollten in einer weiteren „Einlage", im „Zauberberg", verarbeitet werden. Geplant war ein „Satyrspiel" zum „Tod in Venedig", eine komische Beleuchtung der Todesfaszination und Unordnung, bald jedoch machte der Stoff sein Eigenrecht geltend, und als der erste Weltkrieg ausbrach und neue Problemstellungen ahnen ließ, blieb das Buch als Fragment liegen. Jetzt wurden die „Betrachtungen eines Unpolitischen", später die Idyllen „Herr und Hund", „Gesang vom Kindchen" und einige Essays oder Aufsätze geschrieben; als nach Kriegsende die beiden Romanbruchstücke zur Fortsetzung mahnten, erhielt der „Zauberberg", diese realistische Darstellung der Zeitkrankheiten, der Krisen- und Fäulniserscheinungen in der europäischen Bourgeoisie, die schließlich die Kriegskatastrophe auslösten, den Vorrang vor den Hochstaplerbekenntnissen. Immer wieder wurden sie zurückgestellt, und am Ende erwies es sich, daß der Plan aus der Frühzeit, nach den weltanschaulichen Wandlungen der zwanziger Jahre, nicht mehr recht im alten Geiste fortgeführt werden konnte. Die Josephstetralogie und

„Lotte in Weimar", beide ursprünglich als Erzählungen von geringem Umfang gedacht, entstanden in langen Arbeitsjahren und ließen den „Krull" in Vergessenheit geraten. Dennoch erlebte er zahlreiche Neuauflagen und erschien 1937 in einer sehr stark erweiterten Fassung.

Unmittelbar nach der Vollendung von „Joseph der Ernährer" und „Das Gesetz" wandte sich Thomas Mann tastend dem Fauststoff und dem Teufelspaktgedanken zu, mochte sich auf das gewaltige Unternehmen jedoch nicht sogleich einlassen und suchte zum Aufschub nach einer „Übergangsaufgabe". Da erinnerte ihn seine Frau an die Fortführung des „Krull", wie er damals im Tagebuch vermerkte (zitiert in „Die Entstehung des Doktor Faustus. Roman eines Romans", S. 24), und er gestand bei dieser Gelegenheit: „Ganz fremd ist der Gedanke mir nicht, aber ich erachte den Plan, der aus Zeiten stammt, wo das Künstler-Bürger Problem dominierte, für verjährt und überholt durch den Joseph. Dennoch gestern abend beim Lesen und Musikhören merkwürdig bewegte Annäherung an den Gedanken der Wiederaufnahme, hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der Lebenseinheit. Es hätte seinen Reiz, nach zweiunddreißig Jahren dort wieder anzuknüpfen, wo ich vor dem Tod in Venedig aufgehört, zu dessen Gunsten ich den Krull unterbrach. Alles Werk und Beiwerk seit damals erwiese sich als Einschaltung, ein Menschenalter beanspruchend, in das Unternehmen des Sechsunddreißigjährigen." Trotz aller Erwägungen und Einwände kam es eines Tages zur Auflösung der Materialpakete zum „Hochstapler", wobei sich im Einsamkeitsmotiv überraschende Ähnlichkeiten mit dem zu beschwörenden (und eigentlich schon lange angerufenen) Künstlertypus zeigten; bekanntlich wurde der „Doktor Faustus" schließlich doch als vordringlicher und zeitnäher empfunden. An ihn schloß sich der Gregoriusroman „Der Erwählte" an. Da brachte „Die Neue Rundschau" in Heft 3 des Jahrgangs 1951 zwei neue Kapitel zum „Krull", und seitdem ist bekannt, daß Thomas Mann an der Vollendung des Schelmenromans arbeitet. Mehrfach gestattete er sich allerdings kleinere Unterbrechungen: so schrieb er zwischendurch die eigenartige Erzählung „Die Betrogene", und von seinen Reden und Aufsätzen sind vor allem zu nennen: „Lob der Vergänglichkeit", „Der Künstler und die Gesellschaft", eine Gerhart-Hauptmann-Würdigung und aus den letzten Monaten ein umfangreicher (noch unveröffentlichter) Schiller-Essay. Die Arbeit am Roman schritt unter diesen Umständen nur langsam voran; Briefnotizen zufolge gab der Dichter die Manuskriptblätter, die sich bis zum Herbst 1953 auf seinem Schreibtisch angehäuft hatten, erst einmal zum Druck, und sie erschienen Ende vorigen Jahres im S. Fischer-Verlag als „Der Memoiren erster Teil".

Nach der Fiktion des Autors beginnt der Hochstapler Felix Krull, knapp vierzigjährig, seine Lebenserinnerungen zu schreiben. In einem Rheingaustädtchen nahe Mainz am Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts als Sohn eines Schaumweinfabrikanten geboren, verlebt er eine äußerlich sorgenfreie Kindheit und Jugend. Seine Eltern besitzen eine ansehnliche Villa mit Garten, geben rauschende Feste, beschäftigen Dienstboten (die dem Haussohn in jeder Weise gern zu Willen sind), nehmen den Knaben früh ins Theater mit und umgeben ihn mit Wohlleben. Manche Neigungen und Experimente des jungen Felix deuten bereits seine spätere Laufbahn an. Vor dem Spiegel sucht er durch Willenskraft die Pupillen seiner Augen zu weiten oder zu verkleinern; um dem unliebsamen Unterricht in der Oberrealschule fernbleiben zu können, schreibt er häufig mit den Schriftzügen des Vaters Entschuldigungszettel, oder er erzeugt künstlich Krankheitssymptome, aus denen der Arzt nicht klug wird; er stiehlt in einem Delikatessenladen wiederholt Süßigkeiten, ist überzeugt von seiner „Besonderheit" und interessiert sich für alles Täuschende, Komisch-Theatralische. Nach dem Bankrott der Firma und dem Selbstmord des Vaters ordnet ein Hausfreund, der Pate Schimmelpreester, die Verhältnisse. Die Familie siedelt nach Frankfurt am Main über, wo Krulls Mutter eine

Fremdenpension eröffnet; unser Held geht ihr etwas zur Hand und erwirbt sich im übrigen bei seinen Streifzügen durch die Stadt vielfältige Menschen- und Sachkenntnis. Bei der Musterung zum Militärdienst wird er freigestellt, weil er auf raffinierte Weise die anwesende Ärztekommission zu übertölpeln versteht. Auf Empfehlung seines Paten Schimmelpreester findet er danach in Paris eine Anstellung im Hotelgewerbe, gewinnt als Liftboy und später als Kellner die Gunst schöner Frauen und skurriler Männer, trifft endlich mit dem jungen Marquis de Venosta zusammen, der sich in ein bürgerliches Mädchen verliebt hat und dem seine Eltern gerade eine Weltreise „verordnet" haben, damit er die „unstandesgemäßen" Heiratspläne vergißt. Schließlich ergibt es sich, daß sich Krull als „Marquis" ein Jahr lang die Welt ansehen und die gräfliche Familie durch Lebenszeichen von den einzelnen Stationen beruhigen soll, während das Pärchen in Zurückgezogenheit leben will. Der lustige Tausch wird vollzogen. Im Speisewagen Paris – Lissabon macht Krull-Venosta die Bekanntschaft des in Portugal tätigen Paläontologen Professor Kuckuck, der ihm viel Wissenswertes aus Astronomie und Naturkunde erzählt und ihn zum Besuch seines Museums und seines Privathauses im Süden einlädt. Unser Schelm schlägt die Einladung natürlich nicht ab, begegnet nach seiner Ankunft in Lissabon wie von ungefähr Kuckucks Gattin Maria und Tochter Zouzou, die sich beide in ihn verlieben und ihm viel Unterhaltung und Abwechslung bereiten. Das verwirrte doppelte Liebesdrama kommt auf den Höhepunkt, als unser „Marquis" unmittelbar vor seiner Abreise nach Südamerika steht, und damit bricht der erste Band ab.

Nach brieflichen Mitteilungen des Dichters wird Krull in der Fortsetzung auf einer argentinischen Estancia ein Liebesverhältnis mit Bruder und Schwester zugleich haben; später soll er Nordamerika, die Südseeinseln, Japan und die Mittelmeerländer sehen. Er wird in manche verzwickte Lage kommen, das ist gewiß, und am Ende gar erwartet ihn das Zuchthaus.

Thomas Mann selbst rechnet seinen „Krull" zur Gattung des Abenteuerromans „in der Nachfolge des Simplicissimus" (Vorbemerkungen zu einer Lesung aus den Memoiren in Hamburg, 1953); er nennt ihn auch „Schwindlerbekenntnisse", „Betrügerroman" oder „Schelmenroman". Der Schelmenroman als Untergruppe des Abenteuerschrifttums wurde erstmals im Spanien des 16. Jahrhunderts ausgebildet. Das Land stand damals unter der Herrschaft Karls V., besaß nach dem Zeitalter der Entdeckungen ein gewaltiges Kolonialreich, das die Eroberer unerbittlich auspreßten, aber die vielen Kriege in Frankreich, Italien und der Türkei, die Überwachungsaufgaben in den überseeischen Besitzungen, die Notwendigkeit, stets ein großes Heer zu unterhalten, die beunruhigenden, einzudämmenden Religionswirren in Deutschland, die Ansprüche des prunkhaften Hoflebens und zahllose andere Widersprüchlichkeiten in dem frühkapitalistischen Wirtschaftssystem verschlangen ungeheure Summen. Äußerlich behauptete Spanien noch über eine Zeit seine Führerstellung unter den europäischen Staaten, der wirtschaftliche Verfall jedoch ließ sich nicht mehr aufhalten. Das Volk verarmte, die Schar der Vagabunden und Abenteurer nahm zu, der Kaiser konnte außenpolitische Schlappen (Augsburger Religionsfrieden von 1555) und weiteren Niedergang nicht verhindern, Macht und Glanz seines Reiches erwiesen sich als Schein. Der Anreiz zur satirischen Schilderung der aufgeblasenen und doch so morschen Welt lag nahe; im Jahre 1554 veröffentlichte ein unbekannter Verfasser den ersten Schelmenroman: „Das Leben des Lazarillo de Tormes". Diese allerdings noch etwas naive Novela picaresca erlebte weiteste Verbreitung, weil sie der „galgenhumoristischen" Zeitstimmung gut entsprach; 1617 übersetzte Niclas Ulenhart das Buch auch ins Deutsche. Einen ähnlichen Erfolg hatten Mateo Alemán mit seinem „Guzmán de Alfarache" (der 1599 erschien und in sechs Jahren 26 Auflagen erlebte; deutsche Bearbeitung und Erweiterung von Aegidius Albertinus, 1615) und Quevedo y Villegas mit „Der Erzschelm oder das Leben des Buscon" (erschienen 1626,

deutsch erst 1671). Späte meisterhafte Fortentwicklungen dieser Darstellungen sind der „Don Quichote" von Cervantes und der „Gil Blas" von Lesage. In Deutschland erlangte die Gattung des Schelmenromans lange Zeit keine wesentliche Bedeutung, obwohl eine geistverwandte, geistlich gefärbte „Narrenliteratur" (von Sebastian Brant, Thomas Murner u. a.) schon um 1500 gepflegt wurde. Erst Grimmelshausen verwob die deutschen Überlieferungsstränge, die Fäden der spanischen Schelmenspule und die eigenen Erlebnisgewebe zu einem Werk von Weltgeltung, zum „Abenteuerlichen Simplicissimus". Thomas Mann hat diesen Roman während der Arbeit am „Doktor Faustus" gründlich gelesen und dann in der Musikerbiographie mehrfach auf ihn angespielt (vgl. „Die Entstehung des Doktor Faustus . . .", S. 71); übrigens verbindet ihn mit dem großen Dichter des 17. Jahrhunderts noch die Vorliebe für einen reizvollen Stoff: beide Schriftsteller schenkten uns eine Josephserzählung.

Der „Krull" hat mit dem „Simplicissimus" äußerlich nicht viel gemein. Grimmelshausen läßt seinen anfangs etwas einfältigen Helden im Deutschland des Dreißigjährigen Krieges herumkommen, schildert die Not und das Elend der düsteren Zeit, beschreibt das tolle, entartete Soldaten- und Räuberleben und spiegelt schwere weltanschauliche und religiöse Kämpfe wider. Simplex wird ungewollt in das Abenteurerleben hineingezogen, besucht gelegentlich als Bean Alman die französische Hauptstadt, erfreut sich der Gunst der Damen, ohne jedoch sein Glück machen zu können, kehrt, von Blattern entstellt, in die Heimat zurück, wird in Kriegswirren verstrickt, die ihn bis nach Asien führen, und flieht endlich ins Einsiedlerleben. Krulls Lebensgang hingegen ist weit geordneter, begünstigter, er bildet sein Hochstaplertalent aus, bewegt sich später in den vornehmsten Kreisen, eilt von Liebesabenteuer zu Liebesabenteuer und weiß sich zu amüsieren. Dennoch besteht fraglos zwischen dem „Simplicissimus" und den „Bekenntnissen" eine große Ähnlichkeit und Verwandtschaft in der inneren Atmosphäre; in beiden Werken herrscht eine besondere Heiterkeit und Neigung zur Selbstironie, der Abenteuergeist erfaßt einen jungen Helden, der das bunte, bewegte Erleben schalkhaft zu nehmen weiß. In seiner Stimmungslage unterhält Felix Krull ferner gewisse Beziehungen zum Eulenspiegel, zu Christian Reuters „Schelmuffsky", ja zu Eichendorffs „Taugenichts". Die Entstehungszeit erinnert in mancher Hinsicht an die Situation im Heimatland des Schelmenromans; damals befand sich das spanische Weltreich im Niedergang und suchte die Unordnung und Armut im Lande gewaltsam durch eine möglichst prächtige Hofhaltung und eine lächerliche „Stärke"-Politik zu verdecken. Thomas Mann schrieb und schreibt seinen Roman in der Endzeit der bürgerlichen Gesellschaft, deren Grundsätze und Ideale längst lügenhaft und phrasenhaft geworden sind, die sich aber dennoch gegen das Neue, Zeitgemäße ängstlich verschließt.

Bei den Ausführungen über die Anfänge der Hochstaplerbekenntnisse nannten wir bereits die Memoiren Manolescus, denen der Dichter eine entscheidende Anregung zum „Krull" verdankt (vgl. den Lebensabriß in: „Die Neue Rundschau", Juni 1930, S. 751). Manolescus Aufzeichnungen unter dem Titel „Ein Fürst der Diebe" und „Gescheitert" stellten freilich nur ein sehr grobes Muster dar; deutliche Berührungspunkte mit dem „Krull" sind nicht zu entdecken, aber der Vergleich zeigt immerhin, daß Thomas Mann etwas in der bourgeoisen Welt durchaus Mögliches erzählt. Manolescu wurde 1871 in Rumänien als Sohn eines eigensinnigen Kavalleriehauptmanns geboren, ertrug nicht die „monotone Lebensführung" in mehreren Pensionaten und einer Seekadettenschule, tummelte sich vielmehr früh in Konstantinopel und Griechenland und ging 1888 nach Paris. Zunächst schrieb er sich als stud. jur. an der Universität ein, kümmerte sich aber kaum um die Vorlesungen, sondern nahm lediglich die gebotenen Vergnügungen wahr. Da er im Auftreten hinter seinen Kommilitonen nicht zurückstehen wollte, vermehrte er seine Einnahmen anfangs durch Warenhausdiebstähle, entwickelte dann durch beharr-

liche Übung seine Geschicklichkeit, um Gold- und Edelsteinhändlern unter ihren Augen unauffällig wertvolle Objekte entwenden zu können, und verkehrte bald in den vornehmsten Kreisen. Nach zwei Jahren passierte ihm ein Mißgeschick, und er erhielt für 37 begangene Diebstähle im Werte von 540 000 Francs eine vierjährige Zuchthausstrafe. Danach nahm er seine Praktiken in England, Nordamerika, Japan, Frankreich und Deutschland als „Herzog von Otranto", „Prinz von Padua" oder „Fürst Lahovary" wieder auf, spezialisierte sich auf Hoteldiebstähle, verspielte riesige Summen in Monte Carlo, heiratete eine deutsche Gräfin, verbrachte insgesamt über acht Jahre in Gefängnissen, entzog sich der Verurteilung zum Schluß durch vorgetäuschte Wahnsinnsanfälle, betätigte sich später in den USA als Dolmetscher und Zeitungsschreiber, ging abermals eine Ehe mit einer vermögenden Frau ein und starb 1910 an einem tuberkulösen Leiden in Mailand. Der erste Band seiner Memoiren ist in der Ausdrucksweise sehr knapp gehalten, während der zweite durch rührselige, weitschweifige, aufgeputzt moralische Reflexionen ermüdet; viele berichtete Episoden entsprechen nicht den Tatsachen.

Thomas Manns „Krull" spielt teilweise auf denselben Schauplätzen; beiden Schwindlern wird gleich zu Beginn die Möglichkeit geboten, bei einem der Knabenliebe verfallenen, vermögenden, älteren Herrn Unterschlupf zu finden (hier Lord Kilmarnock, dort ein hoher türkischer Offizier); beide studieren sich ihre „Stückchen" sehr sorgfältig ein; bei den Frauen haben sie viel Glück und finden großzügige Gönnerinnen (Manolescu die schöne Marianne, Krull eine Madam Houpflé); daneben aber bestehen außerordentliche Unterschiede. Felix Krulls Diebstähle halten sich sehr in Grenzen; die traumhafte Besitznahme eines Schmuckkästchens, das sein Grundkapital legt, bekennt er der Bestohlenen freiwillig ein und darf dafür mit ihrem Wissen noch gründlicher „mausen"; auf seiner Weltreise hat er die Hermes-Kunst nicht mehr nötig. Er versteht es, seinen Besitz zusammenzuhalten, und der Dichter bemerkt dazu einmal im Roman: „Leicht wäre ein junger Fant vorzustellen, der, durch Fortunens versucherische Gunst zu solchen Mitteln gelangt, sofort seinen unbezahlten Arbeitsplatz verlassen, sich eine hübsche Junggesellenwohnung genommen und sich in dem alle Genüsse anbietenden Paris gute Tage gemacht hätte – bis zur freilich absehbaren Erschöpfung seines Schatzes." Dies trifft ungefähr auf Manolescu zu, der sich als Hochstapler überhaupt nur zu halten vermochte, weil er laufend Diebstähle beging. Die von ihm verschleuderten Summen muten ungeheuerlich an, und im Vergleich dazu hat Thomas Mann seinem Helden für die Weltreise von einem Jahr ein recht kümmerliches Taschengeld eingeräumt, nämlich 20 000 Francs. Manolescu will einmal in drei Pariser Wochen nicht weniger als 30 000 Francs ausgegeben haben! In den Motiven und Begebenheiten bestehen also keine wesentlichen Übereinstimmungen zwischen Thomas Manns Dichtung und Manolescus literarisch anspruchslosem Lebensbericht

Nicht übersehen werden kann im „Krull" der autobiographische Gehalt. Der Schelm ist ein Altersgenosse seines Dichters und ist demzufolge auch etwa gleichaltrig bei der Niederschrift des Memoirenwerks. Besonders im „Buch der Kindheit" verarbeitete Thomas Mann manche Erinnerung aus seinen eigenen Jugendtagen. So läßt er seinen Helden wörtlich wiederholen, was er von sich selbst in der kleinen Skizze „Süßer Schlaf" ausgesagt hatte: „Man sagt mir, daß ich ein ruhiges Kind war, kein Schreihals und Störenfried, sondern dem Schlummer und Halbschlummer in einem den Wärterinnen bequemen Grade zugetan." Etwas später ergibt sich eine genaue Übereinstimmung mit dem Aufsatz „Kinderspiele", in dem es heißt: „Ich erwachte zum Beispiel eines Morgens mit dem Entschluß, heute ein achtzehnjähriger Prinz namens Karl zu sein. Ich kleidete mich in eine gewisse liebenswürdige Hoheit und ging umher, stolz und glücklich mit dem Geheimnis meiner Würde ... Übrigens brauchte es nicht immer ein Prinz zu sein, meine Rolle wechselte häufig."

Krull teilt mit seinem Schöpfer (und auch mit Hanno Buddenbrook) die Abneigung gegen die lebensferne Schule, er erlebt den Bankrott der väterlichen Firma, sieht seine Schwester Olympia die Bühnenlaufbahn einschlagen (ebenso Thomas Manns Schwester Carla) und kommt viel in der Welt herum (eine Spanienreise unternahm Thomas Mann schon 1923, Paris hat er oft besucht, vgl. u. a. „Pariser Rechenschaft").

Der Dichter überträgt auf seinen Helden ferner seine Vorliebe für Musik (wirkliche Musikerlebnisse werden im „Krull" bisher allerdings nicht geschildert; ein Besuch von Gounods Faustoper wird verhindert), seinen Ahnensinn, ein gut Teil seines Traditionalismus und das Erleben seines verspielten, einsamen Künstlertums. Da ein Dichter oftmals einen Einschlag vom Verwegenen, Unbeständigen, Verblüffenden hat, vergleicht sich Thomas Mann selbst gelegentlich scherzend mit seinem Krull. In einem Brief meint er, sein „Joseph" etwa erwecke gewiß „übertriebene Vorstellungen von der Gelehrsamkeit und Belesenheit, die dahinter stand", und die Bezugnahmen seien „mehr oder weniger hochstaplerisch"; im übrigen hätten seine bunten, vielseitigen Werke etwas „Vagantenhaftes".

Die Nachbarschaft von Künstlertum und Abenteurertum, die hier anklingt, ist melodieführend in unserem Roman und reißt weitere Beziehungen auf. Gewiß ist Felix Krull äußerlich ein Weltenbummler und Schwindler, aber er spielt seine Rolle so geschickt und phantasievoll, daß wir seine Hochstapeleien verblüffend „künstlerisch" finden müssen. Schon dem Fragment von 1911 lag die parodistische Idee zugrunde, „ein Element geliebter Überlieferung, das Goethisch-Selbstbildnerisch-Autobiographische, Aristokratisch-Bekennerische ins Kriminelle zu übertragen". Diese Vorstellung von der „Goethe-Nachfolge" Krulls dient als Mittel zur Komik, und die Vorzeichen Plus und Minus werden lustig durcheinandergeschüttelt. Die Anklänge sind ziemlich unauffällig eingearbeitet. Krull stammt aus dem Rheingau und verlebt mehrere Monate in Goethes Geburtsstadt. Er steht auf vertrautem Fuß mit einem Maler, der das jugendschöne Modell abzeichnet (ähnlich bei Goethe), besucht gern das Theater und zeigt ein unglaubliches Talent für die Sprachen aller Völker. Goethe beherrschte sechs Sprachen, Krull täuscht einem Hoteldirektor französische, englische und italienische Sprachkenntnisse vor, obwohl er nie Unterricht darin empfing. Er beweist bereits hier seine frappierende Fähigkeit, sich einmal Aufgeschnapptes rasch anzueignen; spaßig wirkt, wenn er mit den von Prof. Kuckuck empfangenen naturkundlichen Belehrungen bei jeder Gelegenheit zu blenden versteht. In „Lotte in Weimar" läßt Thomas Mann seinen Riemer darüber maulen, daß er dem Gesegneten als „Wissenslieferant" zu dienen hat; das Genie mache sich die Ergebnisse der ernsten, jahrelangen Bemühungen seiner Umgebung in Minuten fruchtbar. Goethe und Krull bekunden ferner eine ausgesprochene Vorliebe für Verkleidungen, für das Schauspielerische. Im 10. Buch von „Dichtung und Wahrheit" lesen wir, wie Goethe zunächst als armer Theologe, tags darauf als sonntägig aufgeputzter Wirtssohn und endlich in eigener Person ins Pfarrhaus zu Sesenheim einzieht. In den ersten Weimarer Jahren streifte er mit dem übermütigen Herzog in mancherlei Vermummung durchs Land, und auch in späterer Zeit trug er die verschiedensten „Masken". Die Verwandtschaft mit dem „Kostümkopf" Felix Krull ist offenbar. Unser Schelm erhält von seinem Paten Schimmelpreester häufig die seltsamsten Gewänder und Uniformen angepaßt (wenn er Modell sitzen soll), und jedermann bestätigt ihm, daß sein Gesicht „mit Hilfe von Tracht und Perücke sich nicht nur den Ständen und Himmelsstrichen, sondern auch den Zeitaltern anzupassen scheine".

Als Thomas Mann nach dem Abschluß der Josephstetralogie zwischen dem „Faustus" und dem „Krull" schwankte, erkannte er eines Tages die Verwandtschaft der beiden Stoffe „beruhend auf dem Einsamkeitsmotiv, hier tragisch-mystisch, dort humoristisch-

kriminell" („Die Entstehung des Doktor Faustus . . .", S. 26). In der Tat spürt Felix Krull früh das Aussonderungserlebnis des bürgerlichen Künstlers. Er nennt sich ein „Sonntagskind", ein „phantastisches Kind", ein „Vorzugskind des Himmels", ein „Gunstkind", er weiß um sein angenehmes, hübsches Äußeres und steht seinen Altersgenossen und Bekannten fremd gegenüber; Freundschaften bleiben ihm versagt. Mit dem Leiden lebt er auf vertrautem Fuße. Er bekennt seine „Neigung zur Weltflucht und Menschenscheu", seinen Hang zu „Eingezogenheit und Verschlossenheit", und über das viele Alleinsein hilft er sich mit seiner Phantasie hinweg. Allmählich tritt zu seiner schauspielerischen Begabung auch noch eine dichterische, und oft macht Krull in den Bekenntnissen auf seine wohlgesetzte Rede aufmerksam. Schon der erste beste Pariser Goldhändler bestätigt seinem jungen Kunden: „Du hast da ein geöltes Mundwerk – zu deinen übrigen Talenten", und er selbst findet seine Worte ebenfalls schön. Bei einer anderen Gelegenheit schwärmt er: „Welche Gunst ist es doch, über einen polierten und gefälligen Ausdruck zu verfügen, der Gabe der guten Form teilhaftig zu sein, die mir jene geneigte Fee mit zarter Hand in die Wiege legte und die mir für das ganze hier laufende Geständniswerk so sehr vonnöten ist! Ich war zufrieden mit meiner Anrede . . ." Er redet von seinem „Bedürfnis nach schöner Form", stellt sich selbst wiederholt das Zeugnis aus: „Kurzum, ich sprach wunderhübsch" und bestach durch die „Flüssigkeit meiner Rede". Die blumige, poetische Ausdrucksweise hat er mit Joseph gemein, mit dem er aber auch sonst brüderlich verbunden ist. Beide Jünglinge besitzen in ungewöhnlichem Maße die Gabe des Schauens, finden sich sehr rasch in den Gegebenheiten zurecht und wissen sie zu ihrem Vorteil zu nutzen; beide treten ihrer Umwelt mit einer gewinnenden und dennoch ironischen Höflichkeit entgegen, die sie in der Zeit des rätselhaften Aufstiegs besonders pflegen. Durch sein Anderssein, seine Schönheit, Aufgeweckteit und Bevorteilung, durch seine überraschenden Erfolge läuft der Erwählte leicht Gefahr, seine zeitweiligen Kollegen und Gefährten zu verstimmen, ihren Neid herauszufordern. Deshalb läßt er es sich angelegen sein, die Überflügelten und Untertretenen mit seiner Existenz zu versöhnen (so Krull bei seiner Tätigkeit im Hotelgewerbe, so Joseph während seiner Dienstzeit in Potiphars Haus); in jedem Falle bemüht er sich um Menschenbeglückung und -verzauberung. Zwischen den Hochstaplerbekenntnissen und früheren Werken Thomas Manns bestehen noch weitere Verbindungslinien. Das pantomimische Geigenspiel im dritten Kapitel des ersten Buches etwa führt schon Christian Buddenbrook auf; die Theorie der Madam Houpflé, der Geist sehne sich nach dem Nichtgeistigen, Natürlichen, ruft die Tonio-Kröger-Thematik herauf; ihr mythisches Wort: „Du entkleidest mich, kühner Knecht," gehört in die Joseph-Sphäre, ebenso Krulls „Liebes-Kind"-Anrede. Die Bemerkung der Diane, der Mann liebe die Mutter im Weibe und ihr Wohllustgestammel (o du Beseliger, du tötest mich!) weisen auf den Gregoriusroman zurück. Krulls Abweisung der verliebten Mrs. Twentyman läßt an Josephs beschwichtigende Reden vor Mut-em-enet denken; Joseph und Krull lieben Hermes, den Gott der Diebe und Schelme, beide sind einem einsamen König Heiterkeitsbringer und Lebensspender (hier Echnaton, dort Don Carlos I. von Portugal). Bereits diese wenigen Beispiele lassen die Verknüpftheit des „Krull" mit dem Gesamtwerk, und besonders mit dem „Joseph", zutage treten.

Eine erstaunliche, künstlerische Fähigkeit zur raschen Aneignung fremden Wissensgutes beweist Krull besonders in seinen philosophisch-naturkundlichen Unterhaltungen mit Professor Kuckuck. Die hier dargelegten Ansichten bieten meist allgemein Bekanntes und beschäftigen sich hauptsächlich mit der Entwicklungslehre. In glücklicher Weise wird gleich zu Beginn des Gesprächs im Speisewagen ein beliebtes Beispiel zur Demonstrierung der Theorie aufgegriffen: die Ausbildung des Pferdehufes. Unser heutiges Pferd stammt von dem etwa fuchsgroßen Eohippos aus dem ältesten Tertiär ab, der an den Vordergliedmaßen noch deutlich vier Finger und Reste der Daumen aufweist. Bei den folgenden

Stufen, beim Oro-, Meso- und Miohippos und beim Hipparion verstärkt sich der Mittelfinger, während die übrigen Gelenke verkümmern, bis endlich im Quartär das einzehige Pferd erscheint. Am Rande kommt die Rede auf die verschiedensten Fossilien und Vorzeiterscheinungen, auf die karbonischen Baumfarne, die kambrische Seelilie, die Dinosaurier der Triasformation, angedeutet wird die Problematik der Entstehung des Lebens und das Vorhandensein von Übergängen zwischen Belebtem und Unbelebtem. (Zum letzten Punkte sei ergänzend auf die Versuche mit Viren hingewiesen, die bei der chemischen Analyse unorganisch erscheinen und sich dennoch als Infektionsträger wie Lebewesen verhalten.) Zentral steht in Kuckucks Betrachtung die Behauptung, es habe gewissermaßen drei Urzeugungen gegeben: „Das Entspringen des Seins aus dem Nichts, die Erweckung des Lebens aus dem Sein und die Geburt des Menschen." Ewig sei allein das Nichts, in dem das raum-zeitliche Sein nur eine Episode darstelle, das Leben wiederum sei nur eine Episode im Sein, wie das Bestehen der Menschengattung als eine Episode in der Lebewelt gelten könne. Im einzelnen führt er aus, alles Lebendige, und so auch der Mensch, ja das stolze Menschenhirn, bestünde aus denselben materiellen Elementarteilchen wie etwa Sternenstaub; andererseits jedoch meint er, im Innersten, im Atom, verflüchtige sich wohl „die Materie ins Immaterielle", und bei der letzten Urzeugung sei zum Stofflichen etwas rätselhaft Geistiges „hinzugekommen". Hier verwirren sich materialistische und idealistische Gedankengänge, vieles bleibt anfechtbar, letztlich aber glaubt dieser bürgerliche Professor an den naturwissenschaftlichen Fortschritt.

Die wichtigsten Punkte des Romankapitels hat Thomas Mann in einem Aufsatz „Lob der Vergänglichkeit" zusammengefaßt und dabei sein Kredo ausgesprochen: „Die Astronomie, eine große Wissenschaft, hat uns gelehrt, die Erde als ein im Riesengetümmel des Kosmos höchst unbedeutendes, selbst noch in ihrer eigenen Milchstraße ganz peripher sich umtreibendes Winkelsternchen zu betrachten. Das ist wissenschaftlich unzweifelhaft richtig, und doch bezweifle ich, daß sich in dieser Richtigkeit die Wahrheit erschöpft. In tiefster Seele glaube ich – und halte diesen Glauben für jeder Menschenseele natürlich –, daß der Erde im Allsein eine zentrale Bedeutung zukommt. In tiefster Seele hege ich die Vermutung, daß es bei jenem ‚Es werde', das aus dem Nichts den Kosmos hervorrief, und bei der Zeugung des Lebens aus dem anorganischen Sein auf den Menschen abgesehen war, und daß mit ihm ein großer Versuch angestellt ist, dessen Mißlingen durch Menschenschuld dem Mißlingen der Schöpfung selbst, ihrer Widerlegung gleichkäme. Möge es so sein oder nicht so sein – es wäre gut, wenn der Mensch sich benähme, als wäre es so." Damit wird der Menschheit die Aufgabe gestellt, die Welt vernünftiger und menschenwürdiger zu gestalten. Das Nachsinnen über die gewaltigen Vorgänge im Kosmos soll hinleiten zur Sphinxfrage nach dem Wesen des Menschen und seiner Stellung im All, ein neuer Humanismus soll sich herausbilden im Bunde mit den Geistes- *und* Naturwissenschaften (vgl. hierzu auch Thomas Manns Aufsatz „Humaniora und Humanismus").

Die wissenschaftlichen Erörterungen ordnete der Erzähler spielerisch in seinen Gesamtplan ein, sie halten sich „in Grenzen", und so ist der „Krull" vielleicht Thomas Manns fabulierfreudigstes, wissenschaftlichen Quellen am wenigsten verpflichtetes Werk; der Dichter selbst plante es „phantasmagorisch" („Die Entstehung des Doktor Faustus . . .", S. 27), und er gebraucht hier einen Ausdruck, den Goethe bekanntlich auf den Helena-Akt seines „Faust" anwandte. Wir sehen im Roman eine außerordentlich bunte, bewegte Welt vorüberziehen, lassen uns überraschen von zahllosen heiteren Einfällen und bewundern die meisterhafte Gestaltungskraft des Autors. Sein Buch hat größtenteils den Charakter eines Reiseromans, aber während wir nach und nach eine Fülle prächtiger, unverwechselbarer Gestalten kennenlernen, erfahren wir nur wenig über das Bild der bereisten Landschaften, über die Sitten und den Nationalcharakter der Leute, über die

wirtschaftlichen Verhältnisse. Einige Andeutungen in dieser Richtung finden sich lediglich bei der Beschreibung eines Stierkampfes und bei den Bemerkungen über die Zusammensetzung der Bevölkerung der iberischen Halbinsel. Im Mittelpunkt stehen in jedem Falle die Erlebnisse des Hochstaplers Felix Krull. Er ist ein rechter Zauberkünstler, vermag alles, lebt sich in seinen Rollen und Situationen wie ein großer Mime spielerisch ein und bringt uns durch seine Tändeleien, Flunkereien und Spitzbübereien zum Lachen. Seinen Lebensweg kreuzen mehrere sehr eigenartige Frauen. Er erlernt das Liebeshandwerk bei einer Hure und trifft dann im Hotel mit einer ganz ungewöhnlichen, geistvollen, hemmungslosen, kühnen und poetischen Frau zusammen, der Madam Houpflé. In Thomas Manns gesamtem Werk gibt es kaum noch eine so freisinnige, gebildete, selbständige Dame, selten ist ihm mit so knappen Strichen ein derart lebendiges Porträt gelungen. Twentymans Töchterchen erscheint wie ein weiches Gegenstück dazu; auf die junge Zouzou hingegen passen die Beiworte: jungenhaft, ausgelassen, vorlaut, aus dem Rahmen fallend, stachlig, streitbar, spöttisch – kurz: sie ist trotz ihrer Jugend eine außerordentliche Person und muß erst auf dramatische Weise zur Liebe „bekehrt" werden!

Reich ist der Roman an Reflexionen jeder Art. Gleich zu Beginn finden sich Erwägungen des Schelmen, ob er für sein schriftstellerisches Unternehmen auch geeignet sei (ähnlich im „Faustus" und im „Erwählten"); er weist uns bewußt auf seine künstlerischen Mittel, auf seine Technik hin, unterhält sich zwischendurch mit dem Leser, nimmt seine Einwände vorweg, appelliert an seine Empfindungen und bemüht sich um einen möglichst gekonnten Ausdruck. Diese Direktheit und Verspieltheit in der Darstellungsweise, der selbstironische Unterton und eine Narrenfreiheit, die jedermann zum besten hat, die realistische Zeichnung der Verkehrtheiten in der Welt, die Vorstellung verblüffender Personen und die phantastische Gewandtheit des Helden wirken zusammengenommen unbeschreiblich komisch. Die „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull" gehören unzweifelhaft zum Schönsten und Köstlichsten in der humoristischen deutschen Literatur.

Im ganzen ordnet sich das Buch ein in die Reihe der großen Romane Thomas Manns über den Verfall und die Entartung der bürgerlichen Gesellschaft. Der Dichter schreibt in einem Brief (an Hilscher, 3. November 1951): „Nicht ungern fühle ich mich als einen Späten und Letzten, einen Abschließenden und einen Vollender. Das ist mein Traditionalismus, der sich auf eine für diese Übergangszeit wohl charakteristische Weise mit dem Experimentierenden mischt . . . Endbücher zu schreiben scheint seit ‚Buddenbrooks' meine Aufgabe zu sein – ja zuweilen kommt es mir vor, als sei unsere ganze höhere Literatur nichts anderes als ein rasches Rekapitulieren des abendländischen Mythus, der abendländischen Kulturüberlieferung – vor Torschluß, vorm Fallen des Vorhangs, der sich gewiß nur zu einem sehr neuen Stück wieder heben kann, einem Stück, zu dem wir Künder des Endes, eben als solche, doch auch schon gewisse Beziehungen haben." Der „Krull" ist solch ein Buch vom Niedergang, er gestaltet Thomas Manns „Verhältnis zur Tradition, das zugleich liebevoll und auflösend ist" (Lebensabriß) und fängt eine Fülle zeitgeschichtlicher Bilder ein. Das Bürgertum hat in diesen Jahren um die Wende des 20. Jahrhunderts seine revolutionäre Kraft längst verbraucht; die einstmals fortschrittlichen Ideen sind allmählich verblaßt und unwahr geworden, aber dennoch hält man pathetisch und scheinheilig an ihnen fest, verspricht noch immer allen Menschen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, obwohl das Proletariat unter kapitalistischen Verhältnissen nur sehr bedingt frei sein kann, da es keine Produktionsmittel besitzt und deshalb gezwungen ist, seine Arbeitskraft zu verkaufen und sich ausbeuten zu lassen. Diese satte, moralisch und geistig versumpfte, ständig von Krisen umwitterte Bürgerwelt begünstigt alles Blendwerk, allen Autoritätenkult, jede Sensation, die vom bedrohlichen Tagesgeschehen ablenkt, eröffnet den Nichtstuern und weltgewandten Aristokraten freie Bahn und denkt mit Schaudern an die gesellschaftlichen Umwälzungen, die sich anbahnen.

Der Hochstapler macht sich diese verkommenen Zustände zunutze; er narrt die elegante Welt mit ihrer eigenen Maske, betrügt die Betrüger. Halbbewußt reagiert er auf die Ungerechtigkeiten in der Güterverteilung, eine Änderung der Besitzverhältnisse scheint ihm geboten, aber da er den offenen politischen Kampf scheut, für sich persönlich jedoch schnellste Abhilfe und die Teilnahme am Wohlleben wünscht, beschreitet er den Weg des Verbrechens. Auch in Felix Krull lebt dieser heimliche, wenngleich unechte sozialpolitische Drang. Er betont zwar in seinen Bekenntnissen, er sei „von Natur erhaltenden Sinnes", preist bei der Audienz vor Don Carlos die Vorzüge des Monarchentums (ohne an sie zu glauben), wofür der König dankbar ist, denn das Bestehende fände selten Befürworter von Geist, doch daneben macht er Erfahrungen, die nachdenklich stimmen. Gleich bei seiner Ankunft in Paris erkundigt er sich mehrmals bei Vorübergehenden nach der Lage eines Platzes in der Nähe seines Zieles, ohne Beachtung oder Gehör zu finden, und er erkennt: „Ein junges Blut, das keinen Gepäckträger in Arbeit setzt, sondern auf der Straße selbst seine Habe schleppt und keines Fiakers mächtig scheint, ist den Zöglingen unserer Zivilisation keines Blickes und Wortes wert, oder richtiger: eine gewisse Angst warnt sie davor, mit ihm im geringsten zu schaffen zu haben; denn er ist einer beunruhigenden Eigenschaft, nämlich der Armut, verdächtig, damit aber auch gleichwohl noch schlimmerer Dinge, und somit scheint es der Gesellschaft am weisesten, über ein solches Fehlprodukt ihrer Ordnung wie blind hinwegzusehen. ‚Armut', heißt es wohl, ‚ist keine Schande', aber es heißt nur so. Denn sie ist den Besitzenden höchst unheimlich, ein Makel halb und halb ein unbestimmter Vorwurf, im ganzen also sehr widerwärtig, und zu unangenehmen Weiterungen mag es führen, sich mit ihr einzulassen. Dieses Verhalten der Menschen zur Armut ist mir oft schmerzlich auffällig gewesen . . ." Unser Held macht sich freilich weiter keine Gedanken über die Ungleichheit und geht auch den Ursachen nicht nach; lange wird ihn der Schuh nicht drücken, und am Ende mag ihn die einfältige Anschauung der Frau Mama des Marquis de Venosta kaum mehr stören: „Wo bliebe auch die Gelegenheit zur Wohltätigkeit und zum guten Werke christlichen Sinnes, wenn es nicht Armut und Elend gäbe?"

Nach seinem Eintritt ins Hotelgewerbe wird Krull sehr bald mit den traurigen, unsozialen Lebensbedingungen des unteren Dienstpersonals bekannt. Ein junger Bediensteter kündigt dem Neuling an: „Wir sind alle sehr schlecht untergebracht. Auch die Verpflegung ist schlecht, sowie die Bezahlung. Aber an Strike ist nicht zu denken. Zu viele sind bereit, an unsere Stelle zu treten. Man sollte diesen ganzen ausbeuterischen Kasten in Asche legen. Ich bin Anarchist, müssen Sie wissen." Hier ist die Rede von einem wichtigen „Zubehör" des Kapitalismus, der industriellen Reservearmee der Arbeitslosen, die für jede Arbeit dankbar sind und durch ihre Willigkeit die Löhne niedrig halten. anarchistische Bestrebungen stellen natürlich keinen Ausweg aus dem Dilemma dar. Eine bessere Lösung dämmert Krull einmal, als er zwei Streitenden vorhält: „Die Schwachen sollten einander nicht Verachtung erzeigen. Das wird ihre Stellung wenig stärken in den Augen der Mächtigen." Die Folgerung aus dieser Einsicht wäre die Losung: Arbeiter, vereinigt euch! – und sie könnte wohl Abhilfe schaffen.

Die Behausungen für die kleinen Angestellten des Hotels „Saint James and Albany" sind im fünften Stock, im Dachgeschoß, gedacht. Es sind eigentlich nur Schlafstellen. Stühle, Tische oder Schränke fehlen in dem Gemach. In einem Nebengelaß befinden sich fünf primitive Waschgelegenheiten für acht Personen. Der Arbeitstag umfaßt sechzehn Stunden, und diesem menschenunwürdigen Dasein sehen sich zahlreiche junge Menschen unbarmherzig ausgeliefert. Die Direktion fürchtet nichts so sehr wie sozialistische Umtriebe; auch Krull wird zu Beginn gefragt, ob er etwa gar Sozialist sei, und bekommt angekündigt: „Sozialisten nämlich können wir in unserem Betrieb ganz und gar nicht brauchen." Obwohl unser Schelm versichert, er fände die „Gesellschaft reizend, so wie sie ist", hält er in seinen Memoiren doch gelegentlich kritische Bemerkungen fest. Bei

seiner Tätigkeit als Liftboy wundert er sich über die „hirnlose Ungeduld von Herrschaften"; er läßt sich beim Rollentausch vom Marquis de Venosta darüber beruhigen, daß Gelehrsamkeit nicht „Sache des Gentleman" sei; die meisten Leute „vom Stande" könne man überhaupt „elegante Trottel" nennen. Gern beschäftigt sich Krull mit dem Gedanken der Vertauschbarkeit; der gesellschaftliche Rang in der Bürgerwelt wird nicht bestimmt von Verdienst und Können, sondern er ist einfach abhängig vom „Zufall des Reichtums". Eine amüsante Bloßstellung der bestehenden Macht gelingt schon dem jungen Felix bei der Musterung zum Militärdienst. Bekanntlich durfte im kaiserlichen Deutschland niemand das Reichsgebiet verlassen, bevor er seiner „Dienstpflicht" genügt hatte. Da sich Krull die Möglichkeit bietet, sofort nach Paris zu gehen, muß er notwendig bei der Tauglichkeitsprüfung zum Heeresdienst seine Freistellung erlangen. Zur Vorbereitung beschafft er sich klinische Druckschriften und übt sich vorm Spiegel in der Hervorrufung der darin bestehenden Symptome, um ein überzeugendes Krankheitsbild vortäuschen zu können. Die rauhe, öde, schnauzbärtige, geistlose Atmosphäre im Musterungssaal der Kaserne wird dann trefflich beschrieben. Wir hören vom einschüchternden, lauten Gebaren stupider Unteroffiziere, ihrem Hohn und Haß auf Männer der Bildung, erleben die gedrückte Stimmung im Wartesaal und treten schließlich mit unserem geriebenen Gestellungspflichtigen vor die Ärztekommission. Er gibt uns eine köstliche Schaustellung. Mit psychologischer Berechnung behauptet er wiederholt, für alle Waffengattungen bestens geeignet zu sein; und fordert damit den Widerspruch des untersuchenden Arztes heraus, dem er gleichzeitig schmeichelhafte Titel gibt. Wie beiläufig deutet er in seinen Reden erbliche Belastung, eine bessere Herkunft, häufige rätselhafte Kränklichkeiten und Unpäßlichkeiten an, zuckt dabei halb unbewußt mit den Schultern, spielt schließlich mit Aufbietung aller Kräfte einen epileptischen Anfall und wird ausgemustert. Die genasführte Ärztekommission und der ganze militärische Humbug wirken bei dieser Szene unbeschreiblich lächerlich. Einige der Herren beteiligen sich entgeistert am Grimassenschneiden; der äußerlich unsoldatische und sich doch „zackig" gebende Oberstabsarzt erscheint dem Hochstapler gegenüber als ein ausgemachter Dummkopf, und durch sein aufgeblasenes wissenschaftliches Gutachten wird der Kontrast vollkommen. Das Musterungskapitel stellt eine glänzende Satire auf den Militarismus dar. Thomas Mann selbst schreibt im „Lebensabriß" rückblickend auf seine eigene kurze Soldatenzeit: „Erst einige Monate lebte ich im Dunstkreis der Kaserne, als meine Entschlossenheit, mich zu befreien, bereits einen tödlichen und, wie sich erwies, unwiderstehlichen Charakter angenommen hatte. Geschrei, Zeitvergeudung und eiserne Schmuckheit quälten mich über die Maßen." Diese Stimmung ist in seinen Roman ein wenig eingegangen.

Die „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull" nehmen in Thomas Manns Gesamtwerk eine besondere Stellung ein. Zunächst einmal haben sie eine ganz ungewöhnliche Entstehungsgeschichte: Sie werden 1910/1911 begonnen, 1936/1937 erweitert und 1951, ohne Änderung der früher geschriebenen Kapitel, wieder aufgenommen mit dem Vorsatz, das vor vier Jahrzehnten konzipierte Werk nun im Alter zu vollenden. Inhaltlich bieten sie in neuem Gewande noch einmal all die Themen, die Thomas Mann in seinem langen Erzählerleben vorzugsweise behandelt hat, aber außerdem enthalten sie viel Erstgeprägtes, Erstaunliches, Überraschendes. Die Wendung zum Schelmenroman konnte man seit dem „Joseph" für möglich halten, doch mit dieser Gattung verknüpft wurden nun im „Krull" Eigenarten des Entwicklungs- und Erziehungsromans, des Abenteuer- und Reiseromans, des Gesellschafts- und Künstlerromans. Selten ging es in Thomas Manns Erzählungen so buntbewegt und aufregend, so originell und phantasievoll zu, kaum einmal rauschte der Strom der Welt so vernehmlich durch das Werk. Als grobe „Muster" boten sich für die Gestaltung die etwas aufschneiderischen Memoiren des Hochstaplers Manolescu und Grimmelshausens unvergänglicher „Simplicissimus" an; sie konnten jedoch höchstens zur

Anregung dienen und beeinflussen den modernen Dichter bei der Ausbildung seiner Fabel nur geringfügig. In den Mittelpunkt stellte er die Frage, aus welchen zweifelhaften Wurzeln sich oft eine künstlerische Anlage entwickelt, wie nahe Künstlertum oft an verwegenes Abenteurertum grenzt. Im „Tonio Kröger" etwa wird der Held bei einem kurzen Aufenthalt in seiner Vaterstadt als Betrüger und Hochstapler verdächtigt (übrigens erlebte der Autor diese Szene in milderer Form selbst, wie Victor Mann in „Wir waren fünf" erwähnt), dem „Joseph" ist der Begriff der mythischen und religiösen Hochstapelei sehr vertraut, und im „Dr. Faustus" gar erfährt Leverkühn im Teufelsgespräch: „Der Künstler ist der Bruder des Verbrechers und des Verrückten." Daß Krull als Künstler gedacht ist, deutete Thomas Mann bereits äußerlich durch die Übernahme von Zügen aus seiner eigenen Biographie und aus der Goethes an; er verlieh dem Schelmen ferner außerordentliche Fertigkeiten, die Gabe der wohlgeformten dichterischen Rede und ein Wissen um ein – allerdings fragwürdiges – „Erwähltsein". Dieser künstlerische Abenteurer und Betrüger Felix Krull bewegt sich in der bürgerlichen Gesellschaft, deren ureigenstes Produkt er selbst ist; bei der Schilderung des Lebensganges ergaben sich für den Dichter großartige Gelegenheiten, die Verfalls- und Entartungssymptome in der alten, überlebten Gesellschaftsordnung zu zeigen. Die Kritiken sind meist in ironischem Ton gehalten (besonders hervorragend das Musterungskapitel), beschreiben die muffigen Verhältnisse ungemein lebensnah, anschaulich, realistisch und überlassen es dann freilich dem Leser, die Schlußfolgerungen selbst zu ziehen. Alles in allem darf man den „Krull" bereits nach Kenntnis seines ersten Teiles zu Thomas Manns Meisterwerken und zu den interessantesten und bedeutendsten Romanen des kritischen Realismus rechnen.

Günther Cwojdrak

Im Westen viel Neues

Eduard Claudius: „Paradies ohne Seligkeit", Aufbau-Verlag, Berlin 1955; Wolfgang Joho: „Zwischen Bonn und Bodensee", Aufbau-Verlag, Berlin 1954; Maximilian Scheer: „Spieler – Reisebilder aus Westdeutschland", Aufbau-Verlag, Berlin 1955.

Drei bekannte Schriftsteller fuhren im vergangenen Sommer nach Westdeutschland: in drei Reportagebänden berichten sie, was sie dort gesehen und gehört haben, was die Menschen, mit denen sie sprachen, sagten und dachten.

Über jedes dieser drei Bücher ist einzeln einiges zu sagen; nehmen wir das vorweg, was sie verbindet. Claudius, Joho und Scheer waren sämtlich nur einige Wochen im Westen Deutschlands; alle drei wanderten nicht, fuhren nicht mit der Eisenbahn, sondern durchquerten das Land im Auto. Das heißt, alle drei konnten in einer relativ kurzen Zeit viele äußere Eindrücke aufnehmen. Für alle drei auch bedeutete der Besuch ein Wiedersehen mit der engeren Heimat: im Ruhrgebiet, in Baden, im Rheinland sind sie aufgewachsen, kennen manche Menschen aus jener Zeit und besitzen viele Vergleichsmöglichkeiten. Was haben sie aus ihrer Reise gemacht?

Eduard Claudius hat das Ergebnis seiner Fahrt, das Fazit, bereits im Titel der Reportage formuliert: „Paradies ohne Seligkeit." Das ist ein guter, beinahe ein erschöpfender Titel: auch in unserer Republik hat es viele Menschen gegeben, die Westdeutschland für ein Paradies gehalten haben; manche, die nicht selbst dort ge-

wesen sind oder den Schein für die Wirklichkeit genommen haben, sind noch heute einer solchen Meinung. Ein Paradies aber, in dem es keine Seligkeit gibt, ist kein Paradies, sondern eine Fata Morgana. Claudius ist ein genauer Beobachter, zurückhaltend in seinen Urteilen, mißtrauisch gegenüber dem ersten Eindruck, nicht geneigt, seinen Beobachtungen mehr zu entnehmen, als tatsächlich in ihnen enthalten ist. Das, scheint mir, ist die erste Voraussetzung für eine gute Reportage. Es kann nicht jemand für ein paar Wochen nach Westdeutschland fahren und dem staunenden Leser mit gespieltem Unfehlbarkeitsanspruch etwa mitteilen, welche Beobachtungen typisch seien, welche Beobachtungen hingegen als völlig zufällig und durchaus untypisch anzusehen wären – es sei denn, daß der Autor das schon vor seiner Reise gewußt habe und seine eigenen Beobachtungen nur als Beweismaterial für eine vorgefaßte Meinung betrachtet. Vorurteile und vorgefaßte Meinungen sind aber genau das Gegenteil dessen, was man einen eigenen Standpunkt oder Parteilichkeit nennt. Claudius hat einen solchen eigenen Standpunkt, er macht aus seiner Parteilichkeit nirgends ein Hehl: er erklärt, was er sieht, er ordnet die Einzelbeobachtung in einen größeren Zusammenhang ein, er wägt Tatsachen ab und zieht aus ihnen seine Schlußfolgerungen. Zum Beispiel: Gibt es in Westdeutschland ein „Wirtschaftswunder", wie der Bonner Wirtschaftsminister uns glauben machen möchte? Eine Wirtschaft gibt es, einen Wirtschaftsminister auch, aber mit einem Wunder hat das wenig zu tun: von „Wundern" pflegte bereits im Mittelalter die herrschende Macht, die katholische Kirche, zu sprechen, wenn sie Realitäten zu verschleiern und ihre Schäflein zu beeindrucken wünschte. Wenn jemand sich Auskunft verschaffen möchte, ob ein Geschäft floriert oder einem stillen Ruin entgegengeht, wird er sich nicht begnügen, die attraktive Auslage zu bewundern. Er wird die Kassenbücher prüfen.

Claudius hat die Kassenbücher jener Leute geprüft, die Westdeutschland für ein großes Geschäft halten. Nichts gegen hübsche und geschmackvolle Schaufenster – alles gegen solche Leute, die sich an der Scheibe die Nase und den Verstand plattdrücken.

Claudius berichtet vor allem aus der Pfalz, jenem blühenden, gesegneten Landstrich, der heute zum größten amerikanischen Pulverfaß in Europa geworden ist. Pulverfaß? Das klingt, wie ich eben merke, beinahe altväterlich und anheimelnd: in der Pfalz hat sich der Atomtod eingegraben, er lauert in riesigen Depots, versteckt sich in beschlagnahmten Wäldern, er fährt prunkend und protzend über die Straßen und durch die Dörfer. In der Pfalz wird ein großes Geschäft mit dem Tode vorbereitet. Ich selbst war kürzlich dort und habe mit eigenen Augen manches gesehen, was auch Claudius schildert. Vor ein paar Tagen las ich in einer unserer Zeitungen, es sei eine „oft düstere, deprimierende Atmosphäre", die uns „aus dem Buch von Claudius entgegenweht" – angeschlossen die schon im voraus beantwortete Frage: „Versetzt sie nicht den Leser in Hoffnungslosigkeit?"

Der amerikanische Atomtod, der sich in der Pfalz eingegraben hat, ist weder einer Kirmesfeier noch einem Karnevalszug vergleichbar: er ist düster, drohend, er ist eine mörderische Realität. Hoffnungslosigkeit wäre schlimm – aber seit wann müßte die Kenntnis einer Gefahr hoffnungslos machen? Claudius schildert Menschen, die am Atomtod zu verdienen hoffen, Unternehmer des Todes, hektische Lebensgier und Entwurzelung; er schildert aber auch Menschen, Bauern, Arbeiter, die den Kampf für das Leben aufgenommen haben. Mögen es noch zu wenige sein, mögen manche die Gefahr noch nicht voll erkennen: gerade deshalb darf nichts verschwiegen werden. Der schlimmste Feind vieler Menschen ist heute noch ihre Ahnungslosigkeit. Wer das Buch von Claudius gelesen hat, kann nicht mehr sagen, er habe nichts gewußt; er weiß dann vieles, er müßte eigentlich auch wissen, was er selbst zu tun hat.

Ein guter Reporter darf seine Meinung zwar nicht verbergen, er darf seine Mei-

nung aber auch nicht dem Leser aufdrängen. Claudius versucht nicht zu überreden, er läßt sehr oft die Dinge selbst sprechen. Er erzählt seine Eindrücke knapp, in einer bildhaften lebendigen Sprache. Man könnte sagen: Auf der Autobahn herrscht ein außerordentlich starker Verkehr. Claudius spricht, wenn er diesen Verkehr schildert, von einem „chromblitzenden Brausen": das ist einer der Unterschiede zwischen einem bemühten Journalismus und einer literarischen Reportage.

Es wäre ein vergebliches Unterfangen, das reiche Erlebnismaterial, das dieses Buch enthält, im einzelnen analysieren zu wollen; das ist weder hier noch bei den anderen beiden Reportagebänden möglich. Ein solcher Versuch, ein Vergleich etwa mit eigenen Erlebnissen und Erfahrungen, würde jede Rezension weit überschreiten.

*

Wolfgang Joho hat seine Reportage „Zwischen Bonn und Bodensee" mit einer Einleitung versehen, die den Leser über die Umstände dieser Reise, über den Standpunkt des Autors und seine Absichten informiert. Das mag in diesem oder jenem Fall nützlich sein, obwohl solche Fragen natürlich nicht der Autor, sondern nur das Werk des Autors beantworten kann. Joho wollte, so schreibt er, feststellen, wie die Menschen „drüben" leben, fühlen und denken: „Über all dies einen nüchternen Rechenschaftsbericht zu geben, war Zweck und Absicht meiner Reise."

Diese Absicht hat Joho zweifellos erreicht. Sein Rechenschaftsbericht ist nüchtern im Sinne einer abwägenden Sachlichkeit. Joho beschränkt sich auch nicht darauf, bloß zu registrieren; oft demonstriert der Autor mit eigenen Reflexionen und Kommentaren deutlich seinen Standpunkt, oft versucht er auch, aus der Einzelbegegnung allgemeinere Folgerungen abzuleiten.

Ein Rechenschaftsbericht, wie Joho ihn niedergeschrieben hat, breitet viel Anschauungsmaterial aus und informiert auf eine sehr direkte Weise. Meiner Meinung nach hätte Wolfgang Joho aber eine stärkere Wirkung erreicht, wenn er sein umfangreiches Material mehr gesondert und gesiebt hätte. Er hat sich sehr eng an den äußeren Ablauf seiner Reise gehalten, statt der inneren Struktur seiner Eindrücke genauer nachzuspüren. Er nimmt uns mit in ein knappes Dutzend Städte zwischen Bonn und Bodensee, gibt allgemeine Charakteristiken und berichtet hauptsächlich von Gesprächen, die er allerorten geführt hat. Es gibt kaum einzelne Ereignisse, die in der Schilderung besonders herausgehoben werden, es gibt keine Höhepunkte, keine zusammenfassende Gruppierung bestimmter Erlebnisse. An einer Stelle schreibt Joho: „Ich spielte mit dem Gedanken, des Experiments wegen in einem Bräu eine Flasche Coca-Cola zu verlangen, aber, ehrlich gesagt, ich traute mich nicht, in Anbetracht des aggressiven bayrischen Charakters." Zweifelt jemand daran, daß Kisch sich getraut hätte, diese Flasche Coca-Cola im Hofbräuhaus zu bestellen? Dann hätten wir auch ganz genau erfahren, was es mit dem „aggressiven bayrischen Charakter" auf sich hat – so bleiben wir auf die allgemeine Vermutung des Autors angewiesen.

Mitunter neigt Joho auch dazu, den Beweiswert einer einzelnen Begegnung zu überschätzen oder einen Einzeleindruck übermäßig zu verallgemeinern. Lokaler Belange wegen, heißt es einmal, „mag der Bayer bereit sein, auf die Barrikaden zu steigen". Wer ist *der* Bayer? Ein anderes Mal ist von dem „geistigen Zustand der Menschen im Westen" die Rede. Wer sind *die* Menschen? Im Zusammenhang mit den zitierten Stellen spricht Joho dann selbst vom Kleinbürgertum, von der Arbeiterklasse und vom Bürgertum. Diese Unterscheidung und Differenzierung sollte aber bei jeder Einzelbewertung bewußt sein.

Die Nüchternheit der Darstellung, soweit sie darauf abzielt, die Wirklichkeit nicht mit einem Wunschbild zusammenfließen zu lassen, ist begrüßenswert; eine solche Nüchternheit sollte und brauchte aber nicht einen Schuß produktiver Phantasie auszuschließen.

Johos Konzeption des nüchternen Rechenschaftsberichtes hat sich auch auf die Sprache seines Buches ausgewirkt. Im großen und ganzen erzählt Joho nicht in einer literarischen Sprache, sondern in der Sprache des Publizisten: „Auch das Gesicht der Stadt Frankfurt ist also letztlich gesellschaftspolitisch bedingt." Solche schwerfälligumständlichen Wendungen, deren Wortreichtum in einem Mißverhältnis zu ihrem gedanklichen Inhalt steht, finden sich leider des öfteren.

Ich habe Johos Buch mit Gewinn gelesen, es hat meine Kenntnisse über Westdeutschland beträchtlich erweitert. Meine Anteilnahme, mein Miterleben wurde aber bei weitem nicht in gleichem Maße geweckt. Ich führe das hauptsächlich auf die Gründe zurück, die ich darzulegen versucht habe.

*

Maximilian Scheer hat, ähnlich wie Claudius, seiner Reportage einen Titel gegeben, der bereits auf einen Inhalt, einen Sinn zielt: „Spieler – Reisebilder aus Westdeutschland".

Scheer erzählt sehr locker, scheinbar zufällig, ohne festen Plan, ohne greifbare Absicht; gerade darin aber bestehen Plan und Absicht. Er hat jeden Eindruck, jedes Erlebnis, jede Begegnung genau darauf geprüft, was sie aussagen, in welchem Maße sie beweiskräftig sind. Das Leitmotiv, das sich im Titel des Buches findet, wird nicht überfordert. Ausgangspunkt ist jeweils die eigene Beobachtung, die Nachprüfung, das Erlebnis, bunt und scheinbar zusammenhanglos, sich aber doch zu einem größeren Ganzen ordnend. „Spieler": das ist ein Ausdruck für einen Bereich, dem der Schein mehr gilt als das Sein, für eine Existenzform, die hinter luxuriösen Fassaden das Ruinenfeld der Vergangenheit und den zukünftigen Ruin verbergen möchte. Spieler: das sind die amerikanischen Bankiers und ihre westdeutschen Geschäftspartner, die alles vergessen und nichts hinzugelernt haben; das Spiel ist gefährlich, der Einsatz hoch, es geht um Leben und Tod eines ganzen Volkes.

Spieler: das sind auch diejenigen, die sich im System der Ratenzahlungen und Baukostenzuschüsse verfangen haben, die, oft durch die Not gezwungen, heute das verbrauchen, was sie erst morgen verdienen. Das Spiel, das mit diesen Menschen getrieben wird, ist besonders schändlich: wer heute pumpt, muß morgen parieren. Was ist die Leibeigenschaft im Vergleich zu einem ausgeklügelten System der Ratenzahlung?

Spieler: das sind auch die Menschen, die sich abends in den Kneipen drängen und versuchen, den Rotomaten einen kleinen Gewinn zu entreißen, da sie zu müde, resigniert und verzweifelt sind, den Herrschaften, die die großen Gewinne einstecken, ihre Forderungen zu präsentieren.

Und schließlich zeigt Scheer uns auch solche Menschen, Arbeiter vor allem, die das Spiel durchschaut haben. Sie spielen nicht mit. Und wenn sie sich zusammenschließen, wenn ihre Zahl wächst, dann haben jene, die um das Leben ganzer Völker pokern, endgültig ausgespielt.

Es ist dieser Reportage schwerlich anzusehen, daß ihr Autor sich nur relativ kurze Zeit in Westdeutschland aufgehalten hat. Sie ist knapp, konzentriert geschrieben, enthält eine Fülle von Details, von kleinen, dem Alltag abgelauschten und abgelisteten Beobachtungen. Die Fülle, Farbigkeit, Dichte dieser Schilderung ergibt sich vor allem daraus, daß Scheer sämtliche Möglichkeiten, die eine literarische Reportage bietet, kühn und unkonventionell ausgenutzt hat. Scheer besucht Braunschweig und Wolfenbüttel; wie selbstverständlich wird das Leben und Wirken Lessings in die Darstellung einbezogen. Und eine solche „Abschweifung" ist alles andere als eine Abschweifung. Es handelt sich nicht um einen literarhistorischen Exkurs, der dazu dienen soll, die Kenntnisse des Lesers über Lessing aufzufrischen; die Tatsache zum Beispiel, daß Lessings Ruhestätte sich in einem völlig verwahrlosten Zustand befindet, sagt kaum etwas über Lessing aus, sehr viel aber über die Atmosphäre und das geistige Klima in der Bonner Bundesrepublik. Zu der eigenen

unmittelbaren Beobachtung gesellt sich die produktive Phantasie des Autors. Zum Beispiel führt Scheer ein imaginäres Gespräch mit einer Mumie, dem ersten Nachfolger Lessings in der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Bei einem Spaziergang in der Nähe Essens läßt er sich von einem Käuzchen berichten, daß der jetzige Besitzer der Krupp-Werke, Alfried Krupp, Hilfe benötige, um seine Memoiren niederzuschreiben. Scheer erweist Herrn Krupp diese Hilfe und erzählt die Lebensgeschichte dieses Kriegsverbrechers; es geschieht in einer Weise, daß die gegenwärtigen Zustände in Westdeutschland zumindest genauso deutlich charakterisiert werden wie Herr Krupp selbst. Sogar ein Marsmensch taucht verschiedentlich auf, um mit dem Autor Meinungen über die gegenwärtige Weltlage auszutauschen.

Wenn man diese Elemente des Buches aus dem Zusammenhang löst, dann könnte es scheinen, als ob mit ihnen der Bereich der Reportage, der unmittelbaren Wirklichkeitsschilderung, verlassen worden sei. Gerade diese Elemente aber, diese auf die Wirklichkeit angewandte Phantasie, verhelfen dem Leser zu einem besonders scharfen Bild der Realität. Scheer erzählt bilderreich, kräftig pointierend, gibt viele Dialoge direkt wieder und verstärkt auch mit diesen Mitteln die Lebendigkeit und Frische seines Berichts.

Alle drei Bücher, zusammengenommen, bereichern unsere Kenntnisse in beträchtlichem Maße. Es genügt nicht, von Zeit zu Zeit unsere Entschlossenheit zu verkünden, mit allen Kräften für die Einheit Deutschlands wirken zu wollen. Eine der erforderlichen Voraussetzungen ist die genaue Kenntnis der Lebensverhältnisse in Westdeutschland, die Vertrautheit mit den Sorgen, Wünschen und Ansichten der Menschen, die im Westen unserer Heimat leben. Die Bücher von Claudius, Joho und Scheer tragen dazu bei, diese Voraussetzung zu verbessern.

Alle drei Bücher, zusammengenommen, geben aber auch einen interessanten Anschauungsunterricht über genutzte und ungenutzte Möglichkeiten der literarischen Reportage, über die verschiedenartigen Methoden und Formen, einen annähernd gleichen Wirklichkeitsbereich darzustellen. Eine ausführliche Diskussion darüber könnte sicherlich wertvoll sein.

Alfred Könner

Temperament und Tempo in der Reportage

Klaus Beuchler: „Reporter zwischen Spree und Panke", Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1953.

Klaus Beuchler hat sich in seinem Reportagenband „Reporter zwischen Spree und Panke" die schöne Aufgabe gestellt, ein Bild des arbeitenden Berlins zu geben. Schon der Gedanke ist reizvoll, auf Kreuz- und Querfahrten durch eine lebendige Stadt zu entdecken, was sich auf den Straßen und in den Häusern tut, in den Betrieben und auf den großen Bauplätzen der Stadt, aber auch herauszufinden, wie die Menschen, diese wegen ihrer liebenswürdigen Schnoddrigkeit und herzlichen Grobheit berühmten und verrufenen Berliner, in der Stadt leben und arbeiten, was nach den Jahren des Faschismus und des Bombenkrieges in ihren Köpfen und Herzen vorgehen mag. Man beneidet den Reporter, eine Reportage schreiben zu dürfen, die einem natürlichen Hange des Menschen entgegenkommt, seiner ständigen, manchmal auch quälenden Neugier und dem lebhaften Wunsch, überall dabei

zu sein, wo sich etwas in der Stadt tut, was interessant ist. Trost für den Leser ist es – und damit entsteht Freude bei der Lektüre –, wenn es dem Reporter gelingt, den Leser zu einem aufmerksamen Begleiter zu machen, der „mitgeht".

Leider beschränkt sich Klaus Beuchler in seinen Reportagen nur auf den demokratischen Sektor der Stadt; ein vollständiges Bild der deutschen Hauptstadt kommt daher nicht zustande. Der Autor verabsäumt, Berlin als Viersektorenstadt mit ihren besonderen politischen Problemen zu zeigen. Auf der anderen Seite könnte man dem Autor zugute halten, daß die Beschränkung auf den demokratischen Sektor ihm in vielfacher Weise Gelegenheit gibt, Einzelheiten und Kuriositäten nachzuspüren, an denen die Berliner gewöhnlich vorbeigehen. Trotzdem bleibt zu bedauern, daß die Einseitigkeit der Darstellung bei dem Leser den Eindruck entstehen läßt, als lebe und arbeite der östliche Teil der Stadt in einer völligen Isolierung von den westlichen Sektoren. Sicherlich hätte der Reporter viele Möglichkeiten gefunden, den besonderen Charakter Berlins durch Gegenüberstellung des Lebens in unserem Sektor und den westlichen Sektoren zu zeigen. Das Buch hätte dadurch an politischer Instruktivität gewonnen. Eine Reportage über das ganze Berlin, seine besondere politische und gesellschaftliche Problematik, ist noch zu schreiben.

Die erste Wirkung ist, daß sich der Leser den Reporter vorstellt, und nicht das, worüber er spricht. Das mag merkwürdig erscheinen, ist aber so, weil die sehr individuelle Art des Betrachtens und eine eigene, betont „reporterhaft" sich gebende Sprache die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Autor richtet. Die Neugier des mitreisenden Lesers wird erst langsam auf die Sache gelenkt, erst dann, nachdem man sich an den originellen Reiseführer gewöhnt hat. Er stellt sich den Autor ungefähr so vor, wie ihn der Textillustrator des Buches, H. Betz, auf dem geschmackvollen Einband angedeutet hat: als einen Reporter mit fliegendem Mantel, gezücktem Bleistift, denkbar großer, schwarzhorniger Brille und einer Unrast im Blick und in der schreibenden Hand.

Die wahrscheinlich 1952 geschriebenen Reportagen führen den Leser im Zickzackkurs durch Berlin. In neun größeren Abschnitten wird aus der Geschichte und der Gegenwart der Stadt geplaudert, werden berühmte und unberühmte Stätten besucht, Wissenschaftler und Künstler, Arbeiter und Hausfrauen interviewt, geht der Autor auf Entdeckungsreisen in die Theater und in den Zirkus, in die Kleingartenkolonie und die nähere Umgebung Berlins, kümmert er sich mit Vehemenz und geschäftlicher Eile um das neue Leben der Kinder, ihre schönen Möglichkeiten, in neuen Häusern und Schulen zu tüchtigen und anständigen Menschen eines demokratischen Staates zu werden. Es ist bezeichnend für die Reportagetechnik des jungen Autors, daß er mehr als vierzig derartige interessante Blicke in das Großstadtleben gibt bei einem Gesamtumfang des Buches von über 250 Seiten. Klaus Beuchler geht von den verschiedensten Blickrichtungen an sein Thema heran; er sucht ständig für das neue Leben in der Stadt charakteristische Details, die zusammengenommen das neue Berlin kennzeichnen sollen. In seinem Vorwort bemerkt er hierzu: „Nicht immer wird es ein Kilometerstein sein, vor dem wir haltmachen, oft reicht der kleine Kiesel zum Betrachten." Da Beuchler es liebt, den Bericht über die Merkwürdigkeiten der Stadt mit kurzen historischen Rückblendungen zu fundieren, entsteht eine Reportage, in der die Gegenwart mit der Vergangenheit verglichen und auf das Ganze das i-Tüpfelchen der Zukunft gesetzt wird.

Die besten Stücke der Reportage sind kleine, in sich geschlossene Kurzberichte von, wie man früher sagte, Kuriositäten der Stadt. Da ist der Besuch bei einem alten Kunstschmied, die Reportage von der Requisitenkammer der Theater in Berlin, der Bericht des nachdenklichen Reporters, der einen Tag lang auf der Straßenüberführung steht und seine Gedanken den Menschen, die unter ihm die

Straße passieren, und ihrer Arbeit nachlaufen läßt.

Der Reportageband ist das erste Buch des talentierten Autors, dem man einen Pluspunkt dafür anrechnen muß, daß er eine eigene Sehweise hat und, was zu einer realistischen Reportage gehört, eine gute Witterung für die kleinen Dinge im Alltag unseres Lebens, die bezeichnend sind für die großen. Der Reporter muß nun einmal in einer viel handgreiflicheren Weise als jeder andere Autor, ganz einfach, weil Tatsachen und Fakten sein Ausgangspunkt sind, dem schriftstellerischen Grundsatz zu genügen versuchen, Allgemeinheit des Urteils, die gesellschaftliche Quintessenz, aus der Besonderheit der Beobachtung zu entwickeln; noch hängt Klaus Beuchler zu sehr am breiten, lediglich faktenreichen Bericht, noch ist seine Reportage mehr journalistischer als literarischer Art. Der Autor macht zu wenig aus dem Stoff; mit der Beobachtung wesentlicher und auch originell gesehener Tatsächlichkeiten unseres Lebens allein ist es nicht getan; dem Autor gelingt es nicht, den Leser, frei von jedem Kommentar oder in sparsamer Verwendung desselben, von der Sache hinweg zu der Einsicht in die gesellschaftliche Bedeutung emporzuführen. Weniger Streben nach Vielseitigkeit, weniger Stipp- und Blitzvisiten: das hätte sicher den Autor veranlaßt, sich über eine Sache auszusprechen, ihr größere Aufmerksamkeit zu schenken, damit man in der bedeutungsvollen Erkundung die Bedeutsamkeit für das Leben erblickt. Das frische und zugreifende Temperament Klaus Beuchlers wird in solchen Fällen zur Nervosität, wie Zügigkeit und Tempo zur Hast werden können.

So kommt es, daß der Leser in diesem Berlin-Buch keinen Berliner finden wird, nicht sein Gesicht und seine Sprache. Der Autor packt die Realitäten nur dort, wo sie auffällig sind; auffallend sind ihm aber in erster Linie Seltsamkeiten und bauliche Objekte, weniger der Mensch, der Berliner, wie er leibt und lebt und die Schwierigkeiten des Aufbaus mit Kraft und Witz, manchmal aber auch mit Verbissenheit und Schimpfen überwindet. Vielleicht ist es zuviel verlangt, wenn ein „Stadtreporter" auch das aus seinem Buch ausströmen läßt, was als charakteristische Atmosphäre, als Kolorit und Geruch, eine Stadt kennzeichnen kann. Wer jemals einen Bummel durch Paris, Wien oder Budapest gemacht hat, wird bestätigen können, daß Städte ihr „Parfüm" besitzen.

Der mehr summativen als integrierenden Art und Weise, wie Klaus Beuchler berichtet und die Reportage technisch anlegt, entspricht ein Stil, der durch Kürzungen, prädikatlose Sätze und Gedankensprünge gekennzeichnet ist. Gleich auf der ersten Seite steht der folgende Satz: „Und er wußte nicht, worüber er sich mehr wunderte, daß die Möwen schon wieder oder immer noch da, daß ausgerechnet sie der Willkommensgruß, den ihm die große Stadt entbot, oder daß die Vögel es waren, die zwanzig Jahre fast vergessen ließen." Auf Seite 97 findet sich der Satz: „Ein Sprung über die Straße. Dort steht das Ribbeck-Haus, neu grüßt seine Fassade. Die berühmten Ornamente sind wiederhergestellt, die Gitter wieder an den Fenstern, das Portal abgeputzt. Alles im neuen Kleid. Eine der vorbildlichen Restaurationen, Beispiel für alle Arbeiten ähnlicher Art." So sehr dem Autor das Recht auf den eigenen Ton zugebilligt werden muß, so hat ein Kritiker doch auf der anderen Seite vor der kürzelhaften Schreibweise zu warnen, dem überknappen Satz, dessen Atem nur von Punkt zu Punkt reicht, aber über kein Komma, vom Semikolon ganz zu schweigen, mehr hinausgeht. Beuchler, dessen Burschikosität und Nonchalance man lieben kann, schlittert, um in seiner Sprache zu reden, dann in grammatische Fehler hinein, wie das obige Beispiel beweist; die Form des Hilfszeitwortes „sind" läßt sich nicht auf den Kurzsatz „das Portal abgeputzt" beziehen, da hier ein Singular vorliegt; es sei denn, man faßt den Kurzsatz als selbständigen Satz auf. Es fehlt Verweilen und Ruhe im Stil, wie inhaltlich zu sehr aufgezählt und *aufgeführt*, aber nicht eine Sache so *aus-*

geführt wird, daß sich der Gegenstand über die visuelle oder auch bewußtseinsmäßige Reizung tiefer dem Gedächtnis einprägt, im Leser die Unruhe echter geistiger Arbeit verursachend; welche Voraussetzung der Überzeugung ist.

Schildert der Autor die Zerstörung oder den Aufbau einer Baulichkeit, dann gibt er stets auch einen Blick in die Geschichte. Das geht nicht immer gut, weil zu viel an Wissenswertem zusammenkommt, das der Autor an dieser Stelle und in einem solchen Buch auskramen muß. Auch das fördert wieder einen stichwortartigen, schnellen Faktenstil, den man mit der Zeit zu lesen lernt, bei dem man aber trotzdem ständig das Gefühl hat, daß der verbindende Kitt fehlt; die zusammenhängende, den Leser psychologisch gut führende Darstellung, die erst ein volles Aufnehmen gewährleistet, fehlt im ersten Teil des Buches völlig, im zweiten ist der Forderung nach Schrittmäßigkeit der Prosa besser Genüge getan.

Klaus Beuchler hat mit seinem Erstling bewiesen, daß er über die Begabung verfügt, Knotenpunkte unseres Lebens zu entdecken, die für die Zeit und ihre Perspektiven aufschlußreich sind. Er hat einen persönlichen Stil, er ist lebendig und temperamentvoll in seiner Darstellungsart. Das ist für den Anfang schon viel. Sein zweiter Reportageband, der im Augustheft 1954 der „Neuen Deutschen Literatur" besprochen worden ist, hat gezeigt, daß der junge Autor tiefer in das Wesen der Reportage und ihre Technik eingedrungen ist. Aber auch in der Erkenntnis unseres Lebens ist er vorangekommen.

Eduard Zak

Landschaft und Leben

Dieter Noll: „Sonne über den Seen", Aufbau-Verlag, Berlin 1954.

Nichts versetzt einen gewissenhaften deutschen Buchrezensenten mehr in Verlegenheit als wenn er sich genötigt sieht, einfach zu sagen: Dieses Buch hat mir gefallen, es hat mir Vergnügen gemacht. Wer träte ohne Zaudern vor das Publikum, ohne sich in den kunstrichterlichen Talar zu hüllen, der seine zivilen Blößen und Schwächen verhüllt und ihn des Verdachtes enthebt, sein Urteil könnte von den Reizen des Objektes getrübt werden?

Aber gerade von den Reizen eines Buches soll hier die Rede sein, von sinnlichen und intellektuellen, die Dieter Nolls „Heitere und bedenkliche Abenteuer eines Schleppkahnpassagiers" so anziehend machen. Die Gelegenheit, einem neuen Buch solche Reize nachzusagen, bietet sich nicht häufig. Des langen Winters und der doppeltgenähten Sohlen überdrüssig, sind wir empfänglich für ein Werk, aus dem die Freude am Dasein spricht. Eine Freude, die nicht sattem Behagen entspringt, sondern der Teilnahme an dem, was in der nahen Umgebung geschieht, was ist und sich wandelt. Beim Lesen von Dieter Nolls „Sonne über den Seen" meint man, es bedürfe nur eines wachen Auges und offenen Sinnes, um zuversichtlich in die Welt zu schauen.

Was steht in Nolls Buch? Der Autor nimmt seine Leser – die er anredet, als befänden sie sich wirklich in seiner Gesellschaft – mit auf einen Schleppkahn, der ihn selbst als Passagier aufgenommen hat. Eine Art Ferienfahrt für drei oder vier Sommerwochen führt ein Stück spreeaufwärts und dann, auf den Wasserstraßen, die sich der Havel anschließen, ins Herz Mecklenburgs. Der Passagier ist ein junger Mann, der sich damit beschäftigt, in

einem Notizheft aufzuschreiben, was ihm auf dem Kahn, an der Arbeit der Binnenschiffer, an den Flußufern und an den Landeplätzen auffällt, was ihm bei den Streifzügen in die Kleinstädte und Dörfer begegnet. Zwischendurch angelt er, läßt sich von Schiffer und Bootsmann was erzählen. Von der Landschaft um den Fluß läßt er sich entzücken oder manchmal anöden. Am Ende kennt er, und mit ihm der Leser, die nautischen Manöver, die an den Schleusen nötig sind, so gut, wie er die Gefährten auf dem Kahn kennt. Er hat erfahren, was sie für ein Leben führen, welche Sorgen und Pläne sie haben.

Das alles, so mitgeteilt, erscheint recht unverbindlich. Der Autor hat nicht den Ehrgeiz, etwas Außerordentliches, Großartiges zu suchen und zu erleben. „Nichts zu suchen" ist sein Sinn. Nichts, auch nicht das „Positive", das „Neue". Und doch findet es sich, denn es gehört zu der Wirklichkeit unserer Welt, unserer Heimat. Es findet sich weder gesucht noch zufällig, sondern von selbst und an der richtigen Stelle. Dem Helden, der im revolutionären Kampf der deutschen Arbeiter an der Ruhr einst sein Auge eingebüßt hat, begegnen wir bei einer nächtlichen Fahrt auf der Lokomotive einer Schmalspurbahn am Seddinsee. In der Erzählung des Lokführers wird ein ruhmvolles Stück deutscher Geschichte so lebendig, daß wir, wie der Autor, fast den mit Berliner Trümmerschutt beladenen Kahn vergessen, mit dem wir angekommen sind. Und das Neue wird dem Leser in der Hauptsache durch die Vermittlung des Passagiers gegenwärtig, der sich scheinbar so beschaulich seinen Begegnungen hingibt: durch seine Anteilnahme, durch seinen Spott, durch seine Wertungen. Was für ein Stück Wirklichkeit ist in den paar Seiten über die Familie des alten Schiffseigners umschlossen! Der Alte, der nach einem harten Arbeitsleben seinen kleinbürgerlichen Traum erfüllt sieht, einen „eigenen" Kahn zu fahren, und den Sohn versklavt, um ihn mit diesem Erbteil zu beglücken; und in stummer Auflehnung der Sohn, der nur noch aus Pflichtgefühl für den Alten schuftet, denn er träumt schon davon, mit seinen jungen Kollegen auf einem volkseigenen Kahn fahren zu dürfen, wo er Aussicht hätte, zur Weiterbildung auf die Schifffahrtschule geschickt zu werden . . .

Die Hauptreize des Buches liegen in Nolls Methode der Darstellung. Sein Passagier ist, ganz unverhohlen, nichts als das Ich des Autors, das in der dritten Person vorgestellt wird: man blickt ihm immer wieder in seine Tagebuchhefte. Aber das Buch verlöre viel von seiner Anmut, vielleicht sogar von seiner Substanz, hätte der Verfasser das nicht so eingerichtet. Denn überall, wo er den Leser über etwas unterrichten möchte, überall, wo er über eine Erscheinung urteilt, würde die Ichform ihre peinlichen Tücken erweisen. Der Leser läßt sich das Erzähler-Ich nämlich nur unter gewissen Bedingungen auf die Dauer gefallen: solange es betrachtend bleibt, in einer gewissen Form der Passivität den Ereignissen gegenüber. Cäsar hat in der Geschichte seiner Eroberung Galliens in der dritten Person von sich gesprochen. Hätte er etwa geschrieben: „Nachdem ich dies erfahren hatte, eilte ich sofort in Dauermärschen nach Alesia . . .", so wäre aus dem klassischen Geschichtswerk etwas geworden, was sich seinen literarischen Lorbeer mit Old Shatterhand und den Schriften Hitlers teilen müßte.

Ist Dieter Noll auch nicht ausgezogen, Länder zu erobern, so hat er sich doch vorgenommen, ein Stück Heimat nicht nur mit neuen Augen zu sehen, sondern sie auch auf Grund neuer Einsichten zu beurteilen. Noll ist, so „romantisch" seine Passagierfahrt auf dem Schleppkahn auch ist, doch nicht der Ansicht, das Erlebnis, welches ein Gefühl anspricht, müsse, um sich durchzusetzen, erst das Urteil des Verstandes aus dem Felde schlagen. Hier liegt ein weiterer Reiz des Buches: der Ferienreisende läßt seinen Verstand nicht zu Hause. Im Gegenteil: er hat ihn mit Kenntnissen und Wissenschaft bepackt und benützt ihn nicht bloß, um den Leser zu unterrichten, sondern als Quelle für ein vertieftes Vergnügen an den eigenen Erlebnissen. Steht er vor einer Kirche oder

hört er eine Geschichte erzählen, so macht es ihm Spaß, mehr über diese Dinge zu wissen oder zu ahnen als der Pastor oder der Geschichtenerzähler. Er kritisiert alte Chronikenberichte durch den Vergleich mit der historischen Wahrheit, schließt auf soziale Stellung und Gemütsart ihrer Verfasser. Er läßt einen alten Turm seine ungeklärte Geschichte erzählen. Dabei verliebt er sich, wie bei mancher andern Gelegenheit, vielleicht zu sehr in sein eigenes Spiel. (Der Turm, aus seiner Jugend gewohnt, Latein zu reden, spricht ein die lateinische Syntax parodierendes Deutsch.) Nur zuweilen, etwa bei der Beschreibung eines historischen Bauwerks, bleibt die Wissenschaft künstlerisch unverarbeitet.

An einer Stelle allerdings hat Dieter Noll allzuviel Zutrauen in die Tragfähigkeit seiner Methode, das Mitzuteilende in eine episodische Handlung einzubauen, nämlich bei der Beschreibung des Städtchens Fürstenberg an der Havel. Hier läßt er seinen Jochen sich in ein Mädchen verlieben, das hauptsächlich blond, sonst aber ganz unwahrscheinlich ist. Die ganze Stadt- und Sagengeschichte mitsamt dem Endkampf der Obotriten um ihre Freiheit entrollt sich in einem konstruierten, einen ganzen schönen Sonntag währenden Dialog zwischen dem verliebten Paar. Nichts gegen Konstruktion! Aber alles gegen eine Konstruktion, die nicht trägt, der zuviel aufgeladen ist. So ist die Liebesgeschichte, vom Autor mißbraucht, verdorben und gestorben; und die Obotriten haben nichts gewonnen.

Dieter Noll hat für die Gestaltung seines Reportagebuches mit Einsicht die besten Traditionen dieses Genres übernommen und weiterentwickelt. Aber, es ist nicht zu verhehlen: wo die Stärke seiner Methode liegt, lauert auch ganz nahe das Verderben: die Manier. Die Reportagebücher von Kisch sind nicht zuletzt deshalb so frisch und wirksam geblieben, weil der Meister sich angesichts seines Gegenstandes seine Behandlungsweise immer wieder neu erarbeitet hat. In Nolls Buch ist beinahe alles, was der Autor versucht hat, um die Darstellung lebensvoll und interessant zu machen, geglückt; sogar die sprachliche und stilistische Verspieltheit in manchen Partien braucht man nicht zu tadeln. Man muß sich aber hüten, etwa zu meinen, daß damit der Weg aller Wege zur künstlerischen Reportage gefunden sei. Auch Noll wird für ein neues Buch einen ganz neuen Weg finden müssen.

Mit „Sonne über den Seen" hat er uns ein reizvolles, buntes, kluges und nützliches Buch über ein Stück Landschaft und Leben unserer Heimat gegeben, das vielen Menschen Freude machen kann, und dem Aufmerksamen viel Vergnügen.

So ein frivoles Ding ein Roman in den Augen der meisten ernsthaften Leute ist, so gehören doch sehr ernsthafte, gescheite und gelehrte Männer dazu, uns eine Bibliothek der Romane zu geben, durch welche die Literatur und die Menschenkenntnis gewinne.

Christoph Martin Wieland

Geburtstagskinder

Alfred Kurella zu seinem Sechzigsten

Dezember 1918 in München: ich war, einer vom letzten Rekrutenjahrgang des ersten Weltkrieges, von der Front zurückgekommen und als unsicherer Kantonist gleich entlassen worden. Nun rannte ich aus einer Versammlung in die andere und suchte Anschluß – an wen, an was? An die Revolution! Und da, eines Tages: in einer Versammlung sprach ein junger Mann – groß, hager, blond, mit stahlblauen, etwas kalten Augen; manche lachten, weil er leicht stotterte, viele johlten, weil er Dinge sagte, die sie nicht hören wollten. Doch er ließ sich nicht stören, sprach ruhig weiter, erklärte geduldig, was es auf sich hatte mit Krieg und Niederlage, Revolution und Konterrevolution, Sowjetrußland und Deutschland, Bourgeoisie und Arbeiterklasse. Vor allem sprach er über die Jugend, die sich zusammenschließen und lernen müsse, damit sie die Fehler der Alten vermeide, und forderte auf, der neugegründeten Freien Sozialistischen Jugend beizutreten.

Das warst Du, Alfred Kurella! Du nahmst mich damals in die Münchner FSJ auf, Du brachtest mir die ersten Begriffe des revolutionären Marxismus bei. Am 2. Mai 1895 geboren, hattest Du mir nur fünf Jahre voraus. Aber in dieser kurzen Zeitspanne preßten sich drei große Erlebnisse zusammen: die Wandervogel- und Freideutsche Jugendbewegung, die Dir den Blick für das Neue, Kommende öffnete; der imperialistische Krieg, der Dich zum streitbaren Pazifisten machte; und die sozialistische Revolution in Rußland, die Dich zu dem überzeugten und einsatzfreudigen Kommunisten formte, der Du seither bist. Und Du halfst auch mir, wie vielen anderen, in dem Wirbel von 1918/19 den richtigen Weg zu finden.

Herbst 1929 in Suchumi: ich war, dem deutschen Gefängnis entsprungen, in die Sowjetunion umgesiedelt und machte eine Kaukasusreise. Bei stürmischer See kam ich mit dem Dampfer von Batumi. Fast gleichzeitig warf ein anderer Dampfer, der aus Sotschi kam, Anker und bootete die Fahrgäste aus, unter ihnen – wahrhaftig: Alfred Kurella! Auf dem Kai dort am Schwarzen Meer trafen wir uns nach mehr als zehn Jahren wieder. So manches hatte ich in dieser Zeit von Dir gehört – und gelesen. Du hattest halb Europa durchwandert, gut ein Dutzend Aufklärungsschriften und ungezählte Artikel über das Sowjetland geschrieben, die in fast allen Sprachen der Welt erschienen waren, Du hattest in Frankreich einen der großen Männer unserer Zeit, Henri Barbusse, zum Freund gewonnen und mit ihm „Lenins Briefe an seine Familie" herausgegeben, aus dem faschistischen Italien Dein Buch „Mussolini ohne Maske" mitgebracht. Und Du wolltest nun von der Politik und Publizistik wieder stärker in die Sphäre der Kunst und Literatur vorstoßen, in Kritiken, Essays und Aufsätzen dem sozialistischen Realismus auch in Deutschland und Westeuropa Bahn brechen. Und wieder halfst Du mir, wie vielen anderen, diesmal das Sowjetvolk kennen und lieben zu lernen.

Winter 1943/44 in Moskau: ich war nach dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion zur politischen und kulturellen Betreuung deutscher Kriegsgefangener eingesetzt. Im Nationalkomitee „FreiesDeutschland" begegnete ich Dir wieder – Du warst stellvertretender Chefredakteur der Zeitung „Freies Deutschland". Lange gingen wir durch die Moskauer Straßen. Mit welch tiefer Liebe sprachst Du, mitten im Kriege, von unserer deutschen Heimat, mit welch ungebrochenem Optimismus maltest Du die Zukunft des neuen Deutschlands aus! Und auch meinen Blick wandtest Du wieder unserm Vaterland zu.

Du hattest inzwischen einen anderen großen Mann unserer Zeit, Georgi Dimitroff, kennengelernt, und in enger Gemeinschaft mit ihm seine „Briefe und Aufzeichnungen" veröffentlicht. Du warst längst Berufsschriftsteller geworden, aber das hinderte Dich nicht, den „sozialen Auftrag", den Dir Dein politisches Verantwortungsbewußtsein, Dein menschliches Gewissen gab, treu zu erfüllen und das zu tun, was Dir jeweils das Wichtigste schien, auch wenn es Deinem Drang, zu schreiben, eigene Gedanken, Bilder und Gestalten zu schaffen, zuwiderlief. Und Du hast tausendmal recht, darin die wahre, lebendige Menschlichkeit zu sehen, die einen erst so recht befähigt, die Wirklichkeit nicht nur zu erklären, sondern sie auch zu verändern, jene Menschlichkeit, die Maxim Gorki im Auge hatte, als er sagte: „Ein Mensch – das klingt stolz!"

Die Jahre nach dem Kriege: gemeinsam durchwanderten wir kreuz und quer den Kaukasus, Sommer für Sommer, mit Zelt, Eispickel und Kletterseil, durch Urwälder und „grüne Höllen", über Grashänge und Schotterhalden, über Felswände und Gletscher ... Nie werde ich diese Wanderungen vergessen, Deine fast nachtwandlerische Sicherheit, den richtigen Weg zu finden, wo es keinen Weg gab, Deine Ausdauer und Zähigkeit, den Reichtum der Gespräche, die Poesie der Lagernächte mit ihren Liedern, die Kameradschaft mit den Hirten und den vielen Freunden des Bergsports! Und auch die frohen Abende in Ps'chu, Suchumi und Moskau werde ich nie vergessen, da wir so mancher Flasche Wein den Hals brachen und die tollsten Geschichten ausheckten.

Doch auch eine große Arbeit hast Du in diesen Jahren geleistet. Es galt, die geistige Kluft zu überbrücken zwischen der Sowjetunion und Deutschland, und Du tatest es. In dem abchasischen Adlerhorst Ps'chu, an der Grenze Europas und Asiens, und später wieder in Moskau, schriebst Du die Bücher „Ich lebe in Moskau" und „Ost und / oder West", beendetest Du den „Inneren Schweinehund", der nun unter dem Titel „Die Gronauer Akten" erschienen ist, begannst Du „Das Kraut Moli", das hoffentlich demnächst erscheinen wird. Und dazu die vielen Übersetzungen, zu denen Du Dich verpflichtet fühltest, obwohl Du – ich weiß das! – lieber selbst geschrieben hättest: die Werke der großen russischen Philosophen, der revolutionären Demokraten Herzen, Belinski, Tschernyschewski und Dobroljubow; Romane sowjetischer Schriftsteller; Gedichte von Tichonow und Stschipatschow; Verse von Ali-Scher Navoi aus dem 15. und von Nazim Hikmet aus dem 20. Jahrhundert; vor allem aber Twardowskis herrliches Poem „Das Wunderland Murawia", von Dir so tief nachempfunden und so meisterhaft nachgeschaffen, daß man nur wünschen kann, Du möchtest recht bald auch den „Wassili Tjorkin" folgen lassen.

Und damit mein Glückwunsch nicht wie ein Nachruf klingt, laß mich noch zwei Dinge sagen.

Ja, lieber Kurella, Du kannst zufrieden sein mit dem, was Du gelebt und getan hast. Auch als Schriftsteller. Aber vor allem als Mensch. Es kommt bei Dir gar nicht so sehr darauf an, ob Du schreibst oder sprichst, Dein Wort findet immer ein vielfaches Echo, eben weil ein ganzer Mensch dahintersteht, der seine reichen Gaben in den Dienst der Sache stellt, die Hammer und Sichel zum Symbol hat, und es rückhaltlos tut, mit vollem Einsatz seiner Persönlichkeit. Daher Deine tiefe und breite Wirkung. Die Hunderte Freunde,

die Du hast, bezeugen es, seien es nun berühmte Schriftsteller oder junge Autoren, seien es kaukasische Hochtouristen oder „einfache Menschen", die Dich immer wieder aufsuchen, wenn Du ihren Lebensweg einmal gekreuzt hast. Die Achtung und Liebe aller dieser Menschen ist Dein schönstes Geburtstagsgeschenk! Und Du darfst stolz darauf sein.

Aber nicht nur ein Geschenk ist es, auch eine Forderung! Du hast ein so reiches, ein so fruchtbares Leben hinter Dir, und Du bist mit Deinen Sechzig so jung – geistig und körperlich –, daß wir ein Recht haben, noch viel von Dir zu erwarten. Du bist jetzt Direktor des neuen Literaturinstituts: Knete Deine künftigen Schüler zu Dichtern und Schriftstellern von höchstem Rang, zu Menschen, wie Du einer bist, denen es zuallererst auf das Menschsein ankommt und auf ihr Schaffen für die sozialistische Zukunft der Menschheit. Und schenke uns den großen Roman Deines Lebens, weite das „Kraut · Moli" aus zu einem Werk, das den Weg eines guten Deutschen durch Europa und das Sowjetland zeigt, eines im besten Sinne patriotischen Deutschen, der heimkehrt, sein Vaterland zu erneuern und die junge Generation zu erziehen. *Otto Braun*

Alex Wedding zu seinem (ihrem) Fünfzigsten

Wer kennt die Jugendbücher von Alex Wedding nicht? Wer aber von den vielen Lesern – und das sind beileibe nicht nur Jugendliche – weiß, daß dieser Name ein literarisches Pseudonym ist, hinter dem sich die Schriftstellerin Grete Weiskopf verbirgt, eine gebürtige Salzburgerin, die Lebensgefährtin F. C. Weiskopfs? Mit ihrem fünfzigsten Geburtstag, den sie in diesem Monat begeht, feiert sie zugleich ihr fünfundzwanzigjähriges Schriftstellerjubiläum. 1930 schrieb sie ihr erstes Buch, „Ede und Unku", den Roman eines Berliner Arbeiterjungen und eines kleinen Zigeunermädchens. In den zweieinhalb Jahrzehnten, die seitdem vergangen sind, hat sie einen ungewöhnlich erfolgreichen Weg zurückgelegt und zählt heute zu den beliebtesten Kinder- und Jugendbuchautoren. Allein in der Deutschen Demokratischen Republik geht die Gesamtauflage ihrer Bücher in die Hunderttausend.

1933 durch den Faschismus aus Berlin vertrieben, hat sie an der Seite F. C. Weiskopfs das oftmals schwere, aber immer erlebnisreiche Dasein im Exil geführt, dessen äußere Stationen Prag, Paris, Stockholm, New York und Peking waren. Ob aber im winzigen Zimmer eines Pariser Emigrantenhotels, ob in einer geräumigen Diplomatenwohnung in Stockholm oder Peking (F. C. Weiskopf war nach dem Sieg über den Faschismus mehrere Jahre Botschafter in Europa und Asien), Alex Wedding ist sich stets gleichgeblieben, hat unermüdlich historische und literarische Studien getrieben, das Leben, die Eigenarten und Gewohnheiten der Menschen fremder Völker beobachtet und mit besonderer Liebe die Folklore durchforscht. Aus ihrem eigenen Erleben und aus dem, was ihr durch ihre Geschichtsstudien zum Erlebnis wurde, schöpfte sie für ihr künstlerisches Schaffen. Ihren jugendlichen Lesern ist sie über die Jahre hinweg treu geblieben. Sie schrieb einmal das stolze Wort:

„Ich möchte mit keinem Dichterfürsten tauschen, weil ich bei diesem Tausch auch mein Publikum tauschen müßte. Dabei aber würde ich das dankbarste und am wirksamsten zu beeinflussende Publikum verlieren."

Fünf große Romane hat sie der Jugend gegeben. Mit ihrem „Eisernen Büffelchen" erreichte sie die literarische Meisterschaft. Mit sicherer Hand hat sie die wichtigsten Epochen unserer nationalen Geschichte aufgegriffen und in künstlerischen Werken der Jugend nahegebracht: den deutschen

Bauernkrieg und die jammervolle Zeit der nationalen Zerrissenheit und der Willkürherrschaft feudaler deutscher Duodezfürsten im achtzehnten Jahrhundert. In ihrem Roman „Die Fahne des Pfeiferhänsleins" zeigt sie die Vorgeschichte des großen deutschen Bauernkrieges, Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Im Mittelpunkt des Romangeschehens steht das Leben, der Kampf und das Märtyrerschicksal des revolutionären Bauernerweckers Hans Böheim, genannt Pfeiferhänslein. Der Funke, den er entzündete, wurde wenige Jahrzehnte später zur Flamme.

Der Roman „Das große Abenteuer des Kaspar Schmeck" versetzt uns ins achtzehnte Jahrhundert, in die Zeit des Nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges. England wollte damals die nordamerikanischen Staaten, die sich für ihre nationale Freiheit erhoben hatten, in kolonialer Versklavung halten und schickte Truppen von Europa nach Amerika. Aber schon damals hieß es: Not our Boys! – als Kanonenfutter mußten deutsche Söldner herhalten. Der Landgraf von Hessen lieferte Landeskinder gegen Barzahlung. Alex Wedding schildert in einer erregenden, historisch getreuen Erzählung, wie landgräfliche Werber den minderjährigen Küchenjungen Kaspar in die Armee pressen und auf den amerikanischen Kriegsschauplatz verfrachten. Der junge deutsche Zwangssoldat lernt nach atemberaubenden Abenteuern im fremden Land Freund und Feind unterscheiden, er läuft seinen Feinden weg und zu seinen Freunden über, den amerikanischen Freiheitskämpfern. Auf die Haltung der heutigen Machthaber in Nordamerika hinweisend, schreibt Alex Wedding im Vorwort des Romans:

„Weil diejenigen, die heute in Amerika den Ton angeben, dem Geist von 1776 untreu geworden sind, erleben wir das traurige Schauspiel eines Amerika, das seine schwarzen Brüder entrechtet, seine besten Söhne und Töchter verfolgt, den Dollar anbetet und den Geist verachtet, im Frieden eine Gefahr und in der Kriegshetze ein gutes Geschäft sieht. Deshalb befinden sich auch heute amerikanische Truppen als gehaßte Besatzungen in Ländern fern von ihrer Heimat und spielen dort die gleiche schimpfliche Rolle wie die Engländer und ihre hessischen Söldnertruppen 1776, und sie werden wie diese in ihren Feldzügen und Interventionen Schiffbruch erleiden."

Aus China brachte Alex Wedding den Jugendroman „Das eiserne Büffelchen" mit, das erste deutsche künstlerische Werk über das neue China. Mit erstaunlichem Einfühlungsvermögen gestaltet die Dichterin in diesem Buch das Leben der chinesischen Bauern und das der Werktätigen in Peking. Sie begeht keinerlei Schönfärberei; sie zeigt das Leben, wie es war und wie es ist: hart und schwer; aber sie zeigt auch, wie nach dem Sieg des Volkes und der Gründung der Volksrepublik im chinesischen Volke eine große Hoffnung aufgekommen ist. Eine Schar Kinder, Verwahrloste, Bettler, Herumtreiber, in ihrer Mitte der kleine Bauernjunge Tie-niu (Eisernes Büffelchen), erleben den Sieg der chinesischen Volksarmee und die Befreiung ihrer Heimat. Auch sie werden von der großen Umwandlung, die sich auf allen Gebieten vollzieht, erfaßt und schließlich nützliche Mitglieder einer neuen, von sozialer Gerechtigkeit und wahrem Humanismus erfüllten Gesellschaft. Dies Buch, das alle Werke der neueren deutschen Jugendliteratur an künstlerischer Gestaltungskraft und Schönheit der Sprache überragt, erhielt mit Recht beim großen Preisausschreiben für das beste Jugendbuch in der Deutschen Demokratischen Republik den ersten Preis.

Unzählige begeisterte junge Leser – nicht nur bei uns, sondern in vielen Ländern – werden mit ihren Gedanken am 11. Mai in Dankbarkeit bei der Dichterin mit dem „knorken" Namen Alex Wedding weilen, und viele werden kommen, um ihr an ihrem Ehrentag Glückwünsche zu überbringen. Alle werden den Wunsch und die Hoffnung aussprechen, daß Alex Wedding noch viele spannende und lehrreiche, von kämpferischem Optimismus erfüllte, die jungen Menschen begeisternde und beglückende Bücher schreiben möge. Und wir Älteren schließen uns ihnen freudig und von ganzem Herzen an. *Willi Bredel*

Paul Hilbert

„Das Ende von etwas, das Ernest hieß"

Eine Parodie nach Ernest Hemingway

Ernest stand auf. Ihm war nichts passiert. Er sah den Busch entlang, den Lichtern des Panthers nach, der hinter dem Busch verschwand. Zu beiden Seiten des Weges war Busch, dann Gras und Dschungelgehölz.

Ernest betastete seine Knie. Die Hose war zerrissen und die Haut wundgeschürft. Seine Hände waren zerkratzt, und Sand und Asche war bis tief unter die Haut gedrungen. Er ging hinüber bis zum Rand des Weges, die kleine Böschung zum Dschungel hinauf, und wusch sich die Hände, Knie und schließlich den erschütterten Schädel. Er wusch alles sehr sorgfältig in dem dunklen schwarzen Wasser und entfernte den Schmutz und die Asche unter der Haut. Er kniete sich vor dem dunklen schwarzen Teich hin, badete seine Augen, dann den zerschundenen Bauch und den aufgekratzten Hoden.

Dieser Scheißkerl von einem Panther. Eines Tages würde er ihn schon kriegen. Den erkannte er wieder. Das war 'ne feine Art von Benehmen. Darauf war er also reingefallen. Lausig blöde das. Dem würde er eins verpassen. Er war ein alter Mann, aber seine Sehnen waren stark und kräftig, und der alte Mann war entschlossen, dem Panther eins zu verpassen.

Ernest rieb seine Augen. Er würde eine große Beule bekommen, der alte Mann. Er sah die sandfarbenen Augen des Panthers vor sich im schwarzen Wasser des Teiches, und der alte Mann war nahe daran, ins Wasser zu springen, um dem lausigen Panther eins zu versetzen.

Er berührte die Beule über dem Auge mit den nassen Fingern. Na, es war ja nur ein blaues Auge. Das war alles, was ihm der Panther verpaßt hatte. Er hörte den Panther knurren, und der alte Mann drehte sich um, aber als er sich umdrehte, sah er nichts. Es war alles dunkel, und das Knurren war sein Magen gewesen. Er wischte sich die blutigen Hände an den zerrissenen Hosen ab und stand auf, kletterte über die Böschung und lief den Spuren des Panthers nach, die er im trockenen Sand des Weges fand. Man ging leicht und ohne Mühe auf diesem Weg. War ein feiner Weg, und Ernest ging gern auf diesem Weg. Der Weg lief schnurstracks durch das Gehölz des Dschungels, dann kam ein wenig Steppe, gelbes Kunaigras, dann kamen ein paar Lianen und irgendwelche lausigen Vögel. Das war der Dschungel, und der alte Mann freute sich auf den Dschungel. Er lief den Spuren des Panthers nach, und die Sterne zogen am Himmel herauf, und der Urwald keckerte, keuchte und jaulte in der nächtlichen Hitze, und Ernest bückte sich, um sich in den Schlingen der Lianen nicht zu verfangen.

Seine Augen schmerzten, der Magen knurrte und der Schädel brummte, und irgendwas lief kalt und naß die Nase herunter, und der alte Mann marschierte geradeaus, immer geradeaus, und die Schläfen pochten und hämmerten, und das Blut rann die Nase herunter, und an allem war der verflixte Panther schuld. Wenn er nur noch die Nickelbrille hätte, aber der Panther hatte ihm auch die Nickelbrille fortgeschlagen, irgendwo lag sie jetzt im Kunaigras, und die Flinte war auch weg, irgendwo lag sie in diesem gottverdammten Kunaigras, und der alte Mann mußte sich eine Flinte kaufen und eine neue Nickelbrille besorgen. Er würde nicht lockerlassen. Ernest war ein alter Mann, aber dem Panther würde er's schon geben. Er marschierte und legte Meile auf Meile zurück. Zu beiden Seiten des Weges war nichts als Urwald, ein gottverdammter, gottverflixter Urwald, eine gottverfluchte Hure von Urwald.

Die Tsetse-Fliegen schwirrten umher, und die Tiere im Urwald grunzten, quäkten, und Ernest schritt aus, so rüstig er

nur konnte. Ein dichter Nebel von Tsetse-Fliegen legte sich auf ihn, und die Fliegen ließen sich auf seinen Poren nieder und saugten, was das Zeug hielt. Der alte Mann versuchte, die Tsetse-Fliegen abzuschütteln, und lief und rannte, und die Knie knackten unter seinen Schritten, aber die Fliegen klebten an seinen Poren und ließen nicht ab von ihm.

Ernest rannte jetzt mit geschlossenen Augen durchs Gehölz, und wenn es knackte, dann wußte er nicht, ob das die Zweige oder seine eigenen Knochen waren oder ein Panther, und darum rannte er immer schneller. Es war jetzt so dunkel, daß er nur noch die weißlichen Schleier der Tsetse-Fliegen sah und hin und wieder die sandfarbenen Augen eines Tieres, und Ernest mußte an den Panther denken. Das war 'ne feine Art von Benehmen gewesen, aber er würde ihm zeigen, was er von so 'ner Art von Benehmen dachte. Er würde sich eine neue Flinte kaufen und eine neue Nickelbrille, und dann würde er dem Panther eine verpassen, daß ihm Hören und Sehn vergehen würde. Eine Hure, eine gottverflixte, gottverfluchte Hure von Panther, aber paß auf, Panther, du wirst den alten Mann noch kennenlernen. Mit mir kannst du alles machen, Panther, aber keinen Jux kannst du mit mir treiben. Der alte Mann ist ein alter Nimrod und hat schon viele Panther vor seine Flinte bekommen, und nun glaub nicht, Panther, daß du eine Ausnahme machen wirst. Du hast meine Flinte weggeschnappt, gut, aber die neue Flinte wird entsetzlich sein, du alte Hure von Panther, du alter Gimpel von Panther.

Ernest stand jetzt still. Er klammerte sich an ein Lianengewächs, hielt die Hand vor die Augen und blinzelte, so scharf er konnte, vor sich hin. Vor ihm war eine Lichtung, und inmitten der Lichtung saß ein Mann am flackernden Feuer. Der Mann war nackt bis auf einen Lendenschurz, hatte einen Schnauzbart und trug eine Nickelbrille auf der Nase. Neben ihm lag eine Flinte, und die Schatten des Feuers fielen auf die rostige Kimme der Flinte. Der Mann am Feuer schien etwas schläfrig zu sein, und Ernest sagte sich, daß er gerade gegessen habe und sicher im Begriffe sei, das Essen zu verdauen. Der Mann wandte sich um, erblickte Ernest, und ihre Blicke trafen sich für den Bruchteil einer Sekunde.

Ernest gab sich einen Ruck und trat auf den Mann am Feuer zu. Als der alte Mann neben ihm stand, brummte der:

– Guten Abend.

Ernest setzte sich hin und erwiderte den Gruß.

– Wo hast du die Beule her? sagte der Mann.

– Ein Panther hat mich angegriffen, sagte Ernest.

– Heute abend? fragte der alte Mann am Feuer.

– Ja, sagte Ernest.

– Ich kenn' das Biest, sagte der Mann. Streifte nämlich heute abend an meiner Schweißspur vorbei. Suchte da einen Kudubock, den ich schon viermal angeschossen hab', aber der Panther hat'n mir weggeschnappt.

– Ein Scheißkerl, sagte Ernest.

– Muß sich verdammt wohl gefühlt haben, der Panther, als er dir einen verpaßt hat.

– Ich werd' ihm schon einen wieder verpassen, sagte Ernest.

– Schieß ihn mit Schrot, riet ihm der Mann am Feuer, schieß ihn mit Schrot, wenn er morgen hier vorbeispaziert.

– Ich werd' ihm schon was.

– Du bist 'n ganz doller Jäger, was?

– Nein, sagte der alte Mann. Ich bin ein alter Mann.

– Mach dir nichts draus, riet der Mann am Feuer.

– Morgen werd' ich ihm einen verpassen, sagte der alte Mann.

– Bist 'n doller Nimrod, sagte der Mann am Feuer.

– Muß man schon, sagte Ernest. Der Mann lächelte und nahm seine Nickelbrille ab und begann sie mit einem Stück seines Lendenschurzes zu putzen. Im Schein des Feuers sah Ernest, daß auch sein Gesicht entstellt war.

Ende

Gemeinsame Sprache, offenes Ohr

In Karlsruhe und Stuttgart sprach vor einigen Wochen Professor Joachim Müller, Direktor des Germanistischen Instituts der Friedrich-Schiller-Universität in Jena, über „Schiller und die deutsche Nation". Beide Veranstaltungen, die der Initiative des Kulturbundes zu danken sind, fanden in der westdeutschen Öffentlichkeit ein lebhaft zustimmendes Echo. Die „Stuttgarter Zeitung" schrieb:

„Professor Müllers Referat, das mit einer Interpretation des Gedichts ‚Deutsche Größe' abschloß, bestach durch die außerordentliche Sorgfalt in der Deutung. Konzentriert und nach allen Seiten hin abgedichtet, waren seine Ausführungen ein Musterbeispiel für die vom Gegenstand bestimmte Literaturwissenschaft, weit aufschlußreicher als jede Interpretation zum Politischen hin hätte sein können. Es war unsere Sprache, und dennoch war es unsere Sprache schon nicht mehr."

In den „Stuttgarter Nachrichten" hieß es über Professor Müllers Vortrag:

„Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Objektivität erläuterte er die durch das Widerstandserlebnis Schillers und die geschichtliche Situation Deutschlands bedingte ‚In-tyrannos-Haltung' des Dichters, der bewußt zu ‚nationellen' Stoffen gegriffen habe, weil in ihnen Inhalt und Form in natürlicher Verwandtschaft stünden und er die Nation in einer Zeit der Ohnmacht zur Selbstbesinnung mahnen wollte."

Offensichtlich wurde die Sprache Professor Müllers auch im Westen Deutschlands sehr gut verstanden: es ist „unsere Sprache", in der wir uns nicht nur über das Werk Schillers verständigen könnten.

Walther Pollatschek

Eine literarische Leichenschändung

Wir sind seit langem daran gewöhnt, daß die Feinde der Demokratie in Westdeutschland auf künstlerische Taten in der Deutschen Demokratischen Republik „reagieren", indem sie sie einfach totschweigen. Um so mehr überraschte es, daß der „Neue Vorwärts", das in Hannover erscheinende Zentralorgan der SPD, dem wichtigen Ereignis der Uraufführung von Friedrich Wolfs nachgelassenem Schauspiel „Das Schiff auf der Donau" großen Platz einräumte. Endlich einmal eine Auseinandersetzung – so dachte man, bevor man diese sogenannte Kritik eines gewissen Achim Anders las. Man täuschte sich; der Artikel ist ganz einfach eine freche literarisch-politische Falschmünzerei.

Ein Vierteljahrhundert hindurch ist Friedrich Wolf ein leidenschaftlicher literarischer Kämpfer der Kommunistischen Partei gewesen, eben deshalb schon in der Weimarer Republik mit Haß verfolgt und dann vom Faschismus ins Exil getrieben. Auch dort endete die Verfolgung nicht: als er aus der Sowjetunion nach Spanien gehen wollte, um dort gegen den faschistischen Überfall zu kämpfen, kam er nur bis Frankreich, denn inzwischen hatte die Erpressung der „Nichteinmischer" von Hitler bis Léon Blum die Zurückziehung der Internationalen Brigaden erzwungen. In Frankreich wurde Friedrich Wolf als Kommunist ins Konzentrationslager Le Vernet gesperrt; der Sowjetunion dankte er seine Befreiung und seine Rückkehr ins Land seines Asyls. Dort fand er seine besten Freunde, dort fand er eine Gesellschaftsordnung, die er als Vorbild für Deutschland betrachtete, und es war für ihn selbstverständlich, daß er sich als Propagandist an die Front des vom Faschismus überfallenen Landes begab. In vielen Gedichten und Prosawerken, geschrieben in der Sowjetunion und nach der Heimkehr in Deutschland, hat er sich mit leidenschaftlicher Liebe zum Lande des

Sozialismus bekannt. Er sah in ihm das große Vorbild des Humanismus für die ganze Menschheit.

In die Heimat zurückgekehrt, hat Friedrich Wolf mit der Leidenschaft, die sein ganzes Leben durchglühte, für den sozialistischen Aufbau auch in Deutschland gekämpft – mit allen seinen Kräften, ja über seine Kraft hinaus. Weil er sich nicht schonte, darum ist er mitten aus seinem Schaffen heraus nach einer verschleppten Grippe einem Herzinfarkt erlegen. In seinem Nachlaß fand sich – neben vielen anderen noch unveröffentlichten Werken – sein Schauspiel „Das Schiff auf der Donau". Er hatte es 1938 als einen Aufruf zum Volkswiderstand gegen den Faschismus geschrieben.

Das sind die Tatsachen. Was aber behauptet der Fälscher Achim Anders? Er tischt uns noch einmal die längst entlarvte Lüge auf, Friedrich Wolf habe als Gegner der Sowjetunion und unserer neuen Ordnung Selbstmord begangen. Er bemüht sich, ein Stück *gegen den Faschismus* in ein Stück *gegen den Sozialismus* umzumünzen, und bedient sich dazu plumper Falschspielertricks, verschweigt z. B. einfach, daß die führende Kraft in „Schiff auf der Donau" ein Kommunist ist. Das ist die altbekannte Methode, aus Schwarz Weiß und aus Weiß Schwarz zu machen – die Fälschermethode des Hitlerfaschismus. Und es ist bezeichnend, daß in dem ganzen Artikel, der sich mit einem antifaschistischen Stück beschäftigt, vom Faschismus ebensowenig gesprochen wird wie von der Verfolgung Friedrich Wolfs durch die Faschisten. „Friedrich Wolf – der von 1933 an deutschen Boden nicht mehr betreten durfte und von der Hitlerregierung aus seiner rheinischen Heimat gewiesen wurde" – das ist alles, was Achim Anders zu diesem Thema zu sagen hat.

Die Überzeugungen, das Leben, das gesamte Werk eines Dichters nach seinem Tode ins Gegenteil umzufälschen, das ist wohl das Erbärmlichste, was man sich denken kann. Es ist für das Zentralorgan der SPD beschämend, daß es einer literarischen Leichenschändung Raum gab.

Ein Brief aus Buenos Aires

„Perón, Perón, wie groß bist du, mein General!" – so dürfen die Argentinier „begeistert" ihren Präsidenten in der neuen argentinischen Nationalhymne verherrlichen. Es ist der gleiche Perón, unter dessen Herrschaft der Terror gegen die fortschrittlichen Kräfte in den letzten Monaten neue Höhepunkte erreicht hat. Auf Grund des sogenannten Gesetzes über den Inneren Kriegszustand werden wahllos Personen ohne jede fundierte Anklage inhaftiert und monatelang in den Gefängnissen festgehalten.

Einer dieser politischen Häftlinge ist der 1913 in Buenos Aires geborene Journalist und Schriftsteller Raúl Larra. Es gelang ihm, die folgenden, vom 18. März 1955 datierten Zeilen aus dem Gefängnis nach Deutschland zu schreiben:

„Lieber Freund! Am gleichen Tage, da ich Ihren Brief erhielt, wurde ich in meiner Wohnung verhaftet und später in das Gefängnis Villa Devoto überführt. Meine Festnahme erfolgte auf Veranlassung der argentinischen Regierung kraft eines sogenannten Gesetzes über den Inneren Kriegszustand, ohne daß gegen mich irgendeine Anklage oder ein Prozeß vorliegt. Unter den gleichen Bedingungen befinden sich in meiner Gesellschaft mehr als 400 politische Gefangene – Arbeiter, Studenten, Intellektuelle und andere Personen. Die meisten von ihnen sind Kommunisten und seit über acht Monaten in Haft."

Raúl Larra war Redakteur des Feuilletons der Arbeiterzeitung „La Hora", die seit einiger Zeit verboten ist. Außerdem war er Vorstandsmitglied der AIAPE, des Verbandes der Intellektuellen, Künstler, Journalisten und Schriftsteller für die Rettung der Kultur und gegen Faschismus. Bezeichnend ist, daß dieser Verband 1943 von der damaligen argentinischen Regierung zwangsweise aufgelöst wurde, d. h. zu einem Zeitpunkt, als der Hitlerkrieg am erbittertsten tobte.

Raúl Larra ist Verfasser einiger biographischer Werke und der Romane „Gran Chaco" (auch in der Sowjetunion ver-

öffentlicht), „Encuentro en la noche" (in polnischer Sprache erschienen) und „Sin Tregua" (Veröffentlichung in italienischer und russischer Sprache in Vorbereitung). In diesem letzten Roman beschreibt Larra das Leben der Arbeiter in den großen Schlachthöfen und Gefrierhäusern, ihren Kampf gegen die Ausbeutung und die Solidarität unter den aus vielen Nationen der Erde stammenden Menschen.

Raúl Larra und seine Gefährten fordern ihre Freilassung aus der ungerechtfertigten Haft. Allen freiheitlich gesinnten Menschen sollte es Ehrensache sein, durch Proteste Solidarität zum Ausdruck zu bringen.

H. W.

Spillanistischer Realismus

Man hört viel von Mickey Spillane, dem neuen Klassiker des barbarisierenden Schunds. Aber Spillane ist nur einer von vielen. In der „New York Times" schreibt John Crossby:

„Vor einigen Tagen hörte ich zufällig ein paar Fetzen aus einem Cowboy-Stück, dem mein Sohn am Fernsehapparat folgte. Ich habe den Dialog seither nicht mehr aus meinem Kopf verjagen können. Er lautet:

Girl: Was ist denn geschehen?
Boy: Deinen Vater hat einer umgebracht.
Girl: Wer war es?
Boy: Bill.
Girl: Bill würde so was nie tun.

Ich finde, es müßte eine Szene zwischen dem Girl und Bill folgen, etwa dieser Art:

Girl: Bill, hast du meinen Vater umgebracht?
Bill: Ja.
Girl: Das hättest du aber nicht tun sollen!"

Italien sieht Deutschland

Die angesehene italienische Zeitschrift „Ulisse" widmete kürzlich ein ganzes Heft dem Thema „La Germania Oggi" (Deutschland heute). Bemerkenswert ist, daß die Herausgeberin, Frau Maria Luisa Astaldi, großen Wert darauf gelegt hat, für bestimmte Themen Mitarbeiter aus beiden Teilen Deutschlands zu gewinnen. Zum Beispiel berichtet über die politische Situation Deutschlands nicht nur Willi Eichler, Mitglied des Vorstands der Sozialdemokratischen Partei, sondern auch Gerald Goetting, Mitglied des Präsidiums der Christlich-Demokratischen Union in der Deutschen Demokratischen Republik. Das Heft enthält außerdem Beiträge über die deutsche Literatur aus ganz Deutschland: unter den Autoren finden wir Hermann Kesten, Hans Werner Richter, Ingeborg Djacenko und Günther Cwojdrak. Auch dieses Deutschland-Sonderheft der italienischen Zeitschrift „Ulisse" ist ein Zeichen der wachsenden Autorität der Deutschen Demokratischen Republik im internationalen Leben.

Nur die guten Seiten

Wie alle China-Fahrer, so spricht auch unsere Freundin J. seit ihrer Rückkehr nur noch von dem jede Erwartung übersteigenden Eindruck, den das Land Mao Tse-tungs und seine Menschen in ihr hinterlassen haben.

„Womit", fragten wir, „haben die Chinesen es dir so angetan?"

Da erklärte sie es uns:

„Die Chinesen sind ein außergewöhnliches Volk. Zum Beispiel haben sie die Drucktechnik erfunden – aber an der Erfindung der Zeitungen sind sie unschuldig. Sie haben das Schießpulver erfunden – aber es ging ihnen nur darum, Feuerwerke zu veranstalten. Und sie haben den Kompaß erfunden – aber Amerika wollten sie nicht entdecken. Denn sie verstehen die Kunst, allem und jedem nur seine guten Seiten abzugewinnen . . ."

Kompetenzen

Eine Hamburger Firma will einen Film über das Leben Walther Rathenaus drehen, des Außenministers der Weimarer Republik, der von Faschisten ermordet wurde. Den Auftrag, das Drehbuch zu schreiben, erhielten die Autoren Erich Ebermayer und Ernst von Salomon.

Ebermayer ist der Sohn des Reichsanwaltes, der damals den Prozeß gegen die Rathenaumörder führte. Salomon ist einer der Komplicen der Mörder. Auf das Ergebnis dieser Zusammenarbeit darf man neugierig sein.

Pierre Garnier

Deutsche Literaturprobleme aus französischem Blickpunkt

Pierre Garnier ist ein junger französischer Schriftsteller, der Ende vergangenen Jahres die Deutsche Demokratische Republik besuchte, um Material für eine Anthologie deutscher Dichtung zu sammeln, die er in seiner Heimat herausgeben wird. Er hat seinen folgenden Beitrag in deutscher Sprache niedergeschrieben.

Nun ist schon eine kleine Weile seit meiner Rückkehr aus der Deutschen Demokratischen Republik verstrichen. Ich habe dies junge Land mit der Freude eines Menschen verlassen, der endlich gefunden hat, was er schon lange suchte: das Gesicht jenes Deutschland, das überdeckt, beschmutzt, ausgelöscht schien durch das militaristische, das nazistische Deutschland. Das ist das kostbarste Geschenk, das die DDR mir machen konnte.

Denn diese – unverständliche, weil unbewußte – Distanz, die bisher zwischen mir und dem Deutschen existierte, dieser Riß, der sich in meiner Seele vollzogen hatte, als ich, noch ein Kind, die Anfänge der Hitlerbesetzung erlebte und die Uniform zu hassen begann, ehe ich den Menschen selbst haßte, war hier verschwunden: ich habe Kameraden gefunden, ich bin Menschen begegnet, und alles war klar und einfach zwischen uns: selbst wenn wir nicht immer übereinstimmten, war der menschliche Kontakt zwischen uns unmittelbar hergestellt.

Und das trotz des „Vorhangs der Lüge", den gewisse Kreise des Westens zwischen unseren beiden Völkern sorgfältig ausgebreitet haben. Wir finden z. B. in Frankreich in den Buchhandlungen die Übersetzungen der Bücher von Rudel, von Salomon, sogar die Memoiren Hitlers, dagegen wurden uns bis heute die Werke der deutschen Dichter des Friedens vorenthalten. Meine Reise in die DDR hat mir endlich erlaubt, das Gleichgewicht wiederherzustellen. Und nun, seit meiner Rückkehr, mache ich mich langsam mit den Büchern bekannt, die ich mitgebracht habe und die für mich – neben der literarischen Freude, die sie mir schenken – wertvolle Dokumente und Beweise sind.

Die große Aufgabe der Literatur ist es, das *Menschliche* zu vertiefen. Ich verstehe darunter nicht nur den ethischen Inhalt dieses Wortes, sondern auch den unendlichen Bereich des Bewußtseins, den es zu vergrößern gilt, den Bereich des Unbewußten, das zu erhellen ist, und endlich das Unbekannte, das erobert und immer tiefer erkannt werden muß. Aber das ist nur ein Teil der literarischen und künstlerischen Aufgabe: der Künstler muß auch die Metamorphose der menschlichen Gesellschaft deutlich machen, die soziale und politische Wandlung, er muß dem Menschen helfen, Klarheit und Bewußtsein zu erlangen, er muß ihn sehend machen. Und auch das genügt noch nicht: er muß an die Zukunft und – warum nicht? – an die Nachwelt denken und die Kühnheit, den Willen, die Kraft haben, sein Werk ins Dauernde, ins Ewige zu heben.

Um dieses Ergebnis zu erreichen, muß zunächst die Erfahrung, das Erleben, den Dichter ergriffen haben. Ich glaube nicht, daß man etwas ausdrücken kann, was an der Oberfläche oder gar außerhalb unseres Selbst geblieben ist. Es ist notwendig, daß der Autor das, worüber er schreibt, wirklich zutiefst erfahren hat.

In der Lyrik erscheint dieses Problem noch komplexer, denn das Gedicht ist wie eine langsam gereifte Frucht, es wächst aus dem tiefsten Innern des Menschen. Man kann nur ausdrücken, was reif ist. Und was bei einem jungen Dichter „reif" ist, das ist nicht unbedingt ein „politisches" Gedicht, ich möchte sogar sagen, daß es fast nie ein politisches Gedicht ist, weil im allgemeinen die „Erfahrungen" eines jungen Menschen mehr instinktiv als gesellschaftlich sind, mehr unbewußt als bewußt. Ich gebe zu, daß es Ausnahmen gibt: ich bewundere zum Beispiel einen jungen Dichter

wie Charles Dobzynski in Frankreich, der ohne Kompromiß ein politisches Geschehen ausdrücken kann, dem er durch sein Gedicht dauernde Gültigkeit verleiht. Aber viele junge Dichter haben diese Fähigkeit zunächst nicht, selbst wenn sie talentiert sind, selbst wenn sie große dichterische Begabung oder gar Genie besitzen wie Boris Pasternak, der einer der größten Dichter der Epoche ist und doch, soweit ich unterrichtet bin, außerordentlich selten sein politisches Sein im Gedicht ausgedrückt hat, wenn er es aber tat, so in vollendeter Weise, ähnlich wie Paul Eluard, der auf die Erschütterung des spanischen Bürgerkriegs warten mußte, um sein Gedicht „Guernica" zu schreiben.

Ich glaube, daß der junge Dichter vor allem er selbst sein muß, daß er arbeiten muß, sehr viel arbeiten, aber sich nicht zwingen darf; denn wenn man ausdrücken will, was noch nicht völlig mit dem Ich verschmolzen ist, so verurteilt man sich zum Formalismus und zum Konformismus.

Realismus – wie oft habe ich während meines Aufenthaltes in der DDR dieses Wort gehört! Auf keinen Fall darf der Realismus, soll er nicht in Widerspruch zu sich selbst geraten, ein bloßes theoretisches Schema sein, eine Doktrin, ein Dogma. Die Wirklichkeit des Menschen ist vielfältig, vielschichtig; sie ist nicht mit dem Sichtbaren, mit der Oberfläche identisch, sie umfaßt vielmehr das Außen wie das Innen, sie ist unendlich wie das Leben selbst, und Realismus wird leichter durch das definiert, was man nicht machen soll, als durch das, was getan werden muß. Realist sein, das heißt das Leben nicht verfälschen, die Wahrheit nicht verhüllen, den Menschen nicht verraten; der Realismus bringt Pflichten für den Dichter mit sich, vor allem die Pflicht, das zum Geist gewordene Leben nicht zu begrenzen, nicht zu schematisieren. Die Zeit hat einen Beginn, sagt Paul Eluard, das Leben dagegen ist kontinuierlich. Der Realismus besteht darin, dieses Leben nach allen Richtungen hin auszudrücken.

Deshalb denke ich, daß man auf keinen Fall ein künstlerisches Dogma aufstellen darf, daß man die verschiedenen Etappen auf dem Wege der Kunst – selbst wenn man sie ablehnt – nicht gleich verbrennen soll; ich denke, daß die soziale Wandlung, das gesellschaftliche Gleichgewicht, das hergestellt werden wird, von selbst die Blüte des sozialistischen Realismus mit sich bringt, bis zu dem Augenblick, wo es möglich sein wird, von einer neuen Klassik zu sprechen, zu der alle vorausgegangenen Versuche, Erfahrungen, Siege und Niederlagen beigetragen haben werden.

Diese gesellschaftliche Metamorphose, die selbst das moralische Sein des Menschen ergriffen hat, enthüllt sich mir in der jungen DDR. Diese jungen Dichter hier, die noch gegen die oben erwähnten Gefahren zu kämpfen haben, scheinen mir die entscheidende Generation zu sein, denn sie haben alle Mittel in der Hand, nicht nur die materiellen (die sehr beträchtlich sind), sondern auch die geistigen und moralischen Mittel. Hier ist eine Welt in voller Entfaltung, der Dichter kann aus den Quellen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft schöpfen.

Aus unserer Korrespondenzmappe

I

Liebe NDL!

In Heft 10/54 las ich „Die Kommandeuse" von Stephan Hermlin. Ich ließ alle Menschen auf mich einwirken und stellte fest: So und nicht anders empfand ich es am 17. Juni. Ja, ich war dankbar, daß ein Schriftsteller wie Stephan Hermlin dieses schwierige Thema gestaltete. Ich schreibe heute, weil das Heft 3 der NDL eine Kritik enthält, über die ich entsetzt bin. Aber so geht es doch nicht! Erstens ist diese Art verletzend, zweitens entbehrt die Behauptung, die Weber wirke mitleiderregend, jeder Logik. Ich glaube, der Fehler liegt in der Art, wie die Erzählung den Arbeitern vorgetragen wurde. Die Kritikerin Marta Nawrath legt es den Arbeitern in den Mund, daß sie den Stoff so sehen wie sie selbst und nicht anders.

Ich selbst bin eine Hausfrau mit einigen ehrenamtlichen Funktionen. Für mich ist das gute Buch unentbehrlich. Darum danke ich einem Schriftsteller wie Stephan Hermlin und kränke ihn nicht mit unberechtigten Behauptungen. Der Satz: „Das aber gerade kann Hermlin nicht gewollt haben, denn Mitleid mit einer Verbrecherin gegen die Menschlichkeit heißt an vergangenen und zukünftigen Grausamkeiten mitschuldig werden" ist einfach verantwortungslos hingeschrieben. Die Arbeiter kritisieren viel einfacher und herzlicher.

Ich habe jahrelang Andersen Nexö danken wollen für seine Werke, die mir das Leben und die Menschen offenbarten. Aus falschen Hemmungen unterließ ich es. Ich konnte in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung keine Schule besuchen wie heute unsere Jugend. Aber diese Kritik ließ mich zur Feder greifen. Meine Bitte ist, nicht Kritik zu üben um der Kritik willen; geht achtsamer mit menschlichen Seelen um, auch bei einer Kritik – wenn sie helfend und fruchtbringend sein soll.

Luise Mühl, Grevesmühlen

II

Liebe NDL!

In Heft 3/55 las ich die Auseinandersetzung Stephan Hermlins mit einer Kritikerin. Meine Reaktion war: Nie wirst du dich an der Literaturdiskussion beteiligen, auch wenn dir die eine oder andere Frage noch so brennend erscheint. Wenn einer unserer Schriftsteller, statt in einem sachlich-berichtigenden, ruhig-eingehendenTone, so hochfahrend antwortet wie Stephan Hermlin, so besser-wissend und nur-fordernd, dann kann er bei mir keine Sympathie gewinnen. Dann weckt er nicht die Neigung und den Mut zum Gespräch, in dem zwar die Meinungen deutlich und leidenschaftlich verfochten werden sollen, aber nicht jede, die ihren Mund auftut (ich nehme mit Absicht die weibliche Form), gleich als dumme Gans behandelt wird. Ein bißchen Wärme sollte eigentlich von den Dichtern ausstrahlen – nach der Seite, wo nicht der Feind steht.

Elisabeth Hartig, Dresden

Bei Redaktionsschluß erreicht uns die Nachricht, daß unser Mitarbeiter Fritz Jensen bei dem von Tschang Kai-schek und seinen amerikanischen Helfershelfern organisierten Anschlag gegen ein indisches Flugzeug, das Delegierte und Korrespondenten zur asiatisch-afrikanischen Konferenz nach Bandung bringen sollte, ums Leben gekommen ist. Mit seinen farbigen Reiseberichten, seinen lebendigen Schilderungen von Land und Leuten, seinen kenntnisreichen Analysen historischer und gegenwärtiger Entwicklungen hat Fritz Jensen als Publizist und Schriftsteller ungezählten Lesern das neue China und die übrigen Länder des Ostens nahegebracht. Sein Leben und sein gesamtes schriftstellerisches Wirken galten dem Kampf für die Sache der Völker.

Wir sind sicher, im Namen aller unserer Leser zu sprechen, wenn wir die Witwe des Toten und seine Kameraden im österreichischen und im chinesischen Schriftstellerverband unseres herzlichen Mitgefühls versichern.

Eine neue Arbeit, die Fritz Jensen uns vor kurzem zugesandt hatte, lag bei Eintreffen der Trauernachricht schon vor. Unsere Leser finden sie in einer der nächsten Ausgaben der „Neuen Deutschen Literatur".

Hans Lorbeer

Das Märchen vom Schreiber

Es war einmal ein großer und kluger und reicher Dichter. Der kam eines Tages zu der Erkenntnis, daß er sein Leben gründlich ändern müsse, aber nicht so, daß er sich etwa entschlösse, besser zu werden, nicht mehr so spät schlafen zu gehen, nicht mehr zu lügen, so scharf gewürzte Speisen zu essen und dazu viel zu trinken, den Stuhlgang zu vernachlässigen oder gar auch in der Liebe so wüst weiter zu wirtschaften, nein. Er wollte eben nicht nur besser werden, wie es die Kleinbürger sehr oft versuchen, sondern ganz anders . . .

„Mein Leben hat sich im Laufe der Jahre merklich geändert, so ganz von allein", sagte er zu sich, „was mich veranlaßt, es nunmehr auch einmal selbst, ganz bewußt zu ändern. Früher war ich nur ein kleiner, dummer und armer Mensch. Durch Fleiß und glückliche Umstände wuchs ich an Geist und Besitz, so daß ich heute ein großer, kluger und reicher Dichter bin. Als solcher fühle ich mich verpflichtet, mein Leben gründlich umzustellen."

Er sprach noch einiges mehr zu sich, überaus kluge Worte, und er kam zu einem Entschluß: – in Zukunft seine Romane, Novellen, Dramen, Gedichte und Märchen nicht mehr allein zu schreiben. Und so suchte er sich einen tüchtigen Schreiber, dem er alles diktierte.

Nun hatte unser Dichter ein behagliches, bequemes und schönes Leben. Er erhob sich immer erst, wenn er sich richtig ausgeschlafen hatte, von seinem Lager, nahm ein warmes Bad, kleidete sich danach sorgfältig und aß ein gutes, appetitliches Frühstück. Darauf ging er in sein geräumiges Arbeitszimmer, wo der Schreiber schon vor einem Stoß weißer Blätter wartete, setzte sich in den großen, weichen Polstersessel und ließ seine Phantasie spielen. Bei einem leuchtenden Glas Rotwein und einer aromatischen Zigarre war er dann auch bald so recht im Zuge, und der Schreiber mußte im Eiltempo mit der Feder über die weißen Blätter hinsausen, wenn er die herrlichen, klugen und so interessanten Gedanken, die ihm der Dichter diktierte, auch vollständig niederschreiben wollte. Er reihte Wort an Wort, Zeile an Zeile, Blatt an Blatt. Der Schweiß stand ihm oft auf der Stirn, die Hand wurde ihm müde und lahm, aber er kriegte seine Arbeit ja bezahlt, also mußte er seine Pflicht tun. Und des Dichters Gedankenstrom gehörte mit zu den deutschen Hauptflüssen, war lang und floß breit dahin.

War er aber doch schließlich im Meere der Ermüdung gemündet, erhob sich der Dichter zufrieden und begab sich entweder in eine lustige Gesellschaft, in ein Theater, auf eine Spazierfahrt oder zu einer schönen, unterhaltsamen Dame. Dort erholte er sich dann immer auf seine Weise, eine angenehme, oft sehr originelle und spaßige Weise . . .

Der Schreiber aber mußte alles noch einmal fein säuberlich abschreiben, damit es die Herren Verleger auch lesen konnten. Da saß er denn oft bis tief in die Nacht hinein, wenn der Herr Dichter bereits wieder von seiner Erholung zurückkam. Es durfte bis zum nächsten Tage nichts liegen bleiben, denn da hatte der Dichter unter Umständen so viele, sich geradezu überstürzende Gedanken, daß der arme Schreiber mit seiner Arbeit unweigerlich in Rückstand geraten wäre und am Ende seine Dienststelle verloren hätte.

War wieder einmal ein Buch beendet, erhielt der Dichter von den Verlegern eine gute Summe Geldes und auch einige Belegexemplare überwiesen. So wuchsen seine Werke im Bücherschrank und auch seine Bankkonten. Aber er war ein Mann, der erst dann glücklich und zufrieden sein konnte, wenn andere an seinen Erfolgen

teilnahmen. Darum schenkte er dem Schreiber jedesmal eines der neuen Bücher – und dieser hatte obendrein noch den Vorteil, es nicht lesen zu müssen, da er den Inhalt ja schon gut genug kannte... Das einzige, was er las, war der in wunderbaren Farben und Schnörkeln auf Umschlag und Titelblatt des Buches gedruckte Name des Dichters und der Titel seines Werkes. Dabei empfand er es dann immer als etwas bitter, daß sein eigener Name nicht wenigstens ganz klein in einer Ecke des Umschlages zu lesen war.

So wurde der Dichter immer größer, reicher und berühmter. Der kleine, arme Schreiber jedoch blieb unbekannt . . .

Aber des Dichters Leben begann schon wieder, sich zu ändern. Er wurde langsam gedankenärmer. Er aß und trank zu viel und wurde dadurch dicker, schwerfälliger, bequemer, ja fauler. Seine Gedanken verloren die Farbe, wurden allmählich dünn und langweilig. Der Schreiber wagte hier und da während des Diktates einen Einwand. Und wenn der Dichter in der ersten Zeit immer hochmütig aufbrauste, so überzeugte er sich mit der Zeit doch manchmal davon, daß des Schreibers Formulierung glücklicher, geistreicher und schöner war als seine eigene. Auch für die Handlung der Dichtungen wußte der Schreiber oft klarere, effektvollere und witzigere Wendungen und Lösungen zu finden.

Wie gesagt, alle diese Vorschläge des Schreibers waren dem Dichter zunächst sehr unangenehm, schließlich aber sagte er sich, daß sie ihm nur nützen, niemals aber schaden konnten. Also sagte er eines Tages zum Schreiber:

„Lieber Schreiber, ich sehe, du hast in meinem Dienste so manches gelernt. Dein Geist hat sich erweitert, deine Phantasie entwickelt. Du kannst nur noch meine eigenen künstlerischen Gedanken denken. Ich sehe darum nicht ein, warum ich hinfort nicht größere Freiheit in der Arbeit haben sollte?“

Von nun an ging der Dichter in der Abfassung seiner Dichtungen auf alle Vorschläge des Schreibers bereitwillig ein. Dieser arbeitete bald ganz nach seiner eigenen Phantasie. Er schrieb ganze Abschnitte, die ihm der Dichter gar nicht diktiert hatte. Und wenn er die Reinschrift abfaßte, bearbeitete er Stoff und Stil der Erzählung oder des Gedichtes ganz nach seinem eigenen Geschmack.

Die Verleger – in letzter Zeit bereits weniger erfreut von den Werken des Dichters – begannen nun wieder, wie in der ersten Zeit ihrer Verbindung mit ihm, lange Lobeshymnen auf ihn anzustimmen. Sie nannten ihn den „Großen“, sie rühmten ihm nach, daß er wie kein anderer die Seele des Volkes ergründet und eine Sprache von höchster Vollendung gefunden habe. Literarische Gesellschaften ehrten ihn mit hohen Preisen, Universitäten und Ministerien verliehen ihm Titel, Ehrengaben liefen ein, Feierstunden zu seiner Verherrlichung fanden statt, ja selbst ein Denkmal wurde ihm – dem noch Lebenden – in einem schönen Park errichtet, und an dem Hause, in dem er einst noch ein kleiner, dummer und armer Kerl gewesen, eine Gedenktafel angebracht. Es war eine schöne Zeit für den Dichter. In seiner Freude erhöhte er das Gehalt des Schreibers um zwanzig Mark pro Monat...

Im Kopfe dieses Schreibers hatte sich mittlerweile ein merkwürdiger Zustand entwickelt: er arbeitete nunmehr sehr oft auch ohne Diktat. Halbe Nächte saß er in seiner armseligen Stube und schrieb Erzählungen, Gedichte und Märchen. Einige Manuskripte schickte er mit seinem Namen versehen an die Verleger. Lange hörte er nichts von Ihnen. Schließlich kamen Sendungen zurück; im Begleitbrief wurde kurz und bündig mitgeteilt, daß die Arbeiten völlig unbrauchbar seien und daß aus diesem Grunde an eine Veröffentlichung nicht gedacht werden könne.

Der Schreiber war geknickt. In seiner Mutlosigkeit versah er seine Schöpfungen mit dem Namen des Dichters und einem

anderen Titel und schickte sie wieder an die Verleger.

Daraufhin liefen beim Dichter neue, noch hochtönendere Lobeshymnen ein. Man versprach ihm Riesenauflagen und beeilte sich, seine Einnahmen zu steigern. – Der Dichter kannte die da erwähnten Werke freilich nicht, aber er sagte sich, er habe ja schon so viel geschrieben, daß er unmöglich alle Geschichten in Erinnerung behalten könne. Er war in letzter Zeit eben schon recht gedankenschwach geworden . . .

Dennoch diktierte er von Zeit zu Zeit wieder. Doch er geriet dabei jedesmal in bereits geschriebene Geschichten, und die konnte der Schreiber nicht gebrauchen. Zuweilen plagte ihn das Podagra auch so heftig, daß er nur noch ganz abscheuliche Gedanken hervorbrachte, es wurden richtige Krankengeschichten. Dann sagte der Schreiber wohl, es sei am besten, wenn er zu Bett gehe und man einen Arzt hole. Davon wollte der Dichter niemals etwas wissen: vorm Krankenbett fürchtete er sich, weil es sein Sterbebett werden konnte, und vorm Arzt, weil der ihm vielleicht verbieten würde, dieses und jenes zu essen und zu trinken – oder zu tun – und ihm unter Umständen sogar noch eröffnen mochte, daß er nicht mehr lange zu leben habe.

Darum suchte der Dichter sich auf eine andere Art von seinem Leiden zu befreien. Er ließ Fräulein Edith, die Malerin, kommen und bat sie, ein neues Porträt von ihm zu beginnen. Aber sie sah ihm besorgt in die Augen und sagte mit ihrer so klangvollen, gepflegten Stimme: „Ach, Meister, es scheint mir, daß Sie leiden. Ihr Antlitz trägt Züge von Besorgnis und Kummer, es ist so schmerzlich bewegt, daß ich doch lieber warten will, bis es wieder die Ihr ganzes Wesen widerspiegelnde olympische Heiterkeit ausstrahlt." Der Dichter ließ den Kopf hängen, worauf Fräulein Edith bald ging.

Er ließ den Pianisten Fortenitsch zu sich rufen und bat ihn, auf dem weißen, goldverzierten Flügel etwas von Schubert, Chopin und anderen zu spielen. Da dieser aber mit allgewaltiger Kraft in die Tasten griff, daß die tiefen, wie auch die hellen Töne nur so durch des Dichters Kopf und Beine hinrauschten, meldeten sich die Schmerzen nur noch stärker. Er bat ihn also, aufzuhören mit dem Spiel und sich nur mit ihm zu unterhalten. Vermittels des Mundes brachte Fortenitsch gar nichts zuwege, weshalb er dann auch bald ging.

Nun ließ der Dichter die Dame Ypsilonzett einladen. Sie kam mit einem Schwall liebenswürdigster Worte herangeflattert... Er ließ auftragen, allerlei Leckerbissen aus Meer, Gebirge, Garten, Keller und Küche, würzige Delikatessen, süße Konfitüren und feurigen Wein. Sie setzten sich zu Tische und ließen es sich schmecken. Der Dichter war so recht in seinem Element, wurde gesprächig und lustig und auch feurig. „Du bist doch die beste, Lonchen", sagte er, trank ihr zu und kniff ihr, sich über den Tisch beugend, in die Wange. Als er jedoch dazu überging, sich mit der Dame Ypsilonzett näher zu beschäftigen, überfiel ihn sein Podagra mit solcher Heimtücke und Heftigkeit, daß er aufschrie und vor den Augen der aufgesprungenen Gespielin wie ein von bösen Geistern Besessener dalag und zappelte. Die Haushälterin und der Diener machten ihm kalte Umschläge oben und warme unten und gaben ihm einige Tabletten. Während dieser medizinischen Bemühungen zog sich die Dame Ypsilonzett diskret zurück . . .

Nach einem dieser Anfälle ließ der Dichter seinen Schreiber kommen. „Setze dich", sagte er mürrisch, „mich plagt ein abscheuliches Leiden. Lies mir etwas Heiteres aus meinen Werken vor. Aber es muß etwas von früher her sein, das ich nicht mehr so genau kenne."

Der Schreiber suchte in den ersten zehn der fünfundsiebzig Bände herum, begann auch einige Stücke vorzulesen, doch der Dichter blickte nur stumpf zur Zimmerdecke auf. Zuweilen schüttelte er

den Kopf, bis er schließlich ausrief: „Hör auf! Ich merke schon, daß ich damals doch noch ein Stümper war. Nimm etwas aus meinen späteren Werken."

Der Schreiber dachte daran, ihm zu sagen, daß die späteren Werke ja geschrieben worden waren und die letzten gar nicht mehr von ihm allein. Doch da bekam der Dichter gerade wieder einen heftigen Anfall und warf ihn in seinem wütenden Schmerz hinaus. „Zu nichts bist du nütze; ich werde mich nach einem anderen Schreiber umsehen, über den ich mir nicht die Hölle in die Glieder hineinzuärgern brauche!" rief er ihm nach.

Der Schreiber ging in Verbitterung, Empörung und Jammer nach Hause. Dort setzte er sich an den Tisch und schrieb ein Märchen, das Märchen vom eingebildeten Dichter. All sein Elend schrieb er sich von der Seele herunter, alles Unrecht der Welt zeigte er auf. Stunde um Stunde schrieb er daran.

Da schickte der Dichter wieder zu ihm, er solle sogleich kommen, er habe neue Gedanken und müsse sie ihm augenblicklich diktieren.

„Sage deinem Herrn, daß ich nicht mehr komme", erwiderte der Schreiber dem Boten. Dieser ging, und der Schreiber setzte sich wieder an sein Märchen. Aber es wollte ihm kein Satz mehr so recht gelingen. Er mußte zuviel daran denken, daß er nunmehr ohne Lohn und Brot arbeite.

Die Tage gingen hin. Des Schreibers Ersparnisse wurden kleiner und kleiner. Bald würde er den letzten Pfennig ausgegeben haben.

Eines Morgens schickte der Dichter wieder seinen Boten. Wenn der Schreiber bis zum Mittag komme, dürfe er wieder für ihn schreiben.

Der Schreiber überlegte angestrengt und schmerzlich. Schließlich begab er sich auf den Weg zum Dichter. Dieser empfing ihn sehr ungnädig, Ein Drittel des Gehalts, so erklärte er, werde vorerst einbehalten, weil der Schreiber sich so ungehorsam gezeigt habe. Wenn er tätige Reue zeige, würde ihm der Monatslohn wieder in alter Höhe ausgezahlt werden. Dazu biete sich sogleich Gelegenheit – er teile ihm gütigst mit, daß er ein Märchen zu dichten beabsichtigte. Bis morgen könne der Schreiber darüber pflichtbewußt nachdenken; dann würde man weiter daran arbeiten.

Der Schreiber ging sehr bedrückt nach Hause. Und er dachte darüber nach, wie das Märchen heißen solle. Es fiel ihm aber rein gar nichts ein.

Als er am anderen Tage zum Dichter kam, saß der wie früher in seinem Polstersessel und rauchte und trank. „Was hatten wir gestern begonnen?" fragte er den Schreiber streng.

Und nun – es muß doch so etwas wie gute Geister geben – sagte dieser ganz ruhig: „Das Märchen vom Dichter."

„Ganz recht, das Märchen vom Dichter. Wie weit waren wir damit gekommen?"

„Ein sehr berühmter, gefeierter und geliebter Dichter hatte so viele Gedanken, daß er sich einen gewandten Schreiber halten mußte, auf daß dieser alle seine Einfälle zu Papier bringe –", hob der Schreiber an, über sich selber verwundert.

„Richtig! Gut!" bestätigte der Dichter und strich sich selbstgefällig das Kinn. „Und weiter – ?"

„Der Schreiber war ein fleißiger und kluger Mann –" „Oho!" fiel der Dichter ein. „Warum das?"

„Die Idee des Märchens verlangt diesen Hinweis", erwiderte der Schreiber.

„Sollte ich solche Ideen geäußert haben?" bemerkte der Dichter kopfschüttelnd. Der Dichter fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte: „Nun, meinetwegen! Berichte weiter!"

Der Schreiber fühlte sein Blut heißer durch die Adern rauschen, er reckte sich auf und fuhr in seiner Erzählung fort: „Der Dichter aber wurde immer ärmer an Gedanken, er fand manchmal nicht . . ."

„Was?" schrie der Dichter auf. „Dies habe ich niemals gedacht, fabuliert oder gar diktiert! Du bist ein Betrüger, ein Fälscher meiner Werke!"

„– er fand manchmal nicht mehr den Stoff zur kleinsten Szene – – –“, fuhr der Schreiber unbeirrt fort.

„Schweig!“ brüllte der Dichter, wobei er im selben Augenblick einen teuflischen Stich in seinem kranken linken Bein verspürte und nicht – wie er beabsichtigt hatte – aufzuspringen vermochte.

„– und der Schreiber, der seit langem das, was dem Dichter fehle, aus eigenem geistigen Besitz zu dessen Werken beisteuerte, – – –“

„Du Teufel sollst das Maul halten!“ wimmerte der Dichter und vergrub sich in seinem Riesensessel.

„– schrieb zu guter Letzt die Werke des großen berühmten Dichters ganz auf eigene geistige Kosten. Einnahmen hatte er von dieser Produktion zwar keine, aber der Dichter erntete dafür um so mehr Ruhm, Ehre und Geld.“

„Du Lump hast betrügerische Absichten!“ zischte der Dichter.

„Du hast mich unausgesetzt betrogen!“ entgegnete scharf der Schreiber. „Ich habe gearbeitet – und du hast den Lohn eingezogen. Ich habe gesät – aber du hast geerntet! Nun ist es genug! Ich werde das Märchen vom Dichter veröffentlichen, und jedermann wird erfahren, daß die herrlichen Werke die deinen Namen so mit Glanz bedeckt und dein Bankkonto immer schwerer gemacht haben, nicht von dir, sondern von mir sind.“ Damit ging er und ließ den Dichter mit sich allein . . .

Aber er hatte die Macht des Dichters unterschätzt. Dieser rief nach dem Staatsanwalt. Der Schreiber kam vor ein Gericht und sollte beweisen, daß er der Verfasser der Werke des Dichters sei. Wie sollte er das tun? Er fand keine andere Möglichkeit als die, zu schwören, daß er zuerst einiges, dann immer mehr und mehr und zuletzt alles selbst erdacht und geschrieben habe.

Da lachten die Herren im Kreise, und einer unter ihnen gab ein psychiatrisches Gutachten über den Schreiber ab. Es war nicht gut. Man drohte dem Schreiber mit dem Irrenhaus.

Der Dichter aber verneigte sich dankbar im Kreise. Er lächelte zufrieden – obwohl ihn auch hier das Podagra zwickte –, als die Herren im Kreise ehrerbietig die Rücken krümmten. Mit einem vernichtenden Blick auf den Schreiber verließ er den Saal.

Der arme Schreiber, zu den Kosten des Prozesses verurteilt, sonst aber freigesprochen, wankte erschöpft nach Hause. Viele Tausende schöner Worte hatte er zum Ruhm und Gewinn des Dichters geschrieben. Er aber war ein armer, unbekannter Mann ohne Titel und Würden geblieben. Diese ungeheure Ungerechtigkeit erschütterte ihn so tief, daß er die Welt mit neuen Augen zu betrachten begann und sich jenen Menschen zuwandte, die des Dichters Werke nie gelesen hatten, und die ihn aufforderten, über ihr Leben zu schreiben. Solche Werke würde der eingebildete Dichter ihm niemals als Eigentum absprechen.

Ablehnungen

Welchem Autor wären nicht schon Arbeiten abgelehnt worden? Eine Freude ist es nie, den mehr oder minder dicken Umschlag mit dem eingesandten Manuskript und dem ablehnenden Bescheid zu erhalten. Aber es kommt auch hier auf das Wie an. Was meinen die Schriftsteller unter unseren Lesern zu der folgenden Begründung:

„Sehr geehrter Kollege, Ihr Manuskript hat uns sehr interessiert. Leider ist es zu umfangreich, als daß es in unseren Papierkörben Platz finden könnte. Daher senden wir es Ihnen anbei wieder zurück.“

Mehr Zartgefühl zeigte jene Redaktion die einem Autor schrieb:

„Hochverehrter Meister! Ihr herrliches Gedicht hat uns zu Tränen gerührt. Wie könnten wir uns vermessen, ein so geniales Werk durch Veröffentlichung in unserer bescheidenen, ärmlichen Zeitschrift zu entweihen! Daher legen wir es anbei wieder in Ihre Hände zurück.“

O diese Sprache!

Auerbachs Keller 1955

Will keiner trinken? Keiner lachen?
Ich will euch lehren Gesichter machen!

So beginnt im „Faust" die Szene in Auerbachs Keller. Diesen Keller gab und gibt es wirklich, er ist heute ein historisches Lokal. An den Wänden erinnern Bilder, Stiche und Scherenschnitte, Erstdrucke und Handschriften an den Dichter und sein Werk: der Gast vermeint, noch einen Hauch der Vergangenheit zu spüren – bis er die Karte der Speisen und Getränke aufschlägt. Dann aber ist er mitten drin in der Gegenwart, denn was liest er dort? Auf einer besonderen Seite, gleichsam der ganzen Karte zu Schmuck und Zier, prangen drei Sätze, die dem Verfasser unverkennbar Mühe gemacht haben, die aber dem geistigen Ahnherrn des Hauses die Faust aufs Auge setzen.

Der unterste der drei Sätze ist noch der harmloseste. Er lautet: „Speisen, Suppen und Kalte Gerichte siehe Standartkarte!" Zwei Rechtschreibefehler, wer wollte daran noch Anstoß nehmen?

Der zweite Satz verblüfft weniger durch eigenwillige Orthographie als vielmehr durch seine programmatische Bedeutung: „Individuelle Bedienung ist der Leitsatz des Personals der HO-G (Z) Auerbachs Keller." Bitte sehr, niemand wird etwas dagegen haben. Wer jedoch weiß die Zeichen HO-G (Z) zu deuten? Von den Fremden, die während der Messe das Lokal überfüllten, bestimmt keiner. Aber wahrscheinlich sind sie gar nicht über den ersten und obersten Satz hinausgelangt. Den versteht nicht einmal ein Deutscher: „Entspannung und Erholung unserer verehrten Gäste bedingt die weitgehendste Erfüllung Ihrer persönlichen Wünsche." Wer bedingt wen oder was? Was bedingt wer oder wen? Die Entspannung die Wünsche? Die Erfüllung die Erholung? Man greift sich an den Kopf. Und warum steigert der Verfasser „gehend – gehender – am gehendsten" anstatt „weit – weiter – am weitesten"?

Weil sein Sprachgefühl verkümmert und verbildet ist. Es ist, als könnten die Menschen nicht mehr in Verben, sondern nur noch in Substantiven denken. Die verehrten Gäste entspannen und erholen sich nicht, und das Personal der HO-G Klammer Z erfüllt nicht die Wünsche, sondern Entspannung und Erholung bedingt die Erfüllung. Das ist Krampf und nochmals Krampf.

Der Krampf beginnt schon damit, daß die davon Befallenen offenbar keine leeren Seiten sehen können. Daß eine Gaststätte, noch dazu eine berühmte, altangesehene, sich nach besten Kräften bemüht, die Wünsche ihrer Gäste zu erfüllen, ist eine Selbstverständlichkeit. Wenn ein Wirt darüber viele Worte verlieren zu müssen glaubt, noch dazu solche Worte wie hier, so wird er wohl nie in seinen Räumen den klassischen Cantus der Zecher zu hören bekommen:

Uns ist ganz kannibalisch wohl,
als wie fünfhundert Säuen!

Dr. Kurt Richter

Übertriebenes Entgegenkommen

Einem – sonst recht ansprechenden – Werbesprospekt unserer Schwesterzeitschrift „Aufbau" liegt eine Bestellkarte bei, deren Text so anfängt:

„Ich bestelle ab ... (folgen eineinhalb Blankozeilen) ... Exemplare AUFBAU zur Fortsetzung."

Formulare zum Abbestellen einer Zeitschrift waren eigentlich bisher nicht üblich. Zumindest ist kein Grund erkennbar, sie den Leuten als Aufforderung gratis ins Haus zu schicken. Die Leser der „Neuen Deutschen Literatur" dürfen versichert sein, daß wir nicht die Absicht haben, dem hier gegebenen Beispiel zu folgen.

Politische Grammatik

Einer Meldung über den Streit, der zwischen den Kabinetten von Bonn und Paris um die Auslegung des Saar-Kuhhandels entbrannt ist, gibt die „Berliner

Zeitung" die Überschrift: „Das deutsche und französische Volk soll getäuscht werden."

Diese Ausdrucksweise könnte beinahe vermuten lassen, die Bestrebungen zur Schaffung eines Nationalitäten-Mischmaschs unter „europäischem" Banner hätten ihr Ziel erreicht: ein Volk, das zugleich deutsch und französisch sei, solle getäuscht werden.

In Wirklichkeit verhält es sich natürlich anders. In Wirklichkeit wollte der Redakteur, der die Überschrift verfaßte, sagen: „*Das* deutsche *und das* französische Volk *sollen* getäuscht werden." Er wußte nur nicht, daß man auch mit der Grammatik Politik machen kann.

Schwarz eingerahmt

Selbstkritisches

Der Verlag Das Neue Berlin schreibt uns:

Liebe Kollegen,

Wir sind ehrlich erfreut darüber, daß Sie in der Nummer 3 der NDL den Tatsachenroman „Unternehmen Thunderstorm" unseres Autors Wolfgang Schreyer besprochen haben.

Dankbar wären wir Ihnen, wenn Sie Ihren Lesern mitteilen würden, daß der Roman nicht, wie irrtümlich von Ihnen angegeben, im Verlag Neues Leben, sondern bei uns erschienen ist. Man könnte dies, so denken wir, sogar in der Rubrik „Schwarz eingerahmt" tun, nicht wegen der Tatsache an sich, die man nachträglich begrüßen oder bedauern, aber nicht mehr ändern kann, sondern weil eine so offen geübte Selbstkritik die Absicht Ihrer Redakteure, in Zukunft auch auf Kleinigkeiten zu achten, herausstellen würde.

P. S. „Müsch" statt „Münch" und „Bor-Komorowski" statt „Bor-Komarowski" – dies aber nur für den Kollegen Schellenberger, dem wir im übrigen für seine Rezension dankbar sind.

Der General, der Fähnrich...

Dem Theater- und Filmregisseur Martin Hellberg blieb es vorbehalten, aus dem Begriff der geistigen Rangordnung ein System kritischer und künstlerischer Dienstgrade abzuleiten (siehe „Weltbühne", X/12). Lothar Creutz, der es unternommen hatte, eine Inszenierung Hellbergs zu kritisieren, wird als „Fähnrich" tituliert und wegen seines undisziplinierten Verhaltens von der ranghöheren Charge Hellberg kräftig heruntergeputzt. (Fortsetzung unter „Rot eingerahmt")

Rot eingerahmt

... und die Zivilisten

Erfreulich ist, daß, ebenfalls in der „Weltbühne" (X/14), einige schlichte Zivilisten dem zusammengestauchten Fähnrich Creutz zu Hilfe geeilt sind. Sie haben sich von Hellbergs Epauletten und Orden nicht abschrecken lassen, sondern mit höflicher Bestimmtheit ihre Ansicht vorgetragen, daß die Kritik nicht mit einem Exerzierreglement verwechselt werden dürfe. Wir gestatten uns, dieser Auffassung in aller Bescheidenheit beizupflichten, hoffend, daß der befehlsgewaltige Kunstkommandeur Hellberg uns nicht ein nachträgliches Strafexerzieren aufbrummen wird.

Diesem Heft ist eine Kunstdruckbeilage vorangestellt. Sie enthält ein Schillerbild (nach einem Ölgemälde von Anton Graff aus dem Jahre 1786) und einen Brief Thomas Manns mit einem Gruß an die Leser unserer Zeitschrift.

Belletristik

Johannes R. Becher: Sternbilder auf Erden, Dichtungen, Aufbau-Verlag, 661 S., etwa DM 8,70

Johannes R. Becher: Als ich wiederkam, Dichtungen, Nachwort von Georg Lukács, Aufbau-Verlag, 354 S., etwa DM 7,50

Johannes R. Becher: Vollendung träumend, Dichtungen, Einführung von Paul Rilla, Aufbau-Verlag, 366 S., etwa DM 7,50

Gerhard Harkenthal: Hochgericht in Toulouse, Mitteldeutscher Verlag, etwa 300 S., etwa DM 4,80

Curt Hotzel: Maskerade in Lützenburg, historische Erzählung, Verlag der Nation, 172 S., DM 4,20

Albert Hurny: Wanderfahrt auf Usedom, Verlag Neues Leben, 144 S. mit 53 Fotos, etwa DM 7,—

Jens Peter Jacobsen: Niels Lyhne (Taschenbuchroman), Verlag der Nation, etwa 250 S. DM 1,75

Günter Kunert: Unter diesem Himmel Gedichte, Verlag Neues Leben, 92 S., etwa DM 4,—

Jürgen Lenz: Ein Schiff lief aus, Verlag Neues Leben, etwa 288 S., etwa DM 4,80

Herbert Scurla: Alexander von Humboldt, Leben und Wirken, Band I, etwa 460 S., mit 24 Illustrationen, 1 Karte, Verlag der Nation, etwa DM 9,20

Jacob Wassermann: Der Aufruhr um den Junker Ernst, Verlag Volk und Welt, etwa 256 S., etwa DM 5,60

Gaston Monmousseau: Die Reisetasche des Jean Brécot aus der Touraine; mit einem Vorwort von Georges Cogniot, aus dem Französischen von *Stephan Hermlin*, Dietz Verlag, 166 S., DM 4,50

Steve Nelson: Die Freiwilligen, Erlebnisbericht vom Kampf gegen den Faschismus in Spanien; aus dem Amerikanischen von *Horst Höhne*, Dietz Verlag, 224 S., DM 4,80

Antonin Zapotocky: Rote Glut über Kladno, Erinnerungsroman; aus dem Tschechischen von *Eva Wolle*, Dietz Verlag, 455 S., DM 6,—

Sprach- und Literaturwissenschaft

Erich Fabian: Liebeslieder vor 2000 Jahren, Catull und seine Zeit, Carl Hinstorff Verlag, etwa 144 S., etwa DM 7,50

Joachim Müller: Wirklichkeit und Klassik, Verlag der Nation, etwa 320 S., DM 9,80

Über Kinderliteratur, aus dem Russischen von *Gertrud Eschbach*, Der Kinderbuchverlag, 352 S., etwa DM 8,50

Das Verbandsorgan des Deutschen Schriftstellerverbandes

„Der Schriftsteller"

ist jetzt im Postabonnement erhältlich. Die Zeitschrift erscheint zweimal monatlich auf je 24 Seiten und kostet im Vierteljahr 1,80 DM. Sie kann bei jedem Postamt oder bei den Postboten bestellt werden. Fordern Sie unverbindlich und kostenlos eine Probenummer von der Redaktion, Berlin W 8, Friedrichstr. 169, Telefon 22 57 71, Apparat 125.

Thomas Mann und Schiller, von Eberhard Hilscher, „Aufbau" H. 3/55/S. 225

Der Dichter des „Don Carlos", von Alexander Abusch, „Aufbau" H. 3/55/S. 211

Inhalt und Pathos in Schillers Dramen, von Alexander Abusch, TR 30. 3. 55/S. 4

Arbeiter diskutieren mit Schriftstellern über Literatur, von Willi Bredel, „Tribüne" 12. 3. 55 S. 4

Der Autor und seine Leser (Ein Gespräch um den Roman „Die Patrioten"),„Aufbau" H. 3/55/S. 229

Das Feuer (Zum Neuerscheinen von Henri Barbusses „Feuer"), von Arnold Zweig, TR 31.3.55/S. 4

Die editorische Arbeit an den Schriften Georg Forsters, von Dr. Gerhard Steiner, WA H. 3/55/S. 165

Über die Charaktere der Helden unserer Zeit, von Konrad Schwalbe, DF H. 1/55/S. 1

Einige Mißverständnisse (Diskussionsbeitrag zu Fritz Erpenbecks Besprechung des „Kaukasischen Kreidekreises"), von Hans-Joachim Bunge, ThdZ H. 3/55/S. 15

Idee und Sprache des Bühnenmärchens, von Werner Hecht, ThdZ H. 3/55/S. 9

Nasir und Plagiat, von Alfred Kurella, ThdZ H. 3/55/S. 3

Materialien des II. Unionskongresses der sowjetischen Schriftsteller, KL H. 2/55

Abkürzungen

ThdZ = Theater der Zeit
DF = Deutsche Filmkunst
KL = Kunst und Literatur
WA = Wissenschaftliche Annalen
TR = Tägliche Rundschau

„Neue Deutsche Literatur", Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Verlag Volk und Welt, Berlin W 8, Taubenstraße 1–2, Fernsprecher 225851. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 225771. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Druck: IV-14-48 Volksstimme, Verlag und Druckerei, Magdeburg, Lizenz-Nr. 1313.

BERTOLT BRECHT

STÜCKE

Band I–IV · Je etwa 320 Seiten · Holzfreies Papier
Ganzleinen je etwa DM 8,40

Mit vier einzeln erhältlichen Bänden eröffnet der Aufbau-Verlag die Herausgabe des gesamten dramatischen Werkes von Bertolt Brecht. Die Stücke sind chronologisch geordnet, die Bände I bis IV enthalten Werke aus den Jahren 1918 bis 1930.
Weitere Bände werden etwa Ende dieses Jahres folgen.

Inhalt:

Band I: Bei Durchsicht meiner ersten Stücke. Baal. Trommeln in der Nacht. Im Dickicht der Städte.

Band II: Leben Eduards des Zweiten von England. Mann ist Mann.

Band III: Die Dreigroschenoper. Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny. Das Badener Lehrstück vom Einverständnis.

Band IV: Die heilige Johanna der Schlachthöfe. Der Jasager und Der Neinsager. Die Maßnahme.

AUFBAU-VERLAG BERLIN

SOEBEN ERSCHIENEN

HAMMER UND FEDER

Deutsche Schriftsteller aus ihrem Leben und Schaffen

650 Seiten, Ganzleinen 11,80 DM

Achtunddreißig der bedeutendsten fortschrittlichen deutschen Schriftsteller der Gegenwart, die sich mit ihren Werken für den Kampf der Arbeiterklasse um eine humanistische Kultur und eine neue deutsche Nationalliteratur eingesetzt haben, berichten in diesem Sammelband aus ihrem Leben. Die Beiträge befassen sich jeweils mit einem revolutionären Erlebnis und dem Bericht darüber, wie sie zum Schreiben gekommen sind. Der Sammelband spiegelt somit ein Stück der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und gleichzeitig ein Stück der deutschen Literaturgeschichte wider.

Das Werk enthält Beiträge der Schriftsteller Johannes R. Becher · Bertolt Brecht · Willi Bredel · Elfriede Brüning · Eduard Claudius · Walter Dehmel · Fritz Erpenbeck · Walter Gorrish · E. R. Greulich · Karl Grünberg · Harald Hauser · Stephan Hermlin · Kurt Huhn · Werner Ilberg · Wolfgang Joho · Peter Kast · Jan Koplowitz · Paul Körner-Schrader · Alfred Kurella · Peter Martin Lampel · Berta Lask · Hans Lorbeer · Hans Marchwitza · Otto Müller-Glösa · Karl Mundstock Peter Nell · Jan Petersen · Ludwig Renn · Recha Rothschild · Heinrich Ernst Siegrist · Ludwig Turek · Alex Wedding · Erich Weinert F. C. Weiskopf · Friedrich Wolf · Max Zimmering · Hedda Zinner Arnold Zweig

VERLAG TRIBÜNE BERLIN

Geschichtliche Zeit-Tafeln

Die von unserem Institut als Ergänzung unserer Halbmonatszeitschrift

DOKUMENTATION DER ZEIT

Gesamtdeutsches Informations-Archiv

entwickelten Zeit-Tafeln umfassen jeweils eine bestimmte Thematik. Sie bringen alle wesentlichen Ereignisse zum Thema in knapper Form. Genaue Quellenangaben ermöglichen schnellstes Auffinden angeführter Dokumente. Umfangreiche Sach- und Personenregister erleichtern die Arbeit mit den Zeit-Tafeln. Sie stellen ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden politisch interessierten Menschen dar, der sich in der Gegenwartsgeschichte schnell orientieren will.

Band I (grün) DER KAMPF UM DIE NATIONALE EINHEIT UND UM EINEN FRIEDENSVERTRAG MIT DEUTSCHLAND

Chronik 1945–1953

4. Auflage · 120. Tausend · 80 Seiten · DM 1,50

Band II (rot) DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK 1945–1954

Das Wachsen unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates

1. Auflage · 100. Tausend · 120 Seiten · DM 2,—

Band III (gelb) FREIE WAHLEN · DEUTSCHE SAAR · EUROPA 1954

Drei Themen, die bei allen Verhandlungen über die Wiedervereinigung Deutschlands von aktueller Bedeutung sind.

120 Seiten (in Vorbereitung)

DEUTSCHES INSTITUT FÜR ZEITGESCHICHTE

An unsere Leser

Immer wieder gehen uns Klagen zu, die „Neue Deutsche Literatur" sei im Buchhandel und in den Kiosken nicht oder nicht in genügend großer Zahl vorrätig. Der für Sie sicherste und einfachste Weg, die „Neue Deutsche Literatur" regelmäßig zu erhalten, ist und bleibt das feste Abonnement. Zugleich helfen Sie damit die wirtschaftliche Grundlage der Zeitschrift sichern. An alle unsere Leser, soweit sie nicht schon Abonnenten sind, richten wir deshalb die Bitte, es zu werden. Schreiben Sie an den Verlag, oder teilen Sie Ihrem Postboten Ihren Wunsch mit, sich auf die „Neue Deutsche Literatur" zu abonnieren.

Unsere Zeitschrift wendet sich an alle literaturinteressierten Menschen in beiden Teilen Deutschlands. Denen, die uns schon kennen, brauchen wir uns nicht erst vorzustellen. Aber wir bitten unsere Freunde, uns zu helfen, den Kontakt mit allen jenen zu finden, die uns, obwohl wir ihnen das bringen, was sie brauchen und suchen, noch nicht kennen. Werben Sie neue Leser und Abonnenten für die „Neue Deutsche Literatur". Für je sechs von Ihnen geworbene neue Abonnenten gewähren wir Ihnen als Prämie Ihr eigenes Abonnement für die entsprechende Zeitdauer kostenlos (oder zahlen Ihnen auf Wunsch, falls Sie bereits Abonnent sind, den einem Abonnement entsprechenden Betrag aus). Teilen Sie uns die Namen der von Ihnen geworbenen Abonnenten auf der folgenden Liste mit:

Ich habe folgende neue Abonnenten für die NDL geworben:

1. .....
(..... Monate)
Abonnementsdauer

2. .....
(..... Monate)
Abonnementsdauer

3. .....
(..... Monate)
Abonnementsdauer

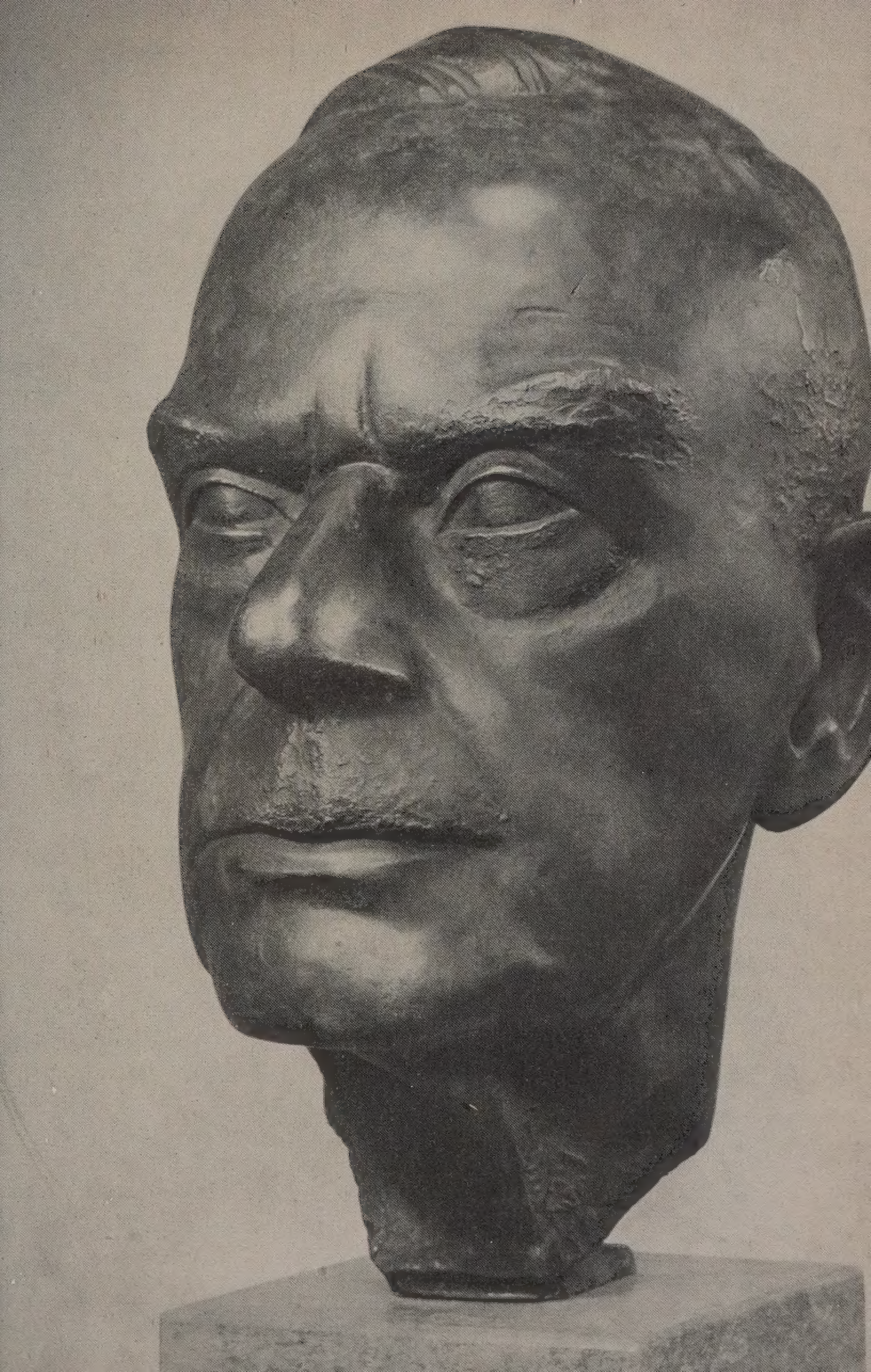
4. .....
(..... Monate)
Abonnementsdauer

5. .....
(..... Monate)
Abonnementsdauer

6. .....
(..... Monate)
Abonnementsdauer

Name und Anschrift des Werbers: .....

.....

Gegebenenfalls können Sie nach diesem Modell weitere Listen anlegen. Die Verrechnung der Prämien erfolgt nach Ihren Wünschen, sobald die Abonnements abgeschlossen sind.

Verlag Volk und Welt, Berlin W 8, Taubenstraße 1-2